

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und  
Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin  
1892**

1

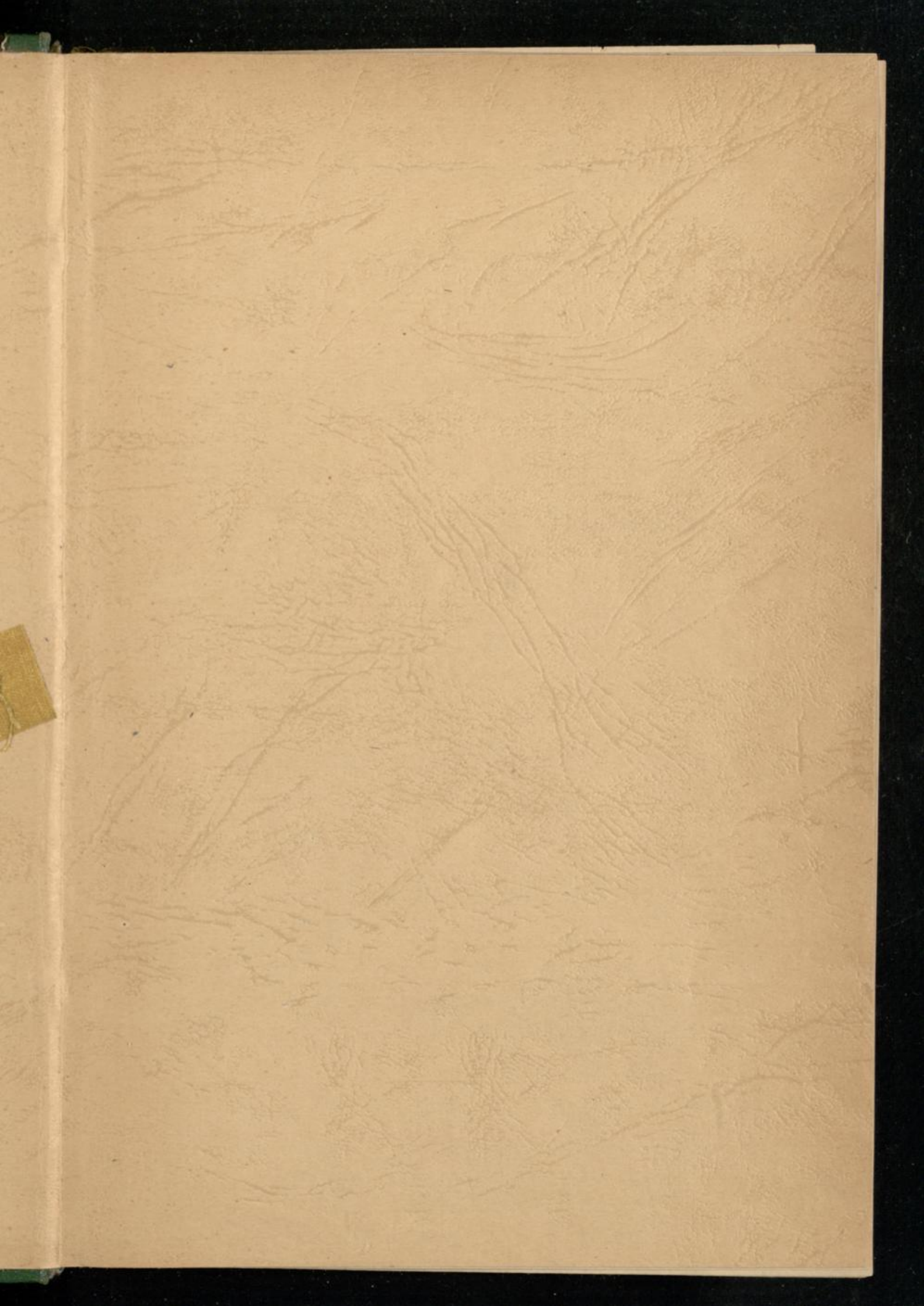
men-

7  
4

2

0  
0

D 120



SCHERKAR

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.



394

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

*Landesgeschichtliche  
Vereinigung für die  
Mark Brandenburg*

I. Jahrgang 1892/93.

~~Touristen-Club~~

~~Mark Brandenburg.~~

~~Berlin, 1893.~~

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei.

Bernburgerstrasse 14.

*No. 3.  
6. 93*

Brandenburg

Verzeichnis

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

PROVINZ BRANDENBURG



2572


 Universität  
 Potsdam

**Universitäts-  
 bibliothek**

Inventarnr.



\*16003285\*

3  
8-  
3-  
1-  
te  
u

## Vorwort.

Dies Monatsblatt wird in mindestens zwölf Nummern jährlich herausgegeben und ist zur Verbreitung der geschäftlichen Nachrichten sowie zur Aufnahme kleinerer wissenschaftlicher Mitteilungen bestimmt, während grössere Abhandlungen u. dgl. dem in zwanglosen Heften später herauszugebenden Archiv der Gesellschaft vorbehalten bleiben.

Zuschriften und Mitteilungen für das Monatsblatt und das Archiv sind unter der Adresse des Märkischen Provinzial-Museums Berlin C, Breite Strasse Nr. 20a einzusenden.

Die Mitglieder erhalten das Monatsblatt unentgeltlich.

Die Einsender grösserer Mitteilungen für das Monatsblatt haben Anspruch auf unentgeltliche Lieferung von zwanzig Exemplaren der betreffenden Nummern.

Mitteilungen ohne Namen oder unter fingiertem Namen des Verfassers bleiben unberücksichtigt.

Berlin, den 19. April 1892.

### Der Vorstand.

- |  |  |  |
|--|--|--|
| <b>von Levetzow,</b><br>Ehrenpräsident.          | <b>R. Zelle,</b><br>Erster Vorsitzender.               | <b>Ernst Friedel,</b><br>Zweiter Vorsitzender. |
| <b>Dr. Carl Bolle,</b><br>Erster Beisitzer.      | <b>Professor Dr. Carl Euler,</b><br>Zweiter Beisitzer. | <b>Ferdinand Meyer,</b><br>Erster Schriftwart. |
| <b>Dr. Eduard Zache,</b><br>Zweiter Schriftwart. | <b>Eugen Landau,</b><br>Pfleger.                       | <b>Wilhelm Ritter,</b><br>Schatzmeister.       |
|  | <b>Paul Schmidt,</b><br>Bibliothekar.                  | <b>Wilhelm Weber,</b><br>Archivar.             |



## Satzungen

### der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

---

#### § 1.

Die im März 1892 begründete Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Abkürzungsname: Brandenburgische Gesellschaft) bezweckt:

- A. die Förderung der Landeskunde, der Altertumskunde und der Geschichtskunde der Provinz Brandenburg einschliesslich des Stadtkreises Berlin durch Wort und Schrift;
- B. die Unterstützung des den gleichen Zwecken dienenden Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin mit Rat und That;
- C. den Schutz der natürlichen und geschichtlichen National-Denkmäler innerhalb des Gebietes, beziehendlich die Unterstützung der dem Denkmalschutz dienenden Anordnungen der Behörden;
- D. das wissenschaftliche Zusammenarbeiten und die kollegialische Verständigung mit den innerhalb des Gebietes vorhandenen Vereinigungen verwandter Richtung.

#### § 2.

Die Gesellschaft hat ihren Sitz zu Berlin.

#### § 3.

Das Geschäftsjahr läuft vom 1. April bis zum 31. März.

#### § 4.

Das Vermögen der Gesellschaft besteht aus den Beiträgen der Mitglieder und der Behörden, ingleichen aus den Stiftungen, ausserdem aus den Büchern, Urkunden, Bildern, Karten, Plänen etc., sowie den sonstigen Sammlungs- und Einrichtungsgegenständen.

#### § 5.

Die Gesellschaft besteht aus ordentlichen, korrespondierenden und Ehrenmitgliedern, sowie aus den Gönnern. Diese sämtlichen Personen und der Ehrenpräsident haben Anspruch auf unentgeltliche Lieferung der regelmässigen Vereinschriften.

§. 6.

Die Organe der Gesellschaft sind der Vorstand und der Ausschuss. Beide Körperschaften sind befugt, sich innerhalb der Satzungsbestimmungen eigene Geschäftsanweisungen zu geben. Insbesondere soll es dem Vorstand gestattet sein, für einzelne wissenschaftliche Gebiete oder Zwecke besondere wissenschaftliche Ausschüsse zu bilden.

§ 7.

Als ordentliche Mitglieder können sowohl selbständige Personen beiderlei Geschlechtes, als auch juristische Personen, Körperschaften, Gesellschaften, Vereine u. s. f. aufgenommen werden. Die letzteren haben als solche nur Anrecht auf Eine Stimme.

§ 8.

Zu korrespondierenden Mitgliedern können nur ausserhalb der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin wohnhafte Personen ernannt werden, welche der Gesellschaft wiederholt förderlich gewesen sind. — Korrespondierende Mitglieder, welche ihren Wohnsitz in der Provinz Brandenburg oder im Stadtkreis Berlin nehmen, können der Gesellschaft als ordentliche Mitglieder beitreten. Einer besonderen Aufnahme derselben nach § 11 bedarf es nicht, die Betreffenden haben aber alsdann den laufenden Beitrag innerhalb 4 Wochen nach erklärtem Beitritt zu zahlen.

§ 9.

Zu Ehrenmitgliedern können Personen, ohne Rücksicht auf ihren Wohnsitz, gewählt werden, welche sich durch gemeinnützige oder wissenschaftliche Leistungen oder durch besondere Förderung der Gesellschaftszwecke verdient gemacht haben.

§ 10.

Zu Gönnern der Gesellschaft können Personen, ohne Rücksicht auf ihren Wohnsitz, gewählt werden, welche erhebliche Stiftungen für die Zwecke der Gesellschaft errichten. Die Namen der Gönner werden in ein besonderes Buch, „das Goldene Buch der Gesellschaft für Heimatkunde“, eingetragen, auch können die einzelnen Stiftungsmassen mit den Namen der Stifter bezeichnet werden.

Die Gönnerschaft tritt, sofern ihr durch den Vorstand wichtige Geldangelegenheiten unterbreitet werden, als begutachtender Finanzausschuss zusammen.

§ 11.

Die Aufnahme zum ordentlichen Mitglied der Gesellschaft erfolgt auf Vorschlag von zwei Mitgliedern.

Der Name des Vorgeschlagenen wird, unter Bezeichnung der Einführenden, schriftlich bekannt gemacht. Der Vorgeschlagene gilt als

aufgenommen, wenn bis zum Schluss der zweitnächsten Arbeitssitzung kein Einspruch beim Vorstand erhoben ist. Ueber einen mit Gründen und unter Namensnennung erhobenen Einspruch entscheidet der Vorstand mit dem Ausschuss zusammen in vertraulicher Sitzung durch einfache Stimmenmehrheit. Sprechen sich 10 oder mehr Mitglieder gegen die Aufnahme aus, so gilt die letztere ohne Weiteres selbst dann als abgelehnt, wenn die Widersprechenden keine Gründe anführen. In keinem Falle dürfen die Ablehnungsgründe dem Zurückgewiesenen mitgeteilt oder anderweitig veröffentlicht werden.

#### § 12.

Jedes ordentliche Mitglied zahlt jährlich einen Beitrag von 12 Mk., welcher nach Belieben in halbjährlichen Raten oder auf einmal entrichtet werden kann. Mitglieder, welche vor dem 1. Oktober eintreten, zahlen den ganzen, solche, welche nach dem 1. Oktober eintreten, den halben Jahresbeitrag. Vergleiche im Uebrigen § 14.

#### § 13.

Korrespondierende Mitglieder, Ehrenmitglieder und Gesellschaftsgönner sind vom Beitrag befreit. Andere Mitglieder können vom Beitrag nur durch übereinstimmenden Beschluss des Vorstandes und Ausschusses befreit werden. Vergleiche ferner § 15.

#### § 14.

Die Beitragsraten (§ 12) sind innerhalb der ersten 4 Wochen nach der Fälligkeit zu entrichten. Bei unterbleibender rechtzeitiger Zahlung erfolgt die Einziehung durch den Schatzmeister auf Kosten des Säumigen mittels Nachnahme gegen Uebersendung der Quittung bezw. der jährlichen Mitgliedskarte. Wird die Zahlung des Beitrags verweigert oder bleibt das Mitglied mit dem Beitrag über 1 Geschäftsjahr im Rückstande, so kann durch Beschluss des Vorstandes — unbeschadet des Rechts auf Einziehung des Beitrages — festgesetzt werden, dass die Mitgliedschaft des Säumigen verwirkt sei.

#### § 15.

Ein ordentliches Mitglied, welches einen einmaligen Beitrag von mindestens 300 Mk. zahlt, ist von Zahlung der Jahresbeiträge fernerhin entbunden.

#### § 16.

Der Ausschluss eines Mitgliedes muss erfolgen, wenn dasselbe durch rechtskräftiges Urteil mit einer entehrenden Strafe belegt ist. Der Ausschluss kann stattfinden, wenn das Mitglied durch fortgesetztes Verhalten die Achtung der Gesellschaft schädigt. Im ersten Falle erfolgt die Ausschliessung durch Vorstandsbeschluss, im zweiten Falle,

nachdem der Beteiligte gehört worden ist, durch übereinstimmenden Beschluss des Vorstandes und Ausschusses in geheimer Sitzung. In der Einladung zu letzterer muss die Angelegenheit als Gegenstand der Tagesordnung bezeichnet werden. Gegen diese Entscheidung ist weder der Rechtsweg noch eine Beschwerde oder Berufung zulässig. Ueber die bezüglichen Verhandlungen selbst ist Stillschweigen zu beobachten.

#### § 17.

Die Ehrenmitglieder und die Gönner werden von der Gesellschaft in ordentlicher Sitzung auf übereinstimmenden Vorschlag des Vorstandes und des Ausschusses gewählt.

#### § 18.

Der Vorstand besteht aus:

1. einem Ehrenpräsidenten,
2. einem Ersten Vorsitzenden,
3. einem Zweiten Vorsitzenden,
4. einem Ersten Beisitzer.
5. einem Zweiten Beisitzer,
6. einem Ersten Schriftwart,
7. einem Zweiten Schriftwart,
8. einem Pfleger,
9. einem Schatzmeister,
10. einem Archivar,
11. einem Bibliothekar.

Die Mitglieder des Vorstandes — mit Ausnahme des Ehren-Präsidenten — werden aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder gewählt.

Urkunden, welche den Verein vermögensrechtlich nach aussen hin verpflichten sollen, sind im Namen der Gesellschaft vom Ersten Vorsitzenden, im Behinderungsfalle von seinem Vertreter, und mindestens zwei anderen Vorstandsmitgliedern zu unterzeichnen.

Die Einladungen zur Vorstandssitzung erfolgen durch den Ersten Vorsitzenden, im Behinderungsfalle durch seinen Vertreter. Eine Vorstandssitzung muss stattfinden, wenn 3 Vorstandsmitglieder schriftlich darauf antragen.

Zur Beschlussfähigkeit des Vorstandes genügen 5 Mitglieder desselben. Die Beschlüsse des Vorstandes werden mittels einfacher Stimmenmehrheit gefasst. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Die Beschlüsse sind im Protokollbuch zu vermerken, auch vom Vorsitzenden und Protokollführer zu unterzeichnen.

1. Der Ehrenpräsident. Die Gesellschaft kann, insofern sie es für wünschenswert erachtet, einen Ehrenpräsidenten erwählen, ohne

hierbei auf die Mitglieder beschränkt zu sein. Die Wahl erfolgt auf unbeschränkte Zeit in der April-Versammlung.

Einer Mitwirkung des Ehrenpräsidenten bei Erledigung der dem Vorstände obliegenden Geschäfte bedarf es nicht. Sobald der Ehrenpräsident erscheint, steht ihm das Recht des obersten Vorsitzes zu, auch übt er alle Mitgliederbefugnisse aus. Vom Mitgliederbeitrag ist er dauernd entbunden.

2. Dem Ersten Vorsitzenden liegt die Repräsentation der Gesellschaft nach innen und aussen vorzugsweise ob, soweit der Ehrenpräsident hierauf keinen Anspruch erhebt. Der Erste Vorsitzende hat auf die Aufrechterhaltung eines allseitigen guten Einvernehmens in der Gesellschaft Bedacht zu nehmen. Er führt den Vorsitz in sämtlichen Versammlungen der Gesellschaft und des Vorstandes und leitet dieselben. Er bestimmt die Reihenfolge der Beratungsgegenstände, der Vorträge, Besprechungen und der Veröffentlichungen der Gesellschaft. Ihm steht die Anberaumung der örtlichen Besichtigungen, Ausflüge, Wanderversammlungen und Festlichkeiten, sowie die Bestimmung zu, ob hierbei Gäste zuzulassen sind, bezw. unbeschränkte Öffentlichkeit stattfinden soll. Für alle diese Fälle hat er die Tagesordnung festzustellen. Er ist berechtigt, einzelne seiner Geschäfte dauernd oder zeitweilig auf den Zweiten Vorsitzenden zu übertragen.

3. Der Zweite Vorsitzende übernimmt die Geschäfte des Ersten Vorsitzenden, soweit dieser ihm solche überträgt, ausserdem bei längerer Behinderung desselben.

4. Der Erste Beisitzer tritt entsprechend im Falle einer Behinderung des Zweiten Vorsitzenden ein.

5. Der Zweite Beisitzer tritt entsprechend im Falle der Behinderung des Ersten Beisitzers ein.

6. Der Erste Schriftwart führt die Mitgliederliste und das Protokoll in den Hauptversammlungen; er verfasst und besorgt die Einladungen zu den Vereinssitzungen wie zu den örtlichen Besichtigungen, Ausflügen, Wanderversammlungen und Festlichkeiten. Die Vorbereitung zu diesen örtlichen Besichtigungen, Ausflügen, Wanderversammlungen und Festlichkeiten liegt ihm ob, er kann sich dazu, unter seiner verantwortlichen Oberleitung, der Mithilfe anderer Mitglieder des Vereins bedienen. Er überwacht den Druck der Vereinschriften und vermittelt den Austausch derselben.

7. Der Zweite Schriftwart vertritt den Ersten Schriftwart im Falle der Behinderung und führt in allen Versammlungen das Protokoll, soweit dies Amt nicht dem Ersten Schriftwart obliegt, überwacht auch das Fremdenbuch, in welches die Gäste der Gesellschaft einzutragen sind.

8. Der Pfleger verwaltet das Gesellschaftsvermögen, einschliesslich der in Geldeswerth bestehenden Stiftungen, und führt das Goldene Buch der Gönner. Soweit nichts Anderes vom Vorstande ausdrücklich beschlossen wird, ist der Effektenbesitz der Gesellschaft bei der Reichsbank zu deponieren. Im März jeden Jahres berichtet der Pfleger dem Vorstande und Ausschuss und in der jährlichen Hauptversammlung den Mitgliedern über den Vermögens- beziehendlich Stiftungsstand schriftlich. Vergleiche §§ 28 und 29. In zeitweiligen Behinderungs-fällen vertritt ihn der Schatzmeister.

9. Der Schatzmeister besorgt die Kassen-Angelegenheiten und führt die Rechnungsbücher des Vereins. Er quittiert über die Beiträge, belegt und verwahrt auch die sonstigen Einnahmen, soweit sie nicht an den Pfleger abzuliefern sind, kassenmässig. Zahlungen hat er, falls solche im Gesellschaftshaushalt nicht ein für alle Mal vorgesehen sind, nur dann zu leisten, wenn dieselben vom Ersten Vorsitzenden bzw. — in Behinderungs-fällen — von dessen Stellvertreter, ausserdem aber noch von einem anderen Vorstandsmitgliede angewiesen sind. Der Schatzmeister hat darauf zu sehen, dass die Zahlungen den betreffenden Haushaltstitel nicht überschreiten. Er hat auf etwaige Ueberschreitungen, sowie auf sonstige Zahlungsbedenken den Ersten Vorsitzenden rechtzeitig aufmerksam zu machen. Zahlungen, welche im Gesellschaftshaushalt nicht vorgesehen sind, bedürfen der vorgängigen Zustimmung des Vorstandes bis 100 Mk., bei grösseren Beträgen auch noch der Zustimmung des Ausschusses.

Der Schatzmeister legt in der jährlichen Hauptversammlung namens des Vorstandes gemäss § 29 die Rechnung für das verflossene Geschäftsjahr, sowie den Haushaltsentwurf für das folgende Geschäftsjahr, nach der Durchschnitts-Berechnung der letzten 3 Geschäftsjahre bearbeitet, vor und berichtet am 1. April jeden Jahres über den vorhandenen Bestand der einzelnen Abteilungen des Vereinshaushalts.

Er hat die Urkunde über die Brandversicherung des Gesellschaftseigentums in Verwahrung.

Bei zeitweiliger Behinderung vertritt ihn der Pfleger.

10. Der Archivar verwaltet die Urkunden und Handschriften sowie die sonstigen Sammlungen der Gesellschaft, jedoch nicht die Bücher, Karten, Pläne und bildlichen Darstellungen. — Er sorgt dafür, dass jene Gegenstände stets übersichtlich geordnet und verzeichnet sind, sowie dass die Benutzungsordnung streng innegehalten wird. Er vertritt bei Behinderung der Schriftwarte die letzteren. Zur jährlichen Hauptversammlung legt der Archivar ein übersichtliches Verzeichniss der Urkunden, Handschriften und Sammlungen vor. Der Archivar wird bei zeitweiliger Abwesenheit oder sonstiger Behinderung durch den Bibliothekar vertreten.

11. Der Bibliothekar verwaltet die Sammlung der Bücher, Karten, Pläne und bildlichen Darstellungen. Zur ordentlichen Hauptversammlung legt er ein übersichtliches Verzeichnis der Bücher, Karten, Pläne und Darstellungen der Gesellschaft vor. In Behinderungsfällen vertritt ihn der Archivar.

§ 19.

Die Vorstandsämter sind sämtlich unbesoldete Ehrenämter. Durch gemeinsamen Beschluss des Vorstandes und Ausschusses kann jedoch bestimmt werden, dass einem Vorstandsmitgliede beziehentlich einem anderweitigen Mitgliede, sei es für ausserordentliche Fälle, sei es für grössere fortlaufende Gesellschaftsarbeiten, eine besondere Entschädigung oder Beihilfe ausnahmsweise und zeitweilig gewährt werde. Die Höhe und die Dauer dieser Entschädigung oder Beihilfe wird durch gemeinsamen Beschluss des Vorstandes und Ausschusses festgestellt. In derselben Weise kann diese Entschädigung oder Beihilfe jeder Zeit entzogen werden.

§ 20.

Die Vorstandsmitglieder werden in der ordentlichen März-Sitzung durch Stimmzettel, und zwar auf 2 Geschäftsjahre, gewählt. Bei der Wahl hat jedes ordentliche Mitglied Stimmrecht. Ergiebt sich im ersten Wahlgange keine absolute Mehrheit, so findet zwischen den beiden Mitgliedern, welche die meisten Stimmen erhalten haben oder, bei einer grösseren Stimmgleichheit, durch das von der Hand des zeitigen Vorsitzenden zu ziehende Loos bestimmt sind, Stichwahl statt. Bleibt diese unentschieden, so entscheidet das von der Hand des zeitigen Vorsitzenden zu ziehende Loos. Auf Antrag eines ordentlichen Mitgliedes kann die Wahl durch mündliche Zustimmung erfolgen, sofern kein Widerspruch erhoben wird.

§ 21.

Im Falle des Ausscheidens eines Vorstandsmitgliedes im Laufe der 2jährigen Wahlperiode ergänzt sich der Vorstand für die Zwischenzeit durch Selbstwahl.

§ 22.

Der Ausschuss hat die Aufgabe, dem Vorstand in allen wichtigen Angelegenheiten als Beirat zu dienen. Er besteht aus mindestens 6 und höchstens 12, aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder zu wählenden Personen. Der Vorstand bestimmt, ob und wann innerhalb der zweijährigen Geschäftsperiode der Ausschuss über jene Mindestzahl hinaus zu verstärken sei.

§ 23.

Die Wahl der Ausschussmitglieder erfolgt alle 2 Jahre in der ordentlichen Sitzung des April. Bei derselben hat jedes ordentliche Mitglied Stimmrecht. Zum Zweck der Wahl hat der Vorstand eine Vorschlagsliste mit der doppelten Anzahl der zu wählenden Mitglieder

aufzustellen. Diese wird den Wählern mit der Einladung zur Sitzung zugestellt, und sind von ihnen in derselben die von ihnen gewünschten Personen aus der Zahl der aufgestellten Namen zu bezeichnen; jedoch steht es den Wählern frei, auch andere Mitglieder als die vom Vorstand vorgeschlagenen, in die gedachte Liste einzutragen beziehentlich zu wählen. Die also festgestellte Vorschlagsliste dient als Stimmkarte. Stimmkarten nicht erschienener Mitglieder bleiben unberücksichtigt. Diejenigen Personen, welche hiernach die einfache Stimmenmehrheit haben, gelten als gewählt. Bei Stimmgleichheit entscheidet das von der Hand des die Versammlung leitenden Vorsitzenden zu ziehende Loos. Frühere Mitglieder des Ausschusses sind wiederwählbar.

#### § 24.

Der Ausschuss erwählt aus seiner Mitte einen Obmann, der in den Ausschusssitzungen den Vorsitz führt, desgleichen einen Obmann-Stellvertreter.

Der Obmann beruft den Ausschuss, so oft er dies notwendig erachtet, oder die Einberufung, sei es zum Beirat des Vorstandes von letzterem, sei es von der Hälfte der Ausschussmitglieder unter kurzer Angabe der Veranlassung, beantragt wird. Im letzteren Falle hat die Einberufung binnen längstens 2 Wochen zu erfolgen.

Der Ausschuss ist nur bei Anwesenheit von mindestens der Hälfte seiner Mitglieder beschlussfähig. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Obmanns.

#### § 25.

Der Ausschuss nimmt, wenn er vom Vorstande als Beirat zugezogen wird, an dessen Sitzungen mit Stimmrecht teil.

#### § 26.

Alle für die gesamte Gesellschaft bestimmten Anträge und Mitteilungen des Ausschusses hat der Vorstand auf die Tagesordnung der nächsten Gesellschaftssitzung zu stellen und in dieser vorzugsweise zu berücksichtigen.

#### § 27.

Im Falle Ausscheidens von Ausschussmitgliedern im Laufe der zwei Geschäftsjahre ergänzt sich der Ausschuss durch Selbstwahl bis zu derjenigen Anzahl von Mitgliedern, welche er vor jenem Ausscheiden besass.

#### § 28.

Der Vorstand hat Anfangs März zunächst dem Ausschuss einen Geschäftsbericht über das ablaufende Geschäftsjahr zu erstatten und die Verwaltungsrechnung zu legen. Der Ausschuss prüft dieselbe und erteilt dem Vorstande, nach Erledigung etwaiger Bedenken, die Rechnungsentlastung. Vergleiche § 18 No. 8 und 9.



§ 29.

In der darauf folgenden ordentlichen März-Sitzung hat der Vorstand den Mitgliedern einen Verwaltungs- und Kassenbericht über das ablaufende Geschäftsjahr zu erstatten. Vergl. § 18 No. 8 und 9.

§ 30.

Die Gesellschaft hält der Regel nach in jedem Monat, mit Ausnahme des Juli, August und September, eine ordentliche Sitzung ab. Von diesen 9 ordentlichen Sitzungen sollen ein Teil in nicht öffentlichen Arbeitssitzungen, die übrigen in öffentlichen Sitzungen bestehen. Ausserdem kann der Vorsitzende, falls besondere Veranlassung dazu nach seinem Ermessen vorliegt, ausserordentliche Sitzungen anberaumen. In den letzteren können Beschlüsse über Angelegenheiten, welche die eigentliche Verwaltung der Gesellschaft betreffen, nur dann gefasst werden, wenn die Gesellschaft dieses in einer vorhergehenden ordentlichen Sitzung durch Mehrheitsbeschluss zugelassen hat.

Als Sitzungstag soll möglichst der letzte Mittwoch im Monat festgehalten, als Versammlungsort thunlichst das Rathaus, Ständehaus oder Märkische Museum gewählt werden.

Die Einladung zu den Sitzungen erfolgt schriftlich unter Mitteilung der Tagesordnung. Wegen sonstiger Veranstaltungen vergleiche § 18 No. 2 und 6.

§ 31.

Der Vorsitzende kann in den Sitzungen und Versammlungen den Gästen das Wort erteilen. Verhandlungen über Verwaltungssachen der Gesellschaft, desgl. die Wahlen finden unter Ausschluss der Gäste statt.

§ 32.

Eigene Sammlungen legt die Gesellschaft grundsätzlich nicht an, liefert vielmehr durch den Vorstand alle bei ihr eingehenden Sammlungsgegenstände an das Märkische Provinzial-Museum zu dessen freiem Eigentum ab, sofern dies städtische Institut die betreffenden Gegenstände übernehmen will. Ausgeschlossen von der Uebereignung sind diejenigen Gegenstände, welche der Vorstand dauernd oder zeitweise behalten will oder welche der Gesellschaft mit der ausdrücklichen Bedingung der Nichtübereignung an das Märkische Provinzial-Museum zugegangen sind. Auch eine leihweise Uebergabe von Sammlungsgegenständen der Gesellschaft an dieses Museum ist statthaft. Von dem Vorhandensein dieser Gegenstände im Museum hat sich der Archivar alljährlich zu überzeugen.

§ 33.

Abänderungen der Satzungen können a) vom Vorstand, b) vom Ausschuss oder c) von mindestens 25 ordentlichen Mitgliedern beantragt werden. Der Antrag muss in den Fällen zu b und c mindestens 6 Wochen vor der ordentlichen März-Sitzung beim Vorstand eingebracht werden. Der Wortlaut der Abänderungen ist allen ordentlichen Mitgliedern thunlichst 14 Tage vor der März-Sitzung schriftlich mitzuteilen.

Eine Abänderung der Satzungen kann nur mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der erschienenen ordentlichen Mitglieder beschlossen werden.

Vor der Beschlussfassung haben sich der Vorstand und der Ausschuss in der betreffenden Versammlung über die Aenderung zu äussern.

§ 34.

Eine Auflösung der Gesellschaft kann nur in derselben Weise wie eine Aenderung der Satzungen beschlossen werden. Der Beschluss erfordert zu seiner Giltigkeit die Anwesenheit der Hälfte der ordentlichen Mitglieder. Wird dieses Erfordernis in der betreffenden Sitzung nicht erreicht, so kann vom Vorstande mit Zustimmung des Ausschusses innerhalb 4 Wochen eine zweite Sitzung anberaumt werden, in welcher die Auflösung mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der erschienenen Mitglieder beschlossen werden darf, sofern in der Einladung zur Sitzung darauf hingewiesen ist.

§ 35.

Im Falle der Auflösung fällt das gesamte Vermögen der Gesellschaft (§ 4) an die Stadtgemeinde Berlin für die Zwecke des Märkischen Provinzial-Museums als freies Eigentum. Dies ist in dem Auflösungsbeschluss ausdrücklich auszusprechen.

Berlin, den 22. März 1892.

# Zusammensetzung der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg

zu Berlin. April 1892.

## Ehrenmitglieder.

Dr. von Achenbach, Staatsminister  
a. D., Königlicher Ober-Präsident  
der Provinz Brandenburg.

Adler, Geheimer Ober-Baurat, Prof.  
Theodor Fontane, Schriftsteller.

Dr. Max von Forckenbeck, Ober-  
Bürgermeister von Berlin.

Dr. Julius Rodenberg, Schriftsteller.

Dr. Wilhelm Schwartz, Gymnasial-  
direktor, Professor.

## Vorstand.

von Levetzow, Ehren-Präsident.

Zelle, I. Vorsitzender.

Ernst Friedel, II. Vorsitzender.

Dr. Carl Bolle, I. Beisitzer.

Prof. Dr. Carl Euler, II. Beisitzer.

Ferdinand Meyer, I. Schriftwart.

Dr. Zache, II. Schriftwart.

Eugen Landau, Pfleger.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Wilhelm Weber, Archivar.

Paul Schmidt, Bibliothekar.

## Ausschuss.

Dr. Schubart, Obmann.

Liebenow, Obmann-Stellvertreter.

L. Alfieri.

Dr. Bahrfeldt.

Bluth.

Buchholz.

Galland.

Dr. Aurel Krause.

Langen.

von Maltitz.

Dr. Matzdorff.

Dr. Reinhardt.

## Mitglieder.

Mit 3 Sternchen sind die Namen der ersten eigentlichen Stifter, mit 2 Sternchen diejenigen der 23 Herren, welche (sofern sie nicht unter den ersteren aufgeführt sind) in der vorberatenden Versammlung am 5. Februar 1892 im „Donatoren-Saal“ des Rathauses zugegen, und mit 1 Sternchen alle übrigen Mitglieder bezeichnet, welche bis zur ersten öffentlichen (Haupt-) Versammlung am 6. April hinzugetreten waren.

\* v. Achenbach, Ober-Präsident, Staats-  
minister a. D., Potsdam.

\* Adler, Geh. Ober-Baurat, Professor,  
Burggrafenstr. 15, W.

\* „Aegintha“, Verein für Vogelfreunde  
(Redakt. W. Lackowitz).

\* Ahrends, Elise, verw. Frau Stadtrat,  
Prenzlauer Allee 248, N.

\*\*\* Alfieri, L., Kaufmann, Breite-  
strasse 22, C.

\* Altrichter, Carl, Landgerichtssekre-  
tär, Brunnenstr. 75 III, N.

\* Ascherson, Paul, Professor, Dr.,  
Bülowstr. 51, W.

\*\*\* Bahrfeldt, E., Dr., Bank-Inspektor,  
Tempelhofer Ufer 3 a, SW.

\* Bamberger, Felix, vereid. Makler,  
Elsasserstr. 76 a, N.

\* Bloem, verw. Frau Rechnungsrat,  
Kronenstr. 3, W.

\* Bluth, Geh. Baurat und Konservator  
der Kunstdenkmäler, Steglitzer-  
strasse 51, W.

\* Boese, Johannes, Bildhauer, Mühlen-  
strasse 25, O.

\* Boetzow, Julius, Hoflieferant und  
Brauereibesitzer, Prenzlauer Allee  
242, N.

- \***Boetzow**, Hermann, Gutsbesitzer, Prenzlauer Allee 248, N.
- \***Boetzow**, F., Kaufmann, Prenzlauer Allee 5, N.
- \*\***Bolle**, Carl, Dr. ph., Bürger-Deputirter, Leipziger Pl. 14, W.
- \***Breithaupt**, Dr. jur., Nürnbergerstrasse 70, W.
- \***Brendicke**, Dr., Herausgeber des „Sammler“, Potsdamerstr. 61, W.
- \***Bünger**, Herm., Bankbeamter, Schöneberg, Hauptstr. 57.
- \*\*\***Buchholz**, Kustos, Charlottenstrasse 74/75, SW.
- \***Burckhardt**, Rentier und Stadtverordneter, Franseckistr. 5, N.
- \***Burkhardt**, Carl, Rentier und Eigentümer, Linkstr. 9, W.
- \***Clauswitz**, Dr., Stadtarchivar, Bernburgerstr. 28, SW.
- \***Dammann**, Albert, Kaufmann, Splittgerbergasse 2, S.
- \***Diersch**, Königl. Lotterie-Einnehmer u. Stadtverordneter, Burgstr. 21, C.
- \***Dönitz**, Martha, Frau Professor, Rathenowerstr. 83, NW.
- \*\***Dominik**, Redakteur und Schriftsteller, Nürnbergerstr. 70, W.
- \***Driesemann**, Rudolf, Bürger-Deputirter, Alexander-Ufer 3, NW.
- \***Dürnhöfer**, Dr., Literar-Historiker, Kreuzbergstr. 25 I, SW.
- \*\***Engel**, Georg, Schriftsteller, Prenzlauer Allee 4, N.
- \*\*\***Euler**, Prof. Dr., Unterrichts-Diregent der Königlichen Turnlehrer-Bildungsanstalt, Oranienburgerstrasse 60/63, N.
- \***Felber**, Emil, Verlagsbuchhändler, Blumenstr. 57, O.
- \***Fischer**, Louis, Rentier, Kronenstrasse 53, W.
- \***Fittbogen**, Theodor, Rentier, Schlegelstr. 4 I, N.
- \***Förster**, Dr., Geh. Regierungsrat, Encke-Platz 3a, SW.
- \***Fontane**, Theod., Schriftsteller, Potsdamerstr. 34c, W.
- \***von Forckenbeck**, Max, Dr., Oberbürgermeister von Berlin, Vossstrasse 15, W.
- \***Freising**, Königl. Universitäts-Tanzlehrer, Lützow-Ufer 19, W.
- \*\*\***Friedel**, Ernst, Stadtrat, Paulstrasse 4, W.
- \***Friedenthal**, Paul, Kommerzienrat, Lennéstr. 5, W.
- \***Fuhrmann**, Theod., Bankier, Alte Schönhauserstr. 23/24, C.
- \***Galland**, Georg, Dr., Dozent an der Technischen Hochschule, Oranienstrasse 97, SW.
- \***Gantzer**, G., Kaufmann, Kaiserin Augustastr. 69, W.
- \***Gärtner**, Paul, Buchhändler, Brüderstrasse 39, C.
- \***Giese**, Stadtverordneter, Unter den Linden 28, W.
- \***Göring**, K., Rentier, Strassburgerstrasse 18, N.
- \***Groth**, W., Postkommissar a. D., Kl. Rosenthalerstr. 8, C.
- \***Grunert**, Dr., prakt. Zahnarzt, Potsdamerstr. 1a, W.
- \***Grunow**, A., Städtischer Buchhalter, Weissenburgerstr. 19, N.
- \***Günsburg**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Rosenthalerstr. 26, C.
- \***Handmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe.
- \***Hartwig**, W., Gymnasiallehrer, Lotumstr. 14, N.
- \***Heller**, Oskar, Stadtrat, Schönhauser Allee, N.
- \*\***Heller**, Carl, Rittergutsbesitzer, Karlstr. 38, NW.
- \***Heller**, Alwin, Dr. phil., Lützow-Platz 7, W.
- \***Hertwig**, Dr., Städtischer Direktor, Schönhauser Allee 132, N.
- \***Hobe**, Ferdinand, Apotheker, Bülowstrasse 45, W.

- \* Jonas, Dr., Stadt-Schulinspektor, Magazinstr. 16, O.
- \* Jordan, Stadtverordneter, Klosterstrasse 83, C.
- \* Keuthe, Kaufmann, Charlottenburg-Westend, Lindenallee 6.
- \* Körner, Friedrich Wilhelm, Grubenbesitzer, Elisabethstr. 27, NO.
- \* Kracht, Ulrich, Verlagsbuchhändler, Blücherplatz 1, SW.
- \*\* Krause, Aurel, Dr., Oberlehrer, Dresdenerstr. 113, S.
- \*\* Krause, Arthur, Dr., Oberlehrer, Adalbertstr. 77, SO.
- \* Künne, Carl, Buchhändler, Charlottenburg, Englischestr. 12.
- \* Kulpa, F., Kanzleirat, Elsasserstrasse 59, N.
- \* Lachmann, Alexander, Rentier, Kronprinzen-Ufer 4, NW.
- \* Lackowitz, W., Redakteur, Schwedterstr. 267, N.
- \* Lackowitz, Gustav, Kaufmann, Schwedterstr. 267, N.
- \* Lamm, Brauereibesitzer, Potsdam, Am Kanal.
- \* Lamprecht, Pastor, Woltersdorf bei Erkner.
- \* Landau, Eugen, Spanischer General-Consul, Vossstr. 34, W.,
- \* Langen, H., Landes-Bauinspektor, Potsdamerstr. 82 d, W.
- \* Lepke, Rud., Königl. u. Städt. Kunst-Auktionator, Kochstr. 29, SW.
- \* v. Levetzow-Gossow, Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Präsident des Deutschen Reichstages, Matthäikirchstr. 20/21, W.
- \*\* Liebenow, W., Geh. Rechnungsrat, Goltzstr. 31, W.
- \* Lindenbergl, Landgerichts-Rat, Schöneberg, Hauptstr. 1.
- \* Lohmeyer, W., Rendant der Hauptkasse der Städt. Werke, Am Friedrichshain 2, NO.
- \*\* Löwenheim, Dr. phil., Schriftsteller, Paulstr. 4, NW.
- \* Lüdicke, Kammergerichts-Referendar, Schmidstr. 23, SO.
- \* Maass, Stadtkämmerer, Regierungsrat a. D., Tempelhofer Ufer 25, W.
- \* Magnus, Dr. jur., Regierungsrat, Stülerstr. 13, W.
- \*\*\* v. Maltitz, Major z. D., Lützow-Ufer 20, W.
- \*\* Matzdorff, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Müllerstr. 163 a, N.
- \*\*\* Maurer, Hermann, Beamter, Alt-Moabit 115, NW.
- \*\*\* Meyer, Ferd., Magistratssekretär, Georgenkirchstr. 39, NO.
- \* Michelet, Paul, Stadtverordneter, Jerusalemerstr. 35, C.
- \* Mielke, Rob., Zeichenlehrer, Lüneburgerstr. 22 IV, NW.
- \* Minden, Leopold, Rentier, Tempelhofer Ufer 1 b, SW.
- \* Monke, O., Lehrer, Ackerstr. 41, N.
- \* Müller-Nietsch, Helene, Frau Buchhändler, Blücherstr. 3, SW.
- \* Nauen, C., Rentier und Bürger-Deputirter, Thiergartenstr. 21 a, W.
- \* de Nève, Stadtrat, Potsdamerstr. 93, W.
- \* Oechelhäuser, Kommerzienrat, Kleinbeerenstr. 27, SW.
- \* Oesten, Theod., Städtischer Ober-Ingenieur, Stromstr. 55, NW.
- \* Pallmann, Reinhold, Prof. Dr. phil., Reichenbergerstr. 4, SO.
- \* Peters, W., Magistrats-Sekretär, Treptower Chaussee 12, SO.
- \* Petersdorff, Kaufmann, Charlottenstrasse 29, W.
- \* Petsch, Geh. Rechnungsrat, Grossbeerenstr. 68, SW.
- \* Pinkenburg, Stadt-Bau-Inspektor, Alexander-Ufer 3, NW.
- \* Pintschovius, Real-Gymnasiallehrer, Segeberg in Holstein.

- \*Podratz, Städt. Rechnungs-Revisor, Luisen-Ufer 1, S.
- \*Pötters, Magistratssekretär, Koppenplatz 5, C.
- \*Pütz, Techniker, I. Vorsitzender des Touristen-Klubs der Mark Brandenburg, Birkenstr. 21, NW.
- \*\*Reinhardt, Otto, Prof. Dr. phil., Weissenburgerstr. 4a, N.
- \*Rieck, Dr. med., Sanitätsrat, Cöpenick.
- \*\*\*Ritter, Wilh., Bankier u. Königl. Lotterie-Einnehmer, Bellealliance-Platz 5, SW.
- \*Rodenberg, Julius, Dr., Schriftsteller, Margaretenstr. 1, W.
- \*Rosenberg, Robert, Fabrikdirektor, bis 1. Juli Yorkstr. 62, SW., dann Rittergut Berneuchen (Neumark).
- \*Rust, Ernst, Kaufmann, Flottwellstrasse 4, W.
- ✓ \*Schalow, Hermann, Kaufmann, Rathenowerstr. 105, NW.
- \*Schenk, Ernst, Apotheker, Reichenbergerstr. 49, SO.
- \*\*Schmidt, Paul, Polizei-Lieutenant, Karlstr. 29, NW.
- \*\*Schmidt, Colmar, Landschaftsmaler, Kurfürstendamm 114 II, W.
- \*Schmidt, Stadtrat a. D., Friedenstrasse 17, NO.
- ✓ \*\*\*Schubart, Paul, Dr. jur., Regierungsrat, Keithstr. 13, W.
- \*Schütz Carl, Bildhauer, Kielerstrasse 18, N.
- \*Schwartz, Wilh., Prof. Dr., Gymnasial-Direktor, Thurmstr. 88, NW.
- Seide, Herm., Direktor der Norddeutschen Lagerhaus-Aktien-Gesellschaft, Fennstr. 54, N.
- \*Spiegel, F., Rentier, Chausseestrasse 2b, N.
- \*Stadthagen, Julius, Dr. jur., Rechtsanwalt, Zimmerstr. 94, SW.
- \*Stadthagen, Hans, Dr. phil., Astronom, Bellevuestr. 20, W.
- \*Steiner, Ernst, Rentier, Nostizstr. 11, SW.
- \*Taddel, Landgerichtsrat, Schiffbauerdamm 17, NW.
- \*Techow, O., Landes-Baumeister, Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 14.
- \*Telge, Paul, Hof-Goldschmied und Juwelier, Holzgartenstr. 8, C.
- \*Thorner, Dr. med., prakt. Arzt, Sanitätsrat, Anhaltstr. 15, SW.
- \*Thulcke, Lieutenant a. D., Nollendorfstr. 22, W.
- \*Tiemann, Carl, Kaufmann, Michaelkirchstr. 42, SO.
- \*Tismar, Bankbeamter, Vossstr. 34, W.
- \*, „Touristen-Club für die Mark Brandenburg“ (Bankbeamter Tismar, Vossstr. 34, W.).
- \*Turner, Magistrats-Büreauvorsteher, Lützowstr. 38, W.
- \*Violet, Franz, Dr. phil., Lehrer a. d. Friedr. Werd. Ober- Realschule, Steinmetzstr. 56, W.
- \*Wattenbach, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, Corneliusstr. 5, W.
- \*Weiergang, Wilhelmine, Lehrerin und Schriftstellerin, Brunnenstrasse 20 II, N.
- \*Weissstein, Gotthilf, Schriftsteller, Lennéstr. 4, W.
- \*Wilcke, Clara, verw. Frau Rentier, Landgrafenstr. 20, W.
- \*Winter, Georg, Konsul, Lichtenstein-Allee 3, W.
- \*Wolff, H., Kaufmann, Roonstr. 11, NW.
- \*\*\*Zache, Dr. phil., Gymnasial-Lehrer, Demminerstr. 64 III, Nietner, N.
- \*Zelle, Bürgermeister von Berlin, Michaelkirchstr. 16, SO.
- \*Zyrewitz, Pelz- und Rauchwaarenhändler, Kommandantenstr. 24, S.
- Verstorben ist:  
Weber, Wilh., Magistrats - Büreau-Vorsteher.

## Einladung zur ersten Hauptversammlung

am **Mittwoch, 6. April 1892**, pünktlich 7<sup>1/2</sup> Uhr,  
im Saale des Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Die Unterzeichneten haben am 20. März d. J. unter obigem Namen ein Gesellschaft begründet, welche die **in den beiliegenden Satzungen** aufgeführten Zwecke verfolgt.\*)

Die Gesellschaft für Heimatkunde beabsichtigt, mittels Wort und Schrift zu wirken und zwar durch wissenschaftliche Vorträge und daran geknüpfte Besprechungen in den Arbeitssitzungen, ferner durch Vornahme oder Unterstützung grösserer wissenschaftlicher Arbeiten und Forschungen, ingleichen durch gemeinfassliche öffentliche Vorträge sowie durch Herausgabe von Schriften, welche, wenn nötig, mit Abbildungen zu versehen sind.

Die reichen Sammlungsbestände unseres demnächst in neuen und ausgiebigeren Räumen aufzustellenden Märkischen Provinzial-Museums werden, entsprechend dem Entgegenkommen der Städtischen Behörden von Berlin, fleissig bei unseren Forschungen benutzt, besonders zur Verdeutlichung und Belebung der Vorträge thunlichst herangezogen werden.

Ein Mittelpunkt und eine zusammenfassende Arbeitsstelle für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg d. h. für die Kunde vom Grund und Boden des Stammlandes unserer Monarchie, seiner Erzeugnisse und seiner Bewohner, im Sinne der Beschlüsse der Central-Commission für die Landeskunde des Deutschen Reichs, fehlte bislang gänzlich, und es ist deshalb überall, wo man sich für vaterländische Forschung interessirt, weit über die Grenzen unserer engsten Heimat hinaus, die Ausfüllung der vordem schmerzlich empfundenen Lücke durch Bildung unserer Gesellschaft bereits beifällig begrüsst worden.

Keiner der in Berlin und in der Provinz Brandenburg vorhandenen, durchweg engere Gebiete umfassenden wissen-

\*) Anm.: Die Mitgliedschaft steht allen eingeführten Damen und Herren frei. — Jahresbeitrag Zwölf Mark, zahlbar auf einmal oder in halbjährlichen Raten — Jährlich Neun Versammlungen am letzten Mittwoch im Monat — Daneben Ausflüge und Wanderversammlungen. — Die Druckschriften gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. — Wahl des Vorstandes und Ausschusses auf Zwei Jahre. — Vgl. im Uebrigen die Satzungen.

schaftlichen Vereinigungen will die Gesellschaft für Heimatkunde Abtrag thun.

Mit der Thätigkeit des Vereins für die Geschichte Berlins und des Vereins für die Geschichte der Mark deckt sich schon vom Standpunkt der von uns in den Vordergrund gestellten eigentlichen Heimatkunde unsere Aufgabe in keiner Weise. Ausserdem wird in dem letztgenannten Verein die Altertumskunde (Vorgeschichte etc.) nicht betrieben, auch decken sich die geographischen Gebiete dieses Vereins und der Vaterländischen Gesellschaft einander keineswegs. Denn der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg umfasst auch die Alt-Mark, welche wir, als zur Provinz Sachsen gehörig, grundsätzlich ausschliessen, und umfasst nicht die Nieder-Lausitz, welche wir, als zur Provinz Brandenburg gehörig, selbstredend in unser Gebiet mit aufzunehmen haben.

Ebenso sind die Forschungsgebiete und Forschungsaufgaben der übrigen kleineren, in unserer Provinz vorhandenen Gesellschaften und Vereine, wie leicht in die Augen springt, mit unserer Gesellschaft keineswegs übereinstimmend.

Auch den Schutz der nationalen Denkmäler der Provinz Brandenburg wird sich die Gesellschaft für Heimatkunde im Sinne der Bestrebungen des Märkischen Provinzial-Museums und des Gesamt-Vereins der Deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine nach den Bestimmungen des Königlich Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, sowie des Königlichen Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg und Berlins besonders angelegen sein lassen.

Für unser neues und zeitgemässes wissenschaftliches und gemeinnütziges Unternehmen hoffen wir der Billigung und Förderung der Staats-, Provinzial- und Gemeinde-Behörden, sowie der Teilnahme in den fachwissenschaftlichen, nicht minder in allen gebildeten Kreisen unserer Hauptstadt und der Provinz in jeder Beziehung sicher zu sein.

Wir laden nunmehr zum Eintritt in die „Gesellschaft für Heimatkunde“ und zur Gewinnung anderweitiger Mitglieder unsere Gönner und Freunde ehrerbietigst und freundlichst hierdurch ein.

Zur Bequemlichkeit derjenigen Anwesenden, welche der Gesellschaft unmittelbar beizutreten wünschen, werden Meldelisten im Ständesaale ausliegen.

Da die Versammlung keine öffentliche ist, haben nur diejenigen Zutritt, welche persönlich mittels des vorliegenden Schriftstücks eingeladen sind. Es steht denselben jedoch frei, nicht eingeladene Damen und Herren, welche unserer Gesellschaft beitreten wollen, persönlich einzuführen.



**Beschlüsse werden in dieser Hauptversammlung nicht gefasst, auch finden keine Diskussionen statt.**

Die Herren Vertreter der Presse sind willkommen.

BERLIN, den 22. März 1892.

## Der Vorstand.

### Tages- Ordnung.

- A) **Ansprache** des Ehren-Präsidenten und Annahme-Erklärung des gewählten I. Vorsitzenden.
- B) **Bericht**
1. des II. Vorsitzenden: über die Entstehung und Ziele der Gesellschaft (Vorlegung eines neuen Bronzefundes);
  2. des ersten Beisitzers: über das Verhältnis der Heimatkunde zur Geschichts- und Altertumskunde.

## Erste Hauptversammlung

**Mittwoch, den 6. April 1892, Abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr,**  
im Saale des Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Die Ehren-, Vorstands- und Ausschussmitglieder hatten sich nahezu vollzählig eingefunden und auf den Emporen niedergelassen, der übrige Saalraum war von den Mitgliedern und Gästen besetzt.

Zur festgesetzten Zeit eröffnete der Ehren-Präsident, Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Präsident des Deutschen Reichstages, Herr von Levetzow-Gossow, die Sitzung. Er hiess die Damen, Herren und Landsleute herzlich willkommen, und führte unter Voraufschickung des Dichterwortes: „An's Vaterland, an's theure schliess' Dich an!“ des Weiteren aus, wie es in unserer Zeit der mehr und mehr sich verschärfenden Gegensätze eine doppelt dringende Pflicht sei, dasjenige zu fördern und zu pflegen, was uns gemeinsam ist und eint: die Heimat unserer Vorfahren — den Boden, auf dem wir gross geworden sind! Darum seien Alle, die ein märkisches Herz im Busen tragen, bewillkommnet mit dem Wunsche, dass sie — sofern dies noch nicht geschehen — der neuen Vereinigung beitreten mögen, um die Heimatkunde unserer so reichen und doch so wenig gekannten, ja vielfach noch verkannten Mark Brandenburg im weitesten Sinne fördern zu helfen.

Fern liegt es uns, den bereits bestehenden Vereinigungen von gleichen Tendenzen Abbruch zu thun; ihre Zwecke zu unterstützen, soll vielmehr unser Bestreben sein.

In diesem Hause, in welchem wir die erste unserer Sitzungen abhalten, erinnert uns der märkische und der schwarze Adler an den Spruch:

„Hoch, schwarzer Adler fliege, die Pfade find'st du leicht,  
Es hat sie dir zum Siege der rote Aar gezeigt!“  
Und der Sinnspruch des Hauses lautet: „Hie guet Brandenburg allewege!“  
„Beginnen wir denn (so schloss der Redner) in märkischer Treue  
und mit märkischer Ausdauer das Werk, und widmen wir das erste  
Wort dem Markgrafen von Brandenburg, unserm geliebten  
Kaiser und König: Seine Majestät lebe hoch!“

Die Versammlung stimmte begeistert ein.

Hierauf ergriff das Wort der Erste Vorsitzende, Herr Bürgermeister Zelle, um dem Herrn Ehren-Präsidenten für die warme Begrüssung und die Inaugurirung der „Brandenburgischen Gesellschaft“ den Dank der Versammlung auszusprechen. Redner erklärte sich zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl bereit. Es geschehe dies nicht ohne eine gewisse Beklemmung, da manche der Gegenstände, deren Erforschung und Pflege die neu begründete Gesellschaft sich zur Aufgabe gestellt, ihm ferner liegen; doch habe ihn die Voraussicht, dass der Verein unter der Leitung des Ehren-Präsidenten und des Zweiten Vorsitzenden wohl des öfteren tagen werde, zur Annahme der Wahl bestimmt. Das aber könne er mit Jahn von sich sagen: er sei ebenfalls in der Mark geboren, habe den Forschungen zur Ergründung ihrer Verhältnisse von Jugend auf das regste Interesse zugewendet und bringe dasselbe auch dem neuen Verein mit der Versicherung entgegen, seines Ehrenamtes in treuester Pflichterfüllung zu walten.

Demnächst verbreitete der Zweite Vorsitzende, Herr Stadtrat Friedel, sich in einem längeren Vortrage über die Entstehung und Ziele der neuen Vereinigung, und sodann der Erste Beisitzer, Herr Bürgerdeputirter Dr. Carl Bolle, über das Verhältnis der Heimatkunde zur Geschichts- und Altertumskunde. Beide Vorträge wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Nachdem hierauf der Erste Vorsitzende mitgeteilt, dass in dem Restaurant Königin-Augustastrasse 19 eine gesellige Zusammenkunft und Besprechung über die nächste Versammlung stattfinde, schloss der Ehren-Präsident um 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr die Sitzung mit Dankesworten an die Erschienenen und mit dem Wunsche, dass dieser ersten Versammlung noch zahlreiche folgen mögen.

Während der geselligen Vereinigung beschloss der Vorstand die Anberaumung der nächsten öffentlichen Sitzung auf Mittwoch, den 25. Mai, im Ständehause, und zwar mit einem von Herrn Dr. Bolle freundlichst zugesagten Vortrag über den märkischen Schwan. Die erste Arbeitssitzung soll am Mittwoch, den 22. Juni, im Bürgersaale des Rathauses und die erste Wanderversammlung am Sonntag, den 26. desselben Monats, in Brandenburg a. H. stattfinden. Zur Abhaltung sämtlicher Arbeitssitzungen und der öffentlichen Versammlungen während

der Wintermonate wurde der vorerwähnte Bürgersaal, für die übrigen öffentlichen Vorträge dagegen das Ständehaus in Aussicht genommen.

Ferd. Meyer.

---

## Entstehung und Ziele der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Vortrag, gehalten am 6. April 1892 in der Ersten Hauptversammlung der Gesellschaft im Brandenburgischen Ständehause zu Berlin, Matthäikirchstrasse 20, von Stadtrat **Ernst Friedel**, Zweitem Vorsitzenden.

---

Hie gut Brandenburg allewege!

Wer in ein Haus zieht, um daselbst ein neues Heim zu begründen, der muss sich die Frage aufwerfen, ob dasselbe seinen Anforderungen entspricht, ob er darin Alles, was ihm frommt, wohl einzurichten und unterzubringen in der Lage ist; auch wird es ihm, falls er beim Aufbau des Hauses nicht selbst mitgewirkt hat, Etwas über dessen Entstehung und Zusammenfügung zu erfahren, nicht unlieb sein.

In dieser Lage befindet sich die im März 1892 neu begründete Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, welche in ihrer, im Ständehause heute stattfindenden Ersten Hauptversammlung sich darüber aussprechen will, wie sie entstanden ist und welche Ziele sie verfolgt.

Es ist für den idealen, internationalen und universellen Sinn des Deutschen Volkes gewiss bezeichnend, wenn es sich seit dem Aufblühen der Wissenschaften an der Erforschung unseres Erdballs, seiner Bewohner und seiner Erzeugnisse auf das Eifrigste und Uneigennützigste und zwar so erfolgreich und anerkennenswert beteiligt hat, dass wir sehen, wie selbst fremde Lehrende und Lernende zu uns kommen, um über gewisse Verhältnisse ihrer eigenen Heimat von uns Deutschen unterrichtet zu werden.

Dieser deutsche Idealismus hat aber, wie wir Alle wissen, im Gefolge gehabt, dass dasjenige, welches, wie der Volksmund sagt, „nicht weit her“ ist, oftmals bei uns gegenüber dem Ausländischen und Fremdartigen zu Unrecht weit hintangesetzt worden ist. Dabei soll nicht übersehen werden, wie eine Fülle von Spezialstudien und Spezialarbeiten der Erforschung einzelner Zweige deutscher Landeskunde gewidmet worden ist. Dagegen hat es an einer allgemeinen Zusammenfassung dieser Sonderbestrebungen bis vor zehn Jahren gefehlt.

Fast unter dem Datum unserer heutigen Versammlung, am 14. April 1882, beschloss auf Anregung des damaligen Privatdozenten, jetzigen Professors der Erdkunde zu Münster i. W. Dr. Richard Lehmann, der Zweite Deutsche Geographentag zu Halle a. S.

die Einsetzung eines Ausschusses, welcher die gemeinsame Thätigkeit freiwilliger Mitarbeiter zunächst zur Sammlung, Sichtung und Ordnung des Quellenmaterials herbeiführen sollte. Dies ist die Entstehung der „Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“, welche, Dank insbesondere der unermüdlichen Thätigkeit des Professors Dr. A. Kirchhoff zu Halle in vielen Teilen Deutschlands fruchtbar und anregend gewirkt hat. Trotzdem sind noch viele deutsche Landesteile, ganze Provinzen, darunter die Provinz Brandenburg, einschliesslich des Stadtkreises Berlin, mit der Organisation einer Landes- oder Heimatkunde im Rückstande, nicht blos, was die erwähnte Sammlung des litterarischen Quellenmaterials anlangt, sondern auch in Betreff der vielen übrigen, vielleicht noch bedeutsameren Thätigkeiten, welche ins Bereich der Landeskunde gehören. Auf dem unter Professor Dr. A. Penck tagenden IX. Deutschen Geographentage zu Wien im Jahre 1891 setzte Professor Kirchhoff dies mit beredten Worten auseinander und empfahl zum Zweck der Zusammenfassung und inneren Kräftigung der verschiedenen landeskundlichen Bestrebungen eine Gesellschaft für deutsche Landeskunde zu begründen, gerade wie wir von demselben Gedanken für unsere engere Heimat ausgehend die Stiftung einer Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg ins Leben gerufen haben. Es sei mir vergönnt, an dieser Stelle einzuschalten, dass uns die Bezeichnung Heimatkunde für unsere Gesellschaft richtiger, als das Wort Landeskunde erschienen ist, nicht blos, weil das Wort Heimat eine engere Umschreibung unsers Forschungsgebietes andeutet, als das allgemeinere Wort Land, sondern auch, weil das Wort Heimat allzeit unserm Ohr und Herz wohl lautend, traut und anheimelnd und das Wort Heimatkunde im besten und edelsten Sinne volkstümlich klingt.

Der erwähnte Monat April 1882 muss aber auch als der Anfangspunkt für Begründung einer wissenschaftlichen Heimatkunde der Provinz Brandenburg angesehen werden, denn unmittelbar nach der durch den Deutschen Geographentag zu Halle gegebenen Anregung beschloss das Märkische Provinzialmuseum, als zur Zeit einziger Vereinigungspunkt für alle auf unsere engere Heimat gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen, dieselben, gestützt auf seinen wissenschaftlichen Beirat und auf seine Pflugschaft, mehr und mehr auszudehnen und gleichzeitig zu konzentrieren. Einen öffentlichen und amtlichen Charakter gewann diese Anregung durch einen in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins am 18. Februar 1884 seitens des Märkischen Museums veröffentlichten „Aufruf betreffend die Förderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Landeskunde der Provinz Brandenburg“, dem drei weitere auf die „Landeskundliche Litteratur der Provinz Brandenburg“ bezügliche Mitteilungen vom März, vom

4. April und 15. Mai 1884, endlich unterm 1. Januar 1885 auch die Veröffentlichung eines „Normalschema für die landeskundlichen Bibliographien“, in derselben Zeitschrift folgten.

Diese Vorschläge haben nicht allein von vornherein sowohl in streng wissenschaftlichen wie populären Kreisen Anklang gefunden, sondern es sind auch der Museumsverwaltung einzelne vortreffliche Arbeiten zur Verfügung gestellt worden, so die auf das Brandenburgische Münzwesen bezügliche Litteratur, zusammengetragen von dem ausgezeichneten Gewährsmann Landgerichtsrat a. D. Hermann Dannenberg, die medizinische Litteratur Berlins von Sanitätsrat Dr. Max Bartels, ebenso wahre gediegene Abhandlungen über das volkstümliche Backwerk der Deutschen, letztere Schriften allerdings über die engste Heimat bereits hinausgreifend, u. dergl. m.

Dennoch leuchtete allmählich ein, dass das angestrebte Ziel einer Brandenburgischen Heimatkunde auf diese Weise nur äusserst langsam und vielleicht niemals vollständig erreicht werden könne, dass dazu vielmehr zweierlei durchaus notwendig sei: Die Stiftung einer fest organisierten grösseren wissenschaftlichen Vereinigung und die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift.

Die Direktion des Märkischen Museums ward sich alsbald klar, wie diese wünschenswerten Ziele nur in zweierlei Weise erreichbar sein würden, nämlich durch Begründung entweder eines Museums-Vereins oder einer Gesellschaft für Brandenburgische Heimatkunde.

Die Gründung eines Museums-Vereins d. i. einer Vereinigung von Gönnern und Freunden des Märkischen Provinzialmuseums, ist der Direktion in wohlmeinendster Weise mehrfach empfohlen worden und hat vom Standpunkt der Städtischen Verwaltung aus unlängbar Manches für sich. Ein solcher Verein würde als ein Organ des Berliner Magistrats angesehen werden können, gewissermassen als eine erweiterte Museums-Pflegschaft, und dem Museum durch Gewinnung von Gönnern und Freunden, durch Ueberweisung von Fundstücken und sonstigen Sammlungsgegenständen, durch wissenschaftliche Beihülfe und in anderer Weise viel, sehr viel nützen können und in den Dienst der Museums-pflege eine Reihe heimatliebender Männer und Frauen auf die denkbar bequemste Weise einstellen. Ich halte es nicht für besonders schwierig, einen solchen Museums-Verein bei einigem Eifer und gutem Zureden binnen einigen Jahren auf mehrere hundert Mitglieder zu bringen.

Wie verlockend diese Aussicht auch zweifellos war, so hat die Museums-Verwaltung doch gemeint, es sei richtiger und besser, die Hand zu bieten, um eine grosse und freie Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg begründen zu helfen. Denn so ausgiebig und weitverzweigt die Thätigkeit eines gleichmässig die Natur- wie Kulturgeschichte begreifenden Provinzial-Museums sein mag, so

umfasst sie doch keineswegs alle Gebiete der Heimatkunde. Beispielsweise kann das Provinzial-Museum selbstredend doch nur mit der Sammlung der beweglichen Gegenstände, welche für ein Museum geeignet sind, sich befassen, muss dagegen die Pflege der unbeweglichen Gegenstände, in Sonderheit der National-Denkmäler anderen Faktoren überlassen; in Bezug auf Sitten, Sagen und Gebräuche, geschichtliche Ereignisse, wird das Museum sich auf die Sammlung von gelegentlichen litterarischen Beiträgen, Zeitungsausschnitten u. dergl. beschränken müssen, es wäre denn die Absicht vorhanden, Vorträge oder Vorlesungen über diese Gegenstände zu veranstalten und hierzu sowie für eine eigene Zeitschrift die passenden wissenschaftlichen Kräfte zu gewinnen.

Ist es dem gegenüber nicht besser, nicht anziehender, nicht gemeinnütziger, eine mehr selbstständige Vereinigung ins Leben zu rufen, deren Mitglieder zwar auch, wie es im § 1 No. B. unserer Satzungen heisst, die Unterstützung des den gleichen Zwecken dienenden Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin mit Rat und That ins Auge fassen und sich an dessen Organisation anlehnen, welche daneben aber noch die übrigen bereits angedeuteten Richtungen und Zwecke der Heimatkunde berücksichtigen und sich zu vollkommen eigener wissenschaftlicher Thätigkeit zusammen finden, wie dies bei allen grösseren verwandten Vereinigungen, wenigstens der Mehrzahl nach, der Fall ist? Vom Standpunkt einer möglichst ausgiebigen, erschöpfenden Erforschung der Provinz Brandenburg wird eine solche freie Vereinigung unbedenklich ein Mehreres und ein Erspriesslicheres zu leisten im Stande sein. Und nur hierauf kann es uns Allen, denen die Brandenburgische Heimatkunde an's Herz gewachsen ist, ankommen. Das Märkische Museum glaubt hiernach, recht eigentlich auch im Sinne der Städtischen Behörden von Berlin wie der obersten Provinzial-Verwaltung gehandelt zu haben, wenn es die Idee eines blossen engen Märkischen Museum-Vereins fallen liess und dafür, gestützt auf das ebenso lebenswürdige wie verständnisvolle Entgegenkommen und Mitwirken einer Anzahl von kundigen Männern und Frauen auf die Bildung der heute zu ihrer Ersten Hauptversammlung zusammentretenden Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg mit hingewiesen und mit hingewirkt hat.

Am 17. Januar 1892 fand die erste vertrauliche Vorbesprechung wegen Begründung der Gesellschaft in der Wohnung eines für die Sache begeisterten Mitgliedes statt; 11 Personen nahmen daran teil. Am 7. Februar wurde von 23 Herren eine zweite Versammlung im Donatorensaal des Rathauses abgehalten, welche die leitenden Grundsätze für unsere Satzungen feststellte und einen Ausschuss zur Abfassung derselben berief. Der Ausschuss traf am 13. März in der

Wohnung eines anderen Mitgliedes zusammen, einigte sich über alle Paragraphen und wählte einen Unterausschuss, dem die Abfassung des Wortlauts der Satzungen übertragen wurde.

Am 20. März fand unter lebhafter Beteiligung in dem genannten Rathaussaale die Annahme der Satzungen statt, und es wurde alsdann auf Grund der letzteren die Konstituierung der neuen Gesellschaft ausgesprochen.

Als Stiftungstag soll der 22. März, d. i. der Geburtstag des Begründers unseres wiedererstandenen Deutschen Reichs, unseres in Gott ruhenden Kaisers und Königs Wilhelm I., fortan gelten.

Es fand hierauf — überall mit Stimmeneinhelligkeit — die Wahl des Vorstandes, des Ausschusses und von 6 Ehrenmitgliedern statt.

In den Vorstand wurden gewählt:

- 1) als Ehren-Präsident: der Landesdirektor der Provinz Brandenburg, unser allverehrter Herr von Levetzow, Excellenz,
- 2) als Erster Vorsitzender: der Bürgermeister von Berlin, Robert Zelle,
- 3) als Zweiter Vorsitzender: der Stadtrat von Berlin, Ernst Friedel,
- 4) als Erster Beisitzer: der Bürgerdeputirte Dr. phil. Carl Bolle,
- 5) als Zweiter Beisitzer: der Professor Dr. phil. Carl Euler,
- 6) als Erster Schriftwart: der Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer,
- 7) als Zweiter Schriftwart: der Städtische Lehrer Dr. phil. Zache,
- 8) als Pfleger: der Spanische Generalkonsul Eugen Landau,
- 9) als Schatzmeister: der Königliche Lotterie-Obereinnehmer Banquier Wilhelm Ritter,
- 10) als Archivar: der Magistrats-Bureauvorsteher Wilhelm Weber,
- 11) als Bibliothekar: der Königliche Polizei-Lieutenant Paul Schmidt.

Die Wahl der zu 1 und 2 aufgeführten Herren ist inzwischen allseits als eine besonders glückliche begrüßt worden, weil in ihnen gleichzeitig mit Recht eine Vertretung der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin erblickt werden darf.

In den Ausschuss wurden folgende Herren gewählt:

- 1) Dr. jur. Paul Schubart, Königlicher Regierungsrat, als Obmann,
- 2) Wilhelm Liebenow, Königlicher Geheimer Rechnungsrat und Vorsteher der kartographischen Abteilung des Königl.

Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, als Obmann-Stellvertreter,

- 3) Leo Alfieri, Kaufmann,
- 4) Dr. phil. Bahrfeldt,
- 5) Rudolf Buchholz, Kustos des Märkischen Provinzial-Museums,
- 6) Dr. phil. Galland, Dozent an der K. Technischen Hochschule,
- 7) Dr. phil. Aurel Krause, Städtischer Oberlehrer,
- 8) Langen, Landes-Bauinspektor,
- 9) Königlicher Major z. D. von Maltitz,
- 10) Dr. phil. Matzdorff, Städtischer Lehrer,
- 11) Professor Dr. phil. Otto Reinhardt,
- 12) Geheimer- und Landes-Baurat Bluth.

Zu Ehrenmitgliedern wurden erwählt die Herren:

- 1) Gymnasial-Direktor Dr. Wilhelm Schwartz,
- 2) Schriftsteller Theodor Fontane,
- 3) Geheimer Oberbaurat Adler,
- 4) Schriftsteller Dr. Julius Rodenberg,
- 5) Staatsminister Dr. von Achenbach, Königlicher Oberpräsident der Provinz Brandenburg,
- 6) Dr. Max von Forckenbeck, Oberbürgermeister von Berlin.

Die Forschungs-Gegenstände, mit welchen sich die Gesellschaft für Heimatkunde beschäftigen wird, sind die Landeskunde im engern Sinne, die Altertumskunde und die Geschichtskunde.

Die Landeskunde oder, wie wir lieber sagen wollen, die Heimatkunde, umfasst nach den von der erwähnten Zentral-Kommission getroffenen Vereinbarungen in der Hauptsache u. A. das Nachfolgende:

Wir gehen von dem mütterlichen Boden, auf dem unsere engere Heimat, das Stammland des Preussischen Staates erwachsen ist, aus und betrachten sowohl die Oberflächengestaltung wie den geologischen Bau desselben. Früher verachtet als die Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und deshalb auch hinsichtlich seines tektonischen Aufbaues und seiner geognostischen Zusammensetzung recht stiefmütterlich von Seiten der Bodenforscher behandelt, wenn wir von den Arbeiten Friedrich von Klöden\*), der auf geschichtlichem wie naturwissenschaftlichem Gebiet so viel für Brandenburgs Erforschung gethan hat, absehen, ist unsere engste Heimat seit etwa dreissig Jahren mehr und mehr Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen geworden. Diese Untersuchungen, die hier wegen

\*) K. F. Klöden: Beiträge zur mineralogischen Kenntniss der Mark Brandenburg, 10 Stück, Beilagen zu den Programmen der Gewerbeschule. Berlin 1828—1837.

Derselbe: Die Versteinerungen der Mark Brandenburg, insonderheit diejenigen, welche sich in den Rollsteinen und Blöcken der südbaltischen Ebene finden. Berlin 1834.



Raum- und Zeitmangels nur auf das Flüchtigste angestreift werden können, beziehen sich zunächst auf die Erkenntnis der inselartig zu Tage tretenden, vermöge ihrer industriellen Bedeutung bereits seit Jahrhunderten ausgebeuteten Gypslager von Sperenberg, zur Zechstein-Formation (Dyas) gehörig, und des Rüdersdorfer Muschelkalklagers, zur Trias-Formation zählend, welches für Berlin von besonderer Wichtigkeit ist und an dessen Ausbeutung unsere Gemeindeverwaltung einen Gewinnanteil hat. Fast noch unbekannt ist es in weiteren Kreisen, dass sich am Koschenberg bei Senftenberg, im Südosten unserer Provinz, die Grauwacke, eine zu den fast ältesten, versteinерungsführenden Erdschichten gehörige Bildung, in mächtiger Ausdehnung erhebt und dass durch dieselbe, als ein Zeuge der auch in unserer Heimat einst thätig gewesenen plutonischen Kräfte, ein überaus fester schöner Grünstein (Diabas) gang- und lagerförmig hindurchbricht, welcher ein gutes Strassenpflaster für Berlin abgeben würde, wenn er weniger schwierig zu bearbeiten wäre.

Anderweitige bergmännische und industrielle Bodenaufschlüsse, insbesondere die Tiefbohrlöcher, an deren Herstellung, soweit Berlin und Umgegend in Frage kommt, wiederum unsere Stadtgemeinde mit grossem Kostenaufwand beteiligt ist, haben uns unerwartete Einblicke ins Innere des heimischen Untergrundes, verbunden mit erfreulichen Bodenschätzen, geöffnet, so vornehmlich innerhalb der Tertiär-Bildungen, ein zur Ziegel- und Cement-Fabrikation dienendes Material, nicht minder ausgiebige Braunkohlenflötze. In der Zitadelle zu Spandau hat der Erdbohrer eine Salzquelle erschlossen; wichtiger sind die Soolquellen, vielleicht dem Alter des Sperenberger Steinsalzlagers angehörig, welche tief unter dem Pflaster der Reichshauptstadt mehrfach angebohrt und für Bade- und Heilzwecke dienstbar gemacht worden sind. Ganz kürzlich ist es dem um die Bodenkunde der Provinz so hochverdienten Professor Dr. Berendt\*) gelungen, wiederum neue, bislang bei uns nicht bekannt gewesene Ablagerungen, der Jura-Formation angehörig, in der Nähe Berlins unter dem bekannten mittel-oligocänen Septarien-Thon von Hermsdorf festzustellen.

Innerhalb der jüngsten Erdbildung, der Quartär-Formation sind in den letzten Jahrzehnten gerade bezüglich unserer Provinz eine Reihe der interessantesten Untersuchungen angestellt worden, welche sich sowohl auf die Entstehung des obern und untern, geschichteten wie

\*) G. Berendt: Die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, insbesondere der Umgegend von Potsdam. Berlin 1863. — Ders.: Die märkisch-pommersche Braunkohlen-Formation. Berlin 1884. — Ders.: Die bisherigen Aufschlüsse des märkisch-pommerschen Tertiärs. Berlin 1886. — Ders.: Das Tertiär im Bereich der Mark Brandenburg. Berlin 1885. — Ders.: Die Soolbohrungen im Weichbilde der Stadt Berlin. Berlin 1889. — Ders.: Erbohrung jurassischer Schichten unter dem Tertiär in Hermsdorf bei Berlin. Berlin 1891.

ungeschichteten Diluviums, seine Beziehung zur Vereisung und Vergletscherung, wie auf die anorganischen und organischen Einschüsse beziehen, welche letzteren, Dank dem Spürsinn und Scharfsinn des Professors Dr. Alfred Nehring, in dem letztverflossenen Jahre aus der Gegend von Cottbus eine zum Teil bisher ganz unbekannte Tier- und Pflanzenwelt vor unseren erstaunten Augen erstehen lassen, der Interglazialzeit zugehörig, d. h. einer Epoche, welche vielleicht bis in das allererste Auftreten des Menschen hineinreicht, jedenfalls nicht mehr allzuweit von demselben entfernt zu liegen scheint.\*)

Auch die Betrachtung der Gewässer wird für das Studium der brandenburgischen Heimatkunde fruchtbar sein, da zwei der mächtigsten Ströme Deutschlands, Elbe und Oder, unser Land in ihrem untern Laufe durchfließen und dieses natürlich wie wirtschaftlich zu zwei Meeren, Nordsee und Ostsee, in enge Verbindung setzen.

Auf die klimatischen Verhältnisse sind diese hydrographischen Beziehungen, nicht minder die ungeheuren kontinentalen Flächen der Uralisch-Baltischen Tiefebene in unserm Osten von einer bestimmenden Bedeutung, welche in der Heimatkunde ebenfalls ausgiebige Berücksichtigung verdient.

Es läge mir noch ob, der Pflanzenwelt zu gedenken, die in unserer Provinz viel anmutender und mannigfaltiger entwickelt ist, als im grossen Publikum gewöhnlich angenommen wird. Wir werden hoffentlich recht oft Gelegenheit haben, uns bei unsern wissenschaftlichen Wanderfahrten des Reizes der märkischen und niederlausitzischen Landschaft mit ihren lichten Laub- und dunkeln Tannenwäldern, mit ihren Wiesen und von klaren Bächen durchrieselten Auen und mit ihren spiegelnden Seen zu erfreuen. Der Redner nach mir, Herr Dr. Bolle, wird Ihnen gleichzeitig auch von unserer heimischen Tierwelt als berufenster Sachverständiger mit dem ihm eigenen poetischen Schwunge ein naturtreues Gemälde entrollen.

Der Ideengang führt uns von der Landesnatur von selbst auf die Landesbewohner. Auch hier ist das Bild dieses Gebietes ein belebtes, wir haben mit deutschen und slavischen Stämmen zu thun und innerhalb der deutschen Besiedelung, wenn Sie, geehrte Anwesende, z. B. den verschlossenen und schweigsamen, starkknochigen, hochgebauten Uckermärker mit dem lebhaften, leichter gebauten Lausitzer vergleichen, mit grossen Verschiedenheiten, die sich auch im Dialekt, in Sitte und Brauch, in Sagen und Ueberlebenseln mannigfaltigster Art aussprechen.

\*) A. Nehring: Ueber *Cervus megaceros* var. *Ruffii* (nach Herrn Stadtrat Ruff in Cottbus benannt). Ges. naturf. Freunde. Berlin, 20. Okt. 1891, und ders.: Eine diluviale Flora der Provinz Brandenburg. Naturwissenschaftl. Wochenschrift. Berlin, 24. Januar 1892. — Nach einer mir am 30 März 1892 gewordenen mündlichen Mitteilung Nehring's sind neue Funde in dem betreffenden schnell berühmt gewordenen zwischeneiszeitlichen Torflager von Klinge bei Cottbus gemacht worden.

In den Rahmen dieser unserer Forschungen fallen weiter die zwei grossen, schier unermesslichen Gebiete der Altertumskunde und der Geschichtskunde, welche wir deshalb im § 1 No. A, neben der Landeskunde im engern Sinne, besonders pflegen werden.

Stundenlang müsste ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wollte ich die mannigfaltigen, unserer wartenden Aufgaben erörtern. Ich versage mir dies für heute um so eher, als fast jede unserer Sitzungen Gelegenheit zu bezüglichen Anknüpfungen bieten wird. Nur Eines glaube ich im Sinne der Stifter unserer Gesellschaft besonders betonen zu sollen, dass wir unsere Aufgabe weniger in der von berufensten Forschern bereits seit langen Zeiten geförderten archivalischen Geschichts- und politischen Forschung, als wie in der Kulturgeschichte suchen werden, da gerade in dem letztern Forschungszweige die verschiedenartigsten Beziehungen zur Heimatkunde wurzeln.

Die No. B. des § 1 unserer Satzungen bezeichnet als zweite Hauptaufgabe die Förderung des der Heimatkunde so recht eigentlich dienenden, hoffentlich bald in den entsprechend würdigen Räumen eines eigenen Neubaus untergebrachten Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin mit Rat und That!

Wir fassen unser Verhältnis zu diesem wissenschaftlichen, gemeinnützigen, vaterländischen Institut nach dem staatsmännisch erprobten Prinzip des *do ut des*, des Empfangens und Gebens auf. Damit das Empfangen gleich bei der ersten Hauptversammlung der Brandenburgischen Gesellschaft seinen Ausdruck finde, gestatte ich mir Namens der Direktion des Provinzial-Museums einen hochinteressanten Bronzefund zur Besichtigung vorzulegen, welcher in unserer Nachbarschaft, in Spindlersfeld bei Cöpenick, vor einigen Wochen gemacht worden ist\*) und den das Museum der Güte unseres bekannten Grossindustriellen, des Herrn Kommerzienrats Spindler, verdankt. Die sämtlichen aus Altbronze gefertigten Gegenstände lagen im Sande beieinander und wurden beim Ausroden einer Kiefer gefunden. Es sind zumeist Schmuckgegenstände, Sicherheitsnadeln u. dergl. der verschiedensten Art. Dem Typus nach zu urteilen, fallen diese Sachen in die Zeit der ostgermanischen Urnenfriedhöfe und mögen etwa der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo angehören.

Das merkwürdigste Stück ist eine aus zwei Teilen bestehende Gussform, welche zur Anfertigung von Ziernadeln gedient hat. Dass die Form hierzu bei uns gebraucht worden ist, beweist der ebenfalls dort gefundene obere Teil einer solchen Schmucknadel, welche genau in die Form passt, aber noch die Gussnähte und anderen Unebenheiten des

\*) Eine genauere wissenschaftliche Besprechung des Fundes nebst Abbildung der zu ihm gehörigen Stücke folgt in diesem Heft Seite 37.

Rohgusses zeigt, also noch nicht durch Feilen und Polieren für den Gebrauch fertiggestellt worden war.

In ähnlicher Weise wird das Städtische Institut hoffentlich noch sehr oft in der Lage sein, der Gesellschaft mit Vorlagen dienen zu können, die entweder Selbstzweck sind oder sich zur Verdeutlichung von anderweitigen Vorträgen eignen.

Als drittes Ziel stellen unter § 1 Nr. C die Statuten den Schutz der natürlichen und geschichtlichen National-Denkmäler innerhalb des Gebietes beziehend die Unterstützung der dem Denkmalschutz dienenden Anordnungen der Behörden hin.

Auch hier muss ich mir für spätere Zeiten einen speziellen Vortrag vorbehalten, der Ihnen eine Rechenschaft darüber giebt, was unter die National-Denkmäler im eigentlichen Sinne gezählt wird und wie die Schutzfrage in unserm Vaterlande zur Zeit liegt. Erwähnen will ich aber doch, dass wir es hauptsächlich der Anregung unsers Ersten Beisitzers, Dr. Carl Bolle, und der des Professors Ernst Rudorff zu Gross-Lichterfelde verdanken, wenn dieser Schutz auch auf die geschichtlich überkommene Physiognomie der Heimat, namentlich auf denkwürdige Bäume, unter Zustimmung der meisten deutschen Regierungen ausgedehnt werden soll. Wir freuen uns, dass diese unsere Bestrebungen mit denen unsers Ehrenmitgliedes, des Königlichen Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Staatsministers Dr. von Achenbach, zusammenfallen, der erst vor Kurzem einem Ausschuss von Sachverständigen seine Absichten über einen thatkräftigen Denkmalschutz zu entwickeln die Gewogenheit hatte. Wir begrüßen es ferner, dass der Herr Landes-Direktor von Levetzow, unser allverehrter Ehren-Präsident, von gleichen Absichten durchdrungen ist, und es freut uns aufrichtig, dass in diesem Sinne bereits vor ganz Kurzem ein Konservator für die Denkmäler der Provinz Brandenburg in der Person des Herrn Geheimen und Landes-Baurat Bluth bestellt worden ist, welcher die Freundlichkeit gehabt hat, die Wahl als Ausschuss-Mitglied anzunehmen. Die mehrjährigen Bestrebungen des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine auf demselben Gebiete sollen auch aus unserer Mitte heraus bestens unterstützt werden.

Zum Schluss verweist unser § 1 unter No. D auf das wissenschaftliche Zusammenarbeiten und die kollegialische Verständigung mit den innerhalb der Provinz Brandenburg vorhandenen Vereinigungen verwandter Richtung.

Es können hier nur die hauptsächlicheren Gesellschaften und Vereine kurz erwähnt werden.

Dieselben zerfallen in zwei Gruppen, in eine solche, welche auf naturwissenschaftlicher, und in eine andere, welche auf geschichtlicher Grundlage ruht.

Keine einzige der vorhandenen Vereinigungen der ersten oder zweiten Gruppe befasst sich ausschliesslich mit der gesamten Naturgeschichte oder der gesamten anderweitigen Geschichte der Provinz Brandenburg. Manche der Vereinigungen beschäftigen sich nur nebenher und gelegentlich einmal mit unserem Gebiet, andere widmen sich zwar der Erforschung des Gebiets, aber nur nach einzelnen Richtungen hin, andere sind nur für gewisse engere Gebietsteile bestimmt.

Beginnen wir mit der naturwissenschaftlichen Gruppe, so tritt uns als eine im besten Sinne vornehme Vereinigung unsere hochberühmte Gesellschaft für Erdkunde entgegen, welche, eben weil unserem gesamten Erdball gewidmet, es auch nicht verschmähen würde, vorkommenden Falls der brandenburgischen Lande zu gedenken. Bereits im Jahre 1773 finden wir die Anfänge der nicht minder angesehenen Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, welche sich gelegentlich mit einzelnen Erscheinungen der Naturkunde aus allen drei Reichen innerhalb unseres Gebietes beschäftigt, wie dies auch die im Jahre 1848 in Berlin begründete Deutsche geologische Gesellschaft innerhalb ihres Forschungskreises mitunter zu thun pflegt. Der im Jahre 1859 entstandene Botanische Verein für die Provinz Brandenburg erforscht mit Eifer und Glück die pflanzlichen Schätze unseres Gesamtgebiets, während der naturwissenschaftliche Verein zu Frankfurt a. O. sich auf den Regierungs-Bezirk gleichen Namens beschränkt.

Vermittelnd zwischen Natur- und Kulturgeschichts-Forschung verhalten sich die erst in neuerer Zeit aufgekommenen anthropologischen Vereinigungen. Die grösste und mit Recht angesehenste derselben, die hauptsächlich durch den Altmeister Rudolf Virchow am 17. November 1869 in's Leben gerufene Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, ist auf diesem weitschichtigen Gebiete auch für Brandenburg bahnbrechend gewesen, ihre nicht genug zu rühmende Thätigkeit soll uns vorbildlich sein.\*) Die vornehmlich durch die Bemühungen der Herren Dr. Hugo Jentsch-Guben, Dr. Siehe-Calau und Dr. Weineck-Lübben im Jahre 1886 begründete Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte hat wenig Gelegenheit gefunden, im Gebiet der eigentlichen Anthropologie zu wirken, desto thätiger ist sie innerhalb der Urgeschichte und Kulturgeschichte.\*\*)

Nicht übersehen dürfen wir an dieser Stelle die erspriessliche

\*) Seit 1869 erscheinen die Zeitschrift für Ethnologie und die Verhandlungen der Gesellschaft, seit 1890 ausserdem noch als Ergänzungsblätter zur Zeitschrift: Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde.

\*\*\*) Seit 1888: Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, in Lübben erscheinend.

Thätigkeit des im Jahre 1884 gestifteten Touristen-Klubs für die Mark Brandenburg, welcher nicht bloss das Verdienst beanspruchen darf, unsere Landsleute auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Provinz Brandenburg aufmerksam zu machen, sondern der auch unter der Redaktion unseres Mitgliedes Franz Tismar seit Beginn dieses Jahres eigene belehrende „Mitteilungen“ für seine Mitglieder herausgibt. Den Bemühungen des genannten Herrn und des Klubs-Vorsitzenden, des Herrn Pütz, ist es zu verdanken, wenn der Klub als solcher und als erstere grössere Vereinigung die Mitgliedschaft unserer Gesellschaft nachgesucht hat.

Unter den geschichtlichen Vereinigungen erwähnen wir, wie billig, in erster Linie den im Jahre 1837 in's Leben getretenen Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, der seither für die diplomatische und archivalische Geschichtsforschung so Ausserordentliches leistet, sich aber geographisch mit unserem Gebiet insofern nicht deckt, als er in die seit 1815 zur Provinz Sachsen geschlagenen Altmark übergreift, während er die zur Mark Brandenburg gehörigen Teile der Lausitz ausser Betracht lässt.\*) Der 1890 begründete Verein für Volkskunde verzichtet zwar auf eine gelegentliche Berührung mit unserer engsten Heimat nicht, hat sich aber im Ganzen gleich dem 1890 durch Dr. Thiessen hierselbst begründeten Allgemeinen Deutschen Verein weit grössere Grenzen abgesteckt.\*\*) Andere Vereinigungen, als der historische Verein für Heimatkunde in Frankfurt a. O., der historische Verein zu Brandenburg a. H., der erst kürzlich entstandene Verein für Geschichte der Neumark zu Landsberg a. W., der historische Verein für die Grafschaft Ruppin, der hauptsächlich von dem unermüdlichen Amtsgerichtsrat Kuchenbuch in's Leben gerufene Verein für Heimatkunde in Müncheberg, der Verein für die Geschichte Berlins, der Verein für Geschichte der Stadt Sorau und der Geschichtsverein zu Belzig umfassen weit engere territoriale, zum Teil, wie der Name besagt, rein lokale Gebiete.

Ihr Vorstand glaubt durchaus im Sinne unserer Gesellschaft gehandelt zu haben, wenn er sich erlaubte, die leitenden Vorsitzenden aller erwähnten geschätzten wissenschaftlichen Vereinigungen zu unserer Ersten Hauptversammlung einzuladen. Die Thätigkeit dieser sämtlichen Gesellschaften und Vereine soll uns zum Muster dienen. Wir bitten dieselben ebenso angelegentlich wie dienst-

\*) Organ seit 1841 „Märkische Forschungen“, 20 Bände bis 1887, seitdem verschmolzen mit „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte.“ Leipzig 1888 folg.

\*\*\*) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Weinhold. 1. Jahrgang. Berlin 1891.

bereit, unsere auf provinzielle Zusammenfassung und Vereinigung gerichteten vaterländischen Bestrebungen gütigst unterstützen zu wollen; wir hoffen unsererseits, auch die dortigen Interessen, soweit ergänglich und soweit erwünscht, fördern zu helfen, und versprechen, ohne Eifersucht und ohne Scheelsucht, lediglich getragen von dem wissenschaftlichen Gedanken und beseelt von der Liebe zu unserm angestammten Fürstenthume und zu unserer teuren Heimat, allezeit gute Nachbarschaft halten und freundwillige Beziehungen pflegen zu wollen. Möge man von unserer Gesellschaft für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg dereinst sagen, dass auch ihr stets der Wahlspruch vorgeschwebt habe:

„Hie gut Brandenburg allewege!“

## Über das Verhältniß der Heimatkunde zur Geschichts- und Altertumskunde

von

Dr. Carl Bolle,

Bürger-Deputirter der Stadt Berlin.

Nach den beredten Worten des Herrn Vorredners, in dem wir den eigentlichen und unbestreitbaren Begründer unseres soeben ins Leben tretenden Vereins für Heimatkunde begrüßen, bleibt mir nur Weniges anzudeuten übrig, für welches ich mir von den geehrten Anwesenden einige Minuten der Geduld und Aufmerksamkeit erbitte.

Allerdings könnte das Objekt der mir obliegenden Betrachtung zu Erörterungen Anlass bieten, die des weitgreifenden Ausspinnens fähig sind; dasselbe läßt sich indess auch wohl hier, wo geringeres Maass an Zeit und Fähigkeit es fordert, in knapp gefasstem Umriss präzisieren.

Das Feld unserer bevorstehenden Thätigkeit erscheint als räumlich ziemlich eng begrenzt; in Wahrheit aber umfaßt es Aufgaben von einer Vielseitigkeit und Bedeutung, vor welchen das bescheidene Können des Einzelnen zurückschrecken dürfte. Was Diesem allzuschwer fällt, ermöglicht sich durch vereinte Kraft Vieler. Leichter gemacht wird wohl auch die Mühe, wenn wir jene warme Liebe zu dem Boden, der uns trägt und auf dem wir geboren sind, mit in Anschlag bringen und uns davon durchdrungen fühlen, wie unter gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart eine gegen früherhin intensivere Erforschung eben dieses Bodens und des auf ihm sich Regenden notwendig geworden ist.

Die Mark Brandenburg, wenn auch lange schon dem Dunkel eines beliebigen Erdflecks entrückt, ist durch die glorreichen Vorgänge jüngster Vergangenheit so sehr in den Vordergrund weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit getreten, dass auch weit ausserhalb der Sphäre ihr durch Geburt oder Wahl Angehöriger die fernsten Kreise jenseits ihrer Grenzen sich über sie unter-

richtet sehen wollen, eben weil sie gewissermaassen die potenzierte, umfangreichere Bannmeile der Hauptstadt des Deutschen Reichs darstellt.

Diesem Verlangen entspricht die Pflicht der hier Erbgesessenen, jedweder Klärung speziell heimatlicher Dinge das eingehendste Interesse entgegen zu bringen. Keine andere Provinz unseres Vaterlandes darf hinsichtlich ihrer parteilosen Selbstbespiegelung mit grösserem Recht das stolze und gebieterrische Wort aussprechen: „Noblesse oblige“.

Soweit die erste Pflicht, die uns vor Augen steht; eine zweite folgt ihr auf dem Fusse. Leben wir nicht in hastiger, drängender Zeit? Die alte Stabilität jener Denkmäler von Natur oder Kunst, die uns umgeben, ist ins Wanken geraten. Noch gestern stand ein altersgrauer Wartturm, eine granitne Stadtmauer. Heute fällt uns ein, sie einmal wieder zu besichtigen; beide sind abgerissen. Die Rieseneiche, Zeuge längst verflossener Jahrhunderte, in gleicher Lage, ist umgehauen, seltener vom Sturm entwurzelt. Der mächtige Felsblock, den einst die Urflut auf Schollen von Gletschereis aus fernem Nordland herüberwälzte, unter dem die Unterirdischen ihr Heim hatten, — Pulver hat ihn gesprengt, vielleicht der Ausbesserung einer neu zu pflasternden Wegstrecke zu Liebe. Jener Sumpf, in dem auf schwanker Moosdecke eine ganze Vegetation seltenster und schönster Moorpflanzen, den Kenner entzückend, zu finden war — er liegt ausgetrocknet vor uns. Von dem Utilitarismus der Gegenwart, von industrieller Hochflut, von der Not wachsender Bedürfnisse bedroht, schwinden mehr und mehr die Wahrzeichen und Symbole der Vergangenheit. Die Gewächse unserer Flora, die Tiere unserer Fauna sind in raschem Niedergang begriffen. Gesteigerte Aufklärung stört den Glauben an Sage und Märchen, jahrhundertlang vom Volksgeist auf der Haide, im Fischerkahn, am Heerdfeuer oder in der Spinnstube fromm und liebevoll gehegt. Selbst was vorgestern erst gebaut ward, reisst das Gestern oder Heute schon wieder ein. Selbst die jüngsten Söhne der Gegenwart haben oft Mühe, den Ort, wo ihre Wiege stand, wiederzuerkennen.

In der Welt der Ideen der gleiche, wenn vielleicht nicht ein noch grösserer Umschwung wie in derjenigen konkreter Wirklichkeit.

Gilt es da nicht zu retten, was noch zu retten ist, damit nicht die Zukunft, um tausend teure Erinnerungen ärmer gemacht, unsere Generation vor dem Richterstuhl der Geschichte verklage? Schwerlich wird mir widersprochen werden, wenn ich es ausspreche: Es klingt uns im Ohr, wie der Glockenschlag der elften Stunde!

So lassen wir denn unsere Gesellschaft für Heimatkunde eine Insel der Zuflucht sein, an deren gastlichen Strand wir unsere Tephorim, die alten Hausgötter von Mark Brandenburg bergen, auf dass ihnen von den Zeitgenossen noch ihr gegen sonst geringer Zoll an Verehrung werde und damit die Nachwelt wisse, wie einstmals auf dieser Scholle des Vaterlandes das Menschengetriebe in nicht ganz unwürdiger Weise sich gestaltet habe.

Heimatliebe ist der Eckstein, auf dem Heimatkunde sich aufbauen soll.

Wenn Letztere, als noch zu vervollkommendere Erscheinung, für die Zukunft geplant wird, an der Ersteren hat es bei uns, Gottlob, niemals gefehlt. Das bekunden unter uns Geschichte und Litteratur, das hat unsere Museen gefüllt, unsere Heimstätten verschönert, unsere Fluren fruchtbarer



gemacht. Wenn der Geringste unter uns sich freudig als Märker fühlt, so ist es wohl dies auch, welches macht, dass auf der Welthöhe von Glanz und Grösse Deutschlands Kaiser, im engeren Kreise seiner Getreuen, sich gern noch den Markgrafen nennen will.

Jeder Schritt, unserem oft geschmähten Sande eingeprägt, hat Bereicherung an Wissen von der Heimat bringen dürfen. Zwischen Berghaus und Fontane liegt es wie ein Abgrund des Stils und der Geschmacksrichtung; der Lokalpatriotismus füllt ihn aus. Die Vorteile, welche Geschichte und Altertumskunde aus ihm schöpfen, sind von solcher Tragweite, dass stundenlang von ihnen zu sprechen wäre, ohne sie zu erschöpfen.

Einige wenige Beispiele hiervon werden genügen.

Ein junger Offizier, durch ruhmvolle Wunden in seiner Laufbahn gehemmt, birgt seine unfreiwillige Musse jahrelang im Erlenschatten des stromdurchrauschten Spreewaldes. Was erst nur Freude am Frieden der Natur, an eigenartiger Volkssitte gewesen, das steigert sich in seiner Seele zur sammelfreudigen Arbeitslust. Sein Auge weiss zu sehen, sein feines Ohr versteht zu erlauschen, was unbemerkt oder stumm für Andere geblieben war, und das Ergebnis von dem Allen ist in kurzer Frist jenes bezaubernde Buch Willibalds von Schulenburg „Wendische Volkssagen und Gebräuche“, das in liebenswürdigster Kleinmalerei der Wehmut über ein erlöschendes Volkstum Ausdruck leiht und dem Freund des Altertümlichen eine Dämonologie aufschliesst, so phantasie reich, so frisch und farbig, als sei ihre Sonne nicht untergegangen und ihr Abendrot sogar im Verglimmen.

Ein Rechtskundiger, ein Politiker hervorragenden Ranges, Parrisius, durchstößt in Staub begrabene Aktenbündel im Archiv eines altmärkischen Städtchens, das sich kaum noch daran erinnert, einmal kaiserliches Hoflager gewesen zu sein. Es entsteigt ihnen die gequälte Gestalt Grete Minde's. Aus einer Brandstifterin wird sie zur unschuldig Gerichteten und es verstummt nach Jahrhunderten der entsetzliche, die Kanzel nicht ehrende, aber dennoch alljährlich von ihr herab wiederholte Fluch, an jenen anderen erinnernd, der unter finsterem Himmel noch heut in den Kirchen des rechtgläubigen Russlands gegen Gregor Otrepiew, den angeblichen falschen Dimitri, geschleudert wird.

Oder die Gelehrtenwelt läugnet die Existenz jenes letzten Wendenkönigs, Jazko, dem doch Friedrich Wilhelm IV. an schöner Havelbucht eine Denksäule gestiftet hatte; sie erniedrigt Petrusa, seine ihm feindlich gesonnene Muhme, zum wesenlosen Schemen. Da gräbt ein Sammler im märkischen Sande und es finden sich die Münzen beider, Brakteaten, deren Metall Namenszug oder Kopf derer trägt, die man zu einem blossen pseudohistorischen Klang herabzusetzen geneigt gewesen war.

Wozu die Exempel vervielfältigen? Reden die Paar Angeführten nicht überzeugend genug von dem fördernden Einfluss der Heimatkunde der Geschichte und Altertumforschung gegenüber?

Die Vaterlandsliebe ist eine Empfindung, vor der wir uns tief verneigen; ungerne würden wir sie an uns Nahestehenden vermissen. Eng mit ihr verschwistert, aber mit noch stärkeren Fäden an die Psyche geknüpft, lebt in der Brust eines Jeden das Heimatgefühl; jene etwas zum Glück des Gemein-

wohls Anerzogenes, dieses etwas den verborgenen Kräften der Natur gemäss dem Menschen Angeborenes. In seiner tiefen und naiven Ursprünglichkeit steht das Heimatgefühl hoch über jeder Reflexion, redet es zur Seele wie mit dem Klange orphischer Urlaute, weckt es ein Echo, das dem goldenen Zeitalter zu entstammen scheint. Es ist kein ausschliessliches Eigentum des Menschengeschlechts. Dieses teilt es mit seinen Mitgeschöpfen. Was anders beseelt denn den Wandervogel, der heimgekehrt aus wärmerer Zone sein Nest im Hollunderbusch, unter dem Dachgiebel, auf der Sanddüne des weniger reizvollen Nordens doch alljährlich wieder aufsucht?

Bauen wir denn diesem Gefühl einen Herd, auf dem es, veredelt durch jedweden Aufschwung der Bildung und moralischen Verfeinerung, nicht nur als wärmende, nein auch als leuchtende Flamme brennen möge. Nicht die Materialien zur Kenntnis unseres Landes sind es, die uns mangeln werden. Im Gegenteil, unsere schreiblustige Zeit hat solche vermöge ihrer Tintenströme in schwer zu bewältigendem Maasse angehäuft. Des litterarisch Vorhandenen Prüfung und geschmackvolle Anordnung, seine Sichtung und rationelle Verwertung, das auch ist für uns etwas Anzustrebendes.

Die Verkehrsmittel der Gegenwart erleichtern den Besuch selbst entfernterer und früher schwer zugänglicher Orte unseres Gebiets. Möge hiervon reichlicher und für die Heimatkunde erspriesslicher Gebrauch gemacht werden. Es bleiben noch viele Denkmäler der Geschichte, viele Überbleibsel aus dem Reiche einer einst gewaltigeren Natur zu registrieren und zu schildern. Ein Jeder von uns thue dies nach dem ihm von seiner Geistesrichtung zuerkannten Maassstabe. Es bleibt auch übrig, die Stimme laut zu erheben gegen allzuoft sich geltend machenden Vandalismus im Zerstören. Ich will nur daran erinnern, wie in Schlesien zwei Menschenalter hindurch kein merkwürdiger Baum geschlagen worden ist, ohne dass vorher über das pro und contra des Falles die gewichtige Stimme von Professor Göppert, oft schirmend und erhaltend, gehört worden wäre. Solche Autorität ist beneidenswert. Suchen wir sie zu verdienen, nicht nur Bäumen, nein, in viel höherem Grade noch Bauwerken, Burgwällen, Hünengräbern, Steinlagerungen gegenüber.

Bald wird sich zeigen, ob die Hand des neugegründeten Vereins stark genug sein wird, sich segensreich über unser Brandenburg auszustrecken. Jenachdem dies mehr oder weniger der Fall sein wird, werden wir den Dank unserer Mitbürger verdienen und uns der Zustimmung unseres eigenen besseren Selbst teilhaftig fühlen.

Nicht Allen geht es so gut wie uns. Nicht jeder Mensch, nicht jeder Volksstamm hat zur Stunde eine sichere Heimat, um die Spanne Zeit seines Erdenwallens in Ruhe zu durchmessen, sein Haupt dermaleinst da, wo die Asche der Väter ruht, gleichfalls zum ewigen Schlummer niederzulegen. Voller Betrübniß sehen wir jenseit unserer östlichen Grenzen grosse Menschenmengen von ihren Heimstätten ins Elend getrieben, weil Blutmischung, Muttersprache oder religiöses Dogma sie in Gegensatz gegen angebliche Staatsraison stellen sollen. Schenken wir, grade von unserem Standpunkt aus, diesen Friedlosen ein verdoppeltes Mitleid, erfüllt von dem Wunsche, es möge ihnen auf fremder, aber freier Erde jenseits der grossen Wasser eine neue und

glücklichere Heimat zu gründen beschieden sein, von der kein Stirnrunzeln eines Gewaltigen sie fürder vertreiben darf.

Uns aber, die wir eine schöne und, wie wir hoffen, sichere Heimat unser eigen nennen und sie erkunden wollen, liegt es ob, diese mit warmer Zuneigung zu umfassen und uns durch treues Festhalten an ihren Institutionen ihrer wert zu zeigen. Erinnern wir uns daran, wie Brandenburg, Dank der Hochherzigkeit unseres Fürstenhauses, jahrhundertlang ein Asyl bedrängter Menschheit, eine Herberge der Gerechtigkeit gewesen ist. Dieser Ruhm, den unser Land genießt, ist wahrhaftig keiner der geringsten im Strahlenkranze seiner Vorzüge.

So lassen wir denn von nun an unser Forscherauge schützend und erhaltend, sammelnd und aufklärend auf dem Gesamtareal unseres Heimatlandes ruhen. Wir werden reiche Frucht davon ernten.

Mit einem Wunsche sei geschlossen. Möchte doch bei jedem Gange an Spree oder Havel, an Elbe und Oder, ein befriedigenderes Bild sich vor dem Blicke des Wanderers entrollen, ein höherer Grad von Menschenglück, ein bewussteres Aufstreben zu den Höhen echter und wahrer Humanität ihm entgegenwinken. Wir sind, wiederholt sei es, kein abgelegener Erdwinkel dieser oder jener Art. Die Gesamtheit der gesitteten Welt heftet ihr Auge auf den Umkreis eines so gewaltigen Civilisationscentrums, wie Berlin ein solches ist. Zeigen wir denselben dieser Welt in so erschöpfender, in so anmutender Weise, dass Teilnahme, wo sie besteht, erhöht, Antipathie, wo sie vorhanden, entwaffnet werde. Uns ist eine schöne Aufgabe gestellt. Es gilt, einen Standpunkt zu schaffen, von dem aus unsere Mark als eine der geweihten Stätten der Menschheit in kaum minder sympathischem Lichte erscheine, wie dies von altersher bis auf den heutigen Tag von den grossen Namen Attika und Latium gerühmt worden ist.

---

### Wilhelm Weber †.

Am 19. April 1892 verstarb in Berlin nach kurzem Krankenlager an Darmverschlingung der Archivar unserer Gesellschaft, Herr Magistrats-Bureau-Vorsteher Wilhelm Weber. Als vieljähriger Sekretär beim Archiv und der Bibliothek der Stadt Berlin hatte er sich eine aussergewöhnliche Bücherkenntnis, eine vielseitige Belesenheit und umfassende Kenntnisse in der berlinischen und brandenburgischen Geschichte zu eigen gemacht. Diese Eigenschaften verbunden mit Geschäftsgewandtheit liessen ihn für den Posten eines Archivars der Brandenburgischen Gesellschaft besonders geeignet erscheinen, und wurde er deshalb einstimmig zu diesem Ehrenamt gewählt. In der kurzen Zeit seiner Thätigkeit hat sich der Verstorbene den Interessen der Gesellschaft, die ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren wird, mit voller Hingebung gewidmet.

---

## Der Bronzefund von Spindlersfeld bei Coepenick.

Von

Ernst Friedel in Berlin.

Bei Erweiterung des rühmlichst bekannten, im Teltowschen Kreise belegenen, Färberei-Etablissements Spindlersfeld am linken Spree-Ufer gegenüber Sadowa und der nordwestlichen Vorstadt von Coepenick wurden im Frühjahr 1892 westlich von dem eigentlichen Fabrikgrundstück die nachfolgend beschriebenen, sämtlich aus Bronze gefertigten Gegenstände beim Ausroden einer Kiefer, etwa 200 Meter südlich vom Flussufer, zusammenliegend, angeblich ohne weitere Spuren, in der Erde gefunden.

Es sind, die kleinen Bruchstücke mitgerechnet, 38 Stücke. In der Hauptsache haben dieselben als Schmuckgegenstände gedient. Nr. 18336 und Nr. 18337 sind doppelt vorhanden; sie sind wie Nr. 18334, desgleichen die beiden Räder Nr. 18339 mit 2 kreuzweis gestellten Speichen, und Nr. 18338 mit einer Oese, auf der einen (vorderen) Seite erhaben, auf der (hintern) Seite platt gegossen und ersichtlich zum Anhängen bestimmt. Die Zierstücke Nr. 18333 und 18335 sind mit wagerechten, durch Umschlagen des Bronzeblechs gebildeten Oehren versehen, durch welche ein Faden gezogen gewesen sein mag, diese beiden Stücke erscheinen ebenfalls vorn erhaben, hinten platt gegossen. Spiralenbruchstücke sind vier vorhanden, 2 von feinerem Draht, Nr. 18344, zwei von gröberem, aussen dreikantig, innen platt gestaltetem Draht, Nr. 18343.

Zum Anhängen hat das Schmuckstück Nr. 18332 anscheinend ebenfalls gedient, welches zwei Spiralscheiben darstellt, deren Federkraft noch vorhanden ist und die durch einen bügelartig aufstrebenden Teil des gemeinsamen Drahts nach Art eines sogen. Nasenklemmers verbunden sind. Die beiden Spiralscheiben sind nicht gleich, der Teil rechts mit 10 engen Windungen ist etwas grösser, der Teil links hat nur 7 etwas weniger dichte Windungen. Ähnliche Spiralwindungen zeigen 3 Sicherheitsnadeln (fibulae), von denen 2 Nr. 18352 und die erheblich grössern Nr. 18351 lorbeerblattartige Mittelstücke haben, welche durch geradlinige und rundlinige, vertiefte Striche je in vier Felder geteilt werden. Bei Cr. 18353 ist der Bügel nicht blattförmig, sondern mehr stabförmig.

Es fallen ferner auf vier grosse aus dünnem Blech hergestellte und mit derben Oehren versehene kreisrunde Knöpfe Nr. 18327, Nr. 18328, Nr. 18329 und Nr. 18330. Nr. 18327 ist dadurch interessant, dass es im kleinen einen Schild darstellt, aussen mit dem Schildbuckel versehen, innen mit dem Schildgriff.

Eine Art Hängezierstück stellt Nr. 18331 dar, innen platt gefertigt, aussen plattstrohthutförmig mit einem abgestumpften Kegel in der Mitte und einem Loch im Rande zum Befestigen. Es erinnert dies an die gleichalterigen thönernen, platt strohthutförmigen Deckel, welche nicht minder mit 1 oder 2 Löchern zum Anhängen versehen sind und, von wenigen Centimetern Durchmesser bis zur Grösse eines wirklichen Huts vorkommend, in den zum ostgermanischen Typus gehörigen Urnenfeldern, besonders der Umgegend von Berlin nicht gerade selten sind. Vgl. z. B. im Märk. Museum Kat. B. II.

Nr. 7390 u. 7391 von Schöneberg, Nr. II. 663, Nr. 9849 von Biesenthal, Nr. II. 9828 von Rüdenitz im Ober-Barnim.

Ein eigentümliches Gerät stellt Nr. 18341 vor, hornartig gekrümmt, mit schlankaus gezogener, aber abgestumpfter Spitze, das Profil der Höhlung ist nicht kreisrund, sondern langeirund. In der Nähe der Ausmündung befinden sich in der Wandung einander gegenüberstehend zwei kreisrunde, verhältnissmässig grosse Löcher. Es macht den Eindruck, als habe das Hörnchen auf einem Stiel oder Griff gesteckt und als sei er durch jene zwei Löcher ein Niet oder dergl. zur Befestigung hindurchgegangen. Das eigentümliche Gerät scheint zu den selteneren derartigen zu gehören.

Folgen drei Armringe II. 18324, II. 18325 und II. 18326, die beiden erstern mit zwar unverschlossenen, aber dicht an einander gebogenen Enden und mit linearen Verzierungen versehen, wie man sie etwa mit dem feinmeisselartigen Instrument II. 18340 hervorbringen könnte.

II. 18342 ist ein vierkantiges derbes, innen konisch hohles Gussstück, vielleicht bestimmt als ein Hammer auf einen Stiel gefasst zu werden, oder als Schuh auf einen Lanzenfuss, ohne dass ich mich für eine dieser Erklärungen bestimmt entscheiden will.

Das Wertvollste in dem Funde sind die beiden Teile einer Gussform, II. 18322, welche vortrefflich aufeinander passen und auch in diesem Zustande, durch Rost miteinander schwach verkittet, aufgefunden wurden. Die Form diente zur Herstellung von Schmucknadeln. In der That passt das Bruchstück II. 18323 einer solchen genau in die Form. Dass es hierlandes angefertigt ward, dafür spricht, dass das Ziernadel-Bruchstück noch die Gussnähte und die Rauigkeiten der Gussform zeigt, also noch nicht für den Gebrauch durch Feilen und Glätten fertiggestellt worden ist.

Im übrigen sei auf die Abbildung der Gegenstände, welche dieselben im Massstab von 2:3 natürlicher Grösse wiedergiebt, überall verwiesen.

Der Gesamtfund verrät, dass es sich um den Vorrat eines Bronzegiessers handelt; einige der Gegenstände sind fertig, andere ziemlich schadhaft als Sammelerz mutmasslich zum Einschmelzen bestimmt, andere sind Werkzeuge des Kunsthandwerkers gewesen.

Zu vergleichen hiermit ist der ähnliche Bronze-Fund Kat. B. II. Nr. 1 bis 7, mit welchem ich i. J. 1874 die vorgeschichtliche Abteilung des märkischen Museums begründete. Die 7 Gegenstände wurden auf dem rechten Spreeufer i. J. 1869 nicht weit von Sadowa in der Wuhlhaide bei Coepenick im Sande beim Roden einer Kiefer gefunden; eine Lanzenspitze, zwei Knopfsichelmesser, zwei Armringe, eine Haarnadel und, als Zeichen der Anfertigung ähnlicher Bronzesachen bei uns, ein derber, abgekniffener Gusszapfen. Vgl. darüber meinen Bericht und R. Virchows Bemerkung in der Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, 1870, Bd. II, S. 171.

Die Zeitstellung unseres Spindlersfelder Fundes anlangend, so ist schon angedeutet, dass er in die mehre Jahrhunderte dauernde Periode der ostgermanischen Gräberfelder hineingehört. Dieselben lassen sich, wenigstens in Posen und Schlesien, von der jüngsten Stein- bis in die früheste Eisenzeit verfolgen. Speziell der Spindlersche Fund gehört anscheinend noch in die eigentliche Bronzezeit, wenn auch in die jüngste Ausbildung derselben.

## Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes

von

Dr. phil. **Felix Wahnschaffe,**

Königl. Landesgeologe, Dozent an der Bergakademie und Privatdozent an der Universität Berlin.

Mit 5 Lichtdrucktafeln und 25 Text-Illustrationen.

Stuttgart, Verlag von Engelhorn, 1891.

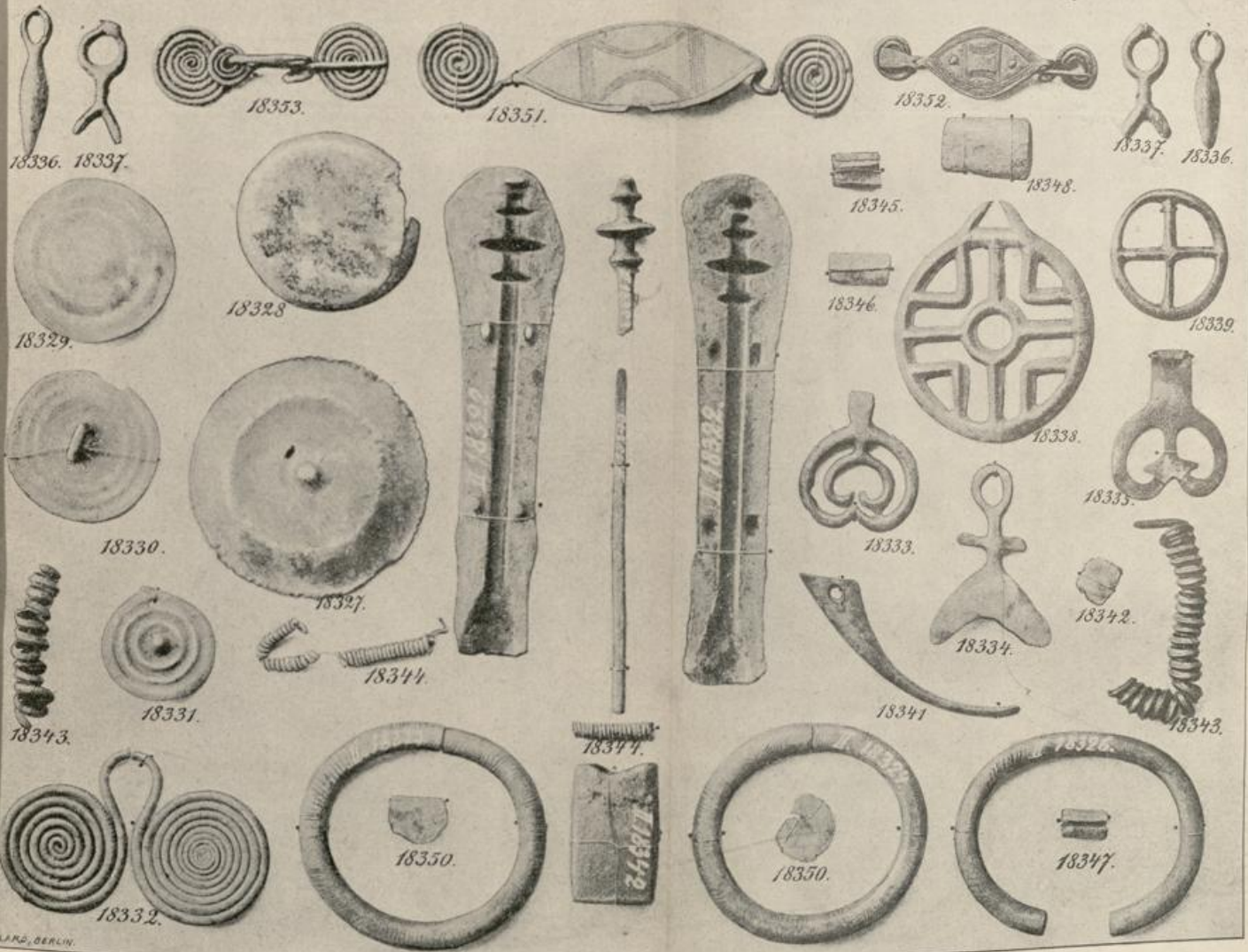
Obwohl das Buch sich mit der Entstehung der gesamten norddeutschen Tiefebene beschäftigt, und die Mark deshalb nicht speziell darin behandelt wird, so bildet dieselbe doch einen so wesentlichen Teil des Gebietes, dass sie dementsprechend auch an der Darstellung einen gewichtigen Anteil nimmt. Für die Leser des Monatsblattes soll diese Notiz daher in erster Linie nur dazu dienen, auf das Buch aufmerksam zu machen, weil dasselbe zum ersten Male im Zusammenhange die Errungenschaften der beiden vergangenen Jahrzehnte, welche die Gletscher-Theorie zum Siege verholfen haben, vorträgt; denn die Aufgabe einer Heimatkunde muss es doch gerade sein, die Beobachtungen und Funde ihres Kreises in Verbindung zu bringen mit der gesamten Wissenschaft des betreffenden Gebietes, um hieraus neue Anregungen zu weiteren Forschungen zu schöpfen.

Für einen kurzen Ueberblick in betreff des Umfanges, welchen die Provinz Brandenburg in dem Buche einnimmt, mögen hier die wichtigsten geologischen Daten angeführt werden. Zunächst ist von den angeführten Provinzen die Mark am reichsten an Tiefbohrungen. Durch solche ist z. B. ermittelt das Devon bei Dobrilugk und das Rotliegende bei Hilmersdorf. Zu Tage stehen der Zechstein bei Sperenberg, der Muschelkalk bei Rüdersdorf und die Kreide bei Potzlow. Aus den Schichten des Tertiärs sind jedermann bekannt die Braunkohle und der Septarienthon. Sodann haben die Tiefbohrungen der Admiralsgartenbad - Aktien - Gesellschaft an mehreren Punkten in Berlin und der Umgebung aus diesen Tiefen eine für Badezwecke passende Soole erschrotet, welche nun in natürlichen Quellen zu Tage tritt. Diese Thatsachen treten aber nur in der Einleitung des Buches hervor. In Bezug auf die jüngsten Ablagerungen, die Rückstände des grossen Inlandeises müssen wir anführen die Glazialschrammen von Rüdersdorf, die Gletschertöpfe, Schichtenstörungen und die Lokalmoräne an diesem Orte, die Stauchungen im Thone von Herzfelde, die Grundmoräne in den Ländern Teltow und Barnim - Lebus in ihrer merkwürdigen Ausbildung, ferner den Oderberg - Joachimsthaler Geschiebewall, welcher als eine Endmoräne gedeutet wird und endlich die grossartige Ausbildung des Stromnetzes in der Mark, das sich nach Nordwesten gegen die untere Elbe hin zusammenzieht, und welches das Resultat der Auswaschung durch die Gletscherwässer ist.

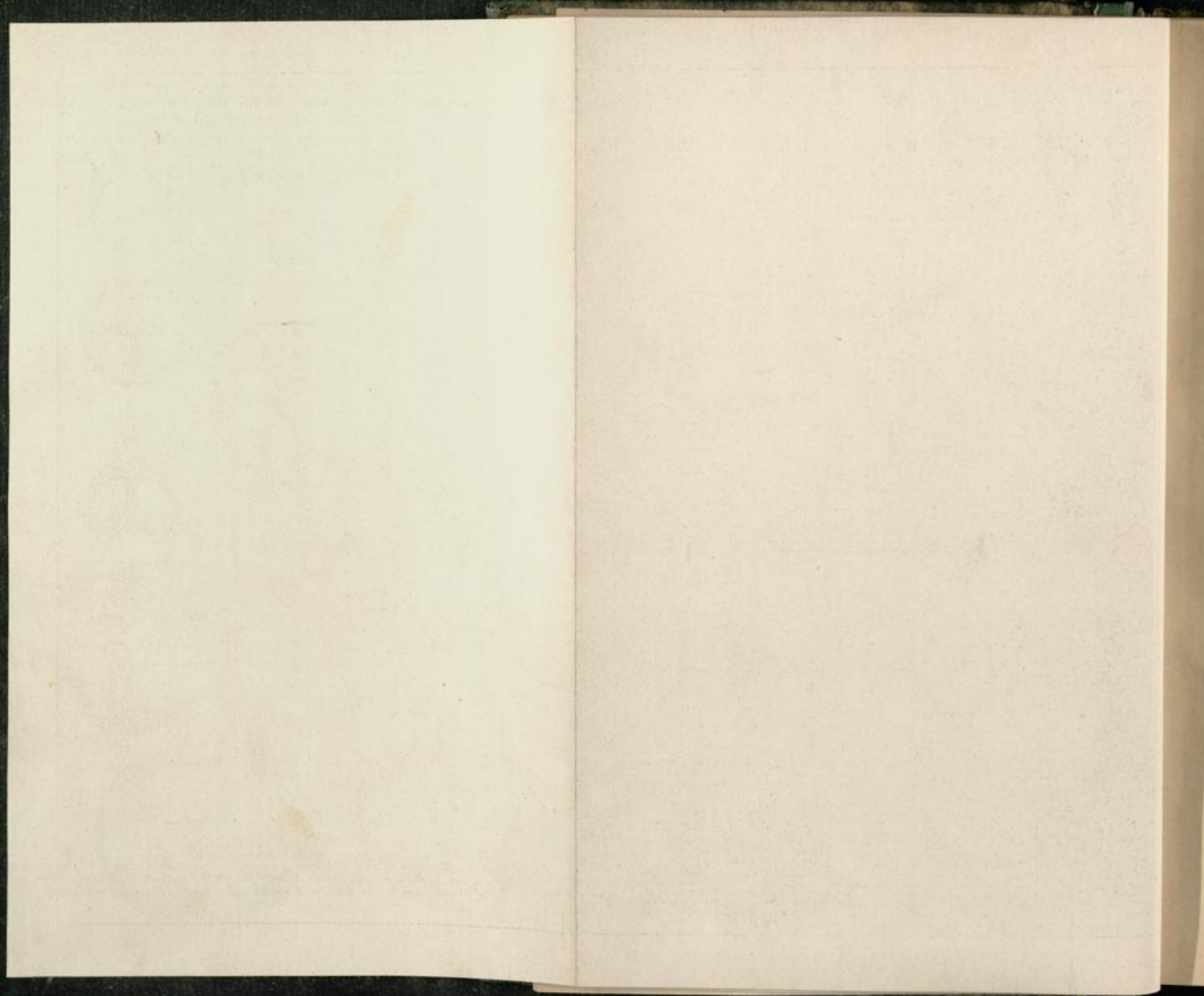
Das sind wohl Belege genug dafür, dass eine Erwähnung des Buches an dieser Stelle wohl am Platze ist. Die klare Darstellung, das Fehlen von mathematischen Deduktionen und die zahlreichen Illustrationen machen es möglich, dass jeder Leser sicher einen klaren Einblick in die geologischen Thatsachen und Probleme erhält, welche gegenwärtig gerade auf diesem Gebiete die Aufmerksamkeit der Fachmänner in Anspruch nehmen.

Zache.

*II 18322-53. Bronze fund von Spindlersfeld bei Cöpenick. Geschenk des Commerzienrath Spindler.*







### 3. Versammlung, 2 (öffentliche) Sitzung des Vereinsjahres

am 25. Mai 1892.

1. Bei Abwesenheit des Herrn Ehrenpräsidenten und der beiden Herren Vorsitzenden eröffnet der Erste Beisitzer, Herr Bürger-Deputierter Dr. Carl Bolle, um  $\frac{3}{4}$ 8 Uhr die Versammlung.

2. Herr Magistrat-Sekretär Ferdinand Meyer verliest zwei Schreiben, welche an den Vorstand eingegangen waren. Das erste derselben ist geschickt worden vom Herrn Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Staatsminister Dr. von Achenbach, Excellenz und lautet:

Potsdam, den 8. April 1892.

Dem hochverehrlichen Vorstande beehre ich mich für die gefällige Mittheilung vom 2. d. Mts. und für die Übersendung von zwei Stück der Vereins-Satzungen meinen verbindlichsten Dank unter der Versicherung auszusprechen, dass ich es als meine Pflicht ansehen werde, die Zwecke der neugebildeten Gesellschaft nach Möglichkeit zu fördern.

Der Ober-Präsident  
Staatsminister  
(gz.) von Achenbach.

Das zweite derselben ist abgesandt von dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Dr. Bosse, Excellenz und hat folgenden Wortlaut:

Berlin, den 26. April 1892.

Dem Vorstande sage ich für die gefällige Mittheilung vom 2. April d. Js., betreffend die am 20. März d. Js. erfolgte Begründung einer „Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg,“ sowie für die mir in zwei Exemplaren überreichten Satzungen der Gesellschaft meinen verbindlichsten Dank. Die Bestrebungen der Gesellschaft haben mein Interesse in hohem Masse in Anspruch genommen und werde ich jede Förderung und Unterstützung derselben mit aufrichtiger Freude begrüßen.

(gz.) Bosse.

3. Herr Bürger - Deputierter Dr. Carl Bolle hält den angekündigten Vortrag über den märkischen Schwan, der unten gedruckt wiedergegeben ist. Der Herr Vortragende wurde am Schlusse mit lebhaftem Beifalle belohnt.

4. Der Herr Vorsitzende schliesst die Versammlung um 9 $\frac{1}{4}$  Uhr.

5. Gesellige Zusammenkunft in dem Restaurant Königin - Augusta-Strasse 19.

### Mitglieder Mai 1892.

1. Eyssenhardt, Buchhändler, im Hause des Offizier-Vereins, Neust. Kirchstr.
2. Fickert, Buchdruckerei-Besitzer, Bernburgerstr. 14.
3. Max Harrwitz, Buch- und Kunsthandlung, Potsdamerstr. 41 a.
4. Hepke, Kaufmann, Bülowstr. 28.
5. Meydinger, Hofbuchhändler, Vossstr. 34.
6. Schotte, Buch- und Kunst-Händler, Potsdamerstr. 41.
7. Louis Westphal, Königl. Fabrikant, Schützenstr. 73/74.

## Der Schwan in der Mark

von

Dr. Carl Bolle,

Bürger-Deputierter der Stadt Berlin.

*Et cygni tollunt lugubri voce querelam.*  
(Lucretius).

Immer noch rollt in gleicher Wasserfülle die Havel ihre Fluten elbwärts wie in der fernen Urzeit wilzischer Heveller, nach welchen sie den Namen trägt, falls nicht schon etwa, wie germanistische Gelehrsamkeit es heut zu Tage will, der Fluss seine noch viel primitivere Benennung dem erloschenen Volksstamm geliehen haben sollte. Durch weite leuchtende Seen, in schier endloser Kette aneinandergereiht, entlang an tief eingeschnittenen Buchten, auf die der Fichtenwald, noch nicht überall gelichtet, den Schatten seiner roten Stämme und seiner Pinienkronen wirft, zwischen ungebändigter Rohrwildnis, dem Vordergrund heiterer Kulturlandschaft mancherlei Art, geht in seltsam eigenwilliger Krümmung ihr Lauf.

Sie hat Weinberge gesehen, die jetzt meist gerodet sind und Burgwälle, weit älter als jene, die immer noch dastehen. Zu Baumgartenbrück blicken von der Berglehne die letzten Feigenbäume des Nordens auf sie herab. Bald sind es Königsschlösser, bald rebenumrankte Dörfer, bald hochgetürmte Städte, die sich in ihr spiegeln. Ist es Strom oder See, so möchte beständig der fragen, welcher diese Gestade

betritt, mehr noch wer sanft geschaukelt zwischen ihnen hinfährt. Ein Ausdruck unaussprechlicher Lieblichkeit und stillen Friedens ersetzt diesem holden Flusse, dem Charakter des Flachlandes gemäss, was ihm an Grossartigkeit der Uferbildung abgehen mag. Bläulich schimmern seine Wasser im Gegensatz zu den dunkler gefärbten der nahen Spree. Weiss sind auf ihm die Segel der Schiffe und darüber die flüchtigen Mövenfittiche, weiss die Seerosen, in zahlloser Menge ihre Lotoskelche öffnend, weisser noch malen sich die schön geschwungenen Strandhügel von Werder, Kaput oder Teplitz wenn der Frühling die Kirschbaumblüte, einem silbernen Regenschauer gleich, über sie ausgiesst, aber marmorweisser noch als all dies Köstliche glänzt doch auf dieser Havel ein vor allen Gewässern Europas ihr allein eigener Schmuck, die in jungfräulicher, alabasterner Helligkeit auf ihr hingleitenden Schwäne.

Diese Prachtvögel bilden zu einer Periode allgemeiner Abnahme des ursprünglichen Tiergewimmels unsomehr einen Charakterzug der Landschaft, als die anderen gewaltigen Flügelträger unserer heimischen Fauna: Kranich, Trappe, Rohrdommel, Graugans, kaum irgendwo noch uns anschaulich entgegentreten, ja sogar Reiher und Storch, unter dem Einfluss unausgesetzter Verfolgung, schon seltener zu werden beginnen. Sie sind fast das Einzige von grossartigerem Auftreten des organischen Lebens ihrer Klasse, das übrig blieb und das Auge des Beschauers noch fesseln kann. Bieten aber in Wahrheit nicht gerade sie Ersatz für vieles Verlorengegangene?

Ein Vorzug der Gegenwart bleibt unbestritten. Wie weit auch die Phantasie nach rückwärts schweifen mag, sie wird niemals in Menschennähe so viel weisse Punkte, die Schwäne sind, auf einem Wasserspiegel gewahren, als ihr und dem Blicke selbst dies heutigen Tages längs der Havel zu schauen ein Leichtes ist. Gerade für den Märker, für den Berliner haben sich diese Schwanenbilder der Netzhaut frühzeitigsten Natureindruckes so tief eingepägt, dass sie von seinen liebsten und intimsten Erinnerungen unzertrennlich bleiben. Es liegt etwas Wohligen, den Sinnen Schmeichelndes, zugleich etwas wehmütig Trauriges darin, sich zurückzurufen, wie man in glückseliger Kindheit, an der Hand lieber Eltern, im Saatwinkel etwa, einst zutraulichen Schwänen Futter gestreut hat.

Man konnte früher mehr wie jetzt die hier zu Lande heimischen Schwäne als von zweierlei Art bezeichnen, nicht der Spezies, vielmehr ihrer Lebensweise nach. Sie waren entweder wilde oder zahme, stets vom *Cygnus Olor*-Typus, des Singschwans mit gelbem Schnabel (*Cygnus musicus*, Bechst.), der hin und wieder einmal vom höheren Norden zu uns herüberschweift, nicht zu gedenken. Mit den wilden hat es so ziemlich ein Ende genommen, höchstens sind sie auf dem Ücker- und

einigen anderen Seen noch in geringer Zahl vertreten, überhaupt auf äusserst wenige zerstreute Örtlichkeiten beschränkt. Dass zahme hier zu Lande in grösserer Menge als anderenorts vorhanden, weiss jedes Berliner Kind. Zwischen beide schiebt sich, nicht immer leicht erkennbar, nun eine dritte Kategorie, der auf's Neue verwildernde Schwan, ein.

Wie zahlreich einst der von der Naturforschung als Höckerschwan (*Cygnus Olor*) bezeichnete Wildschwan hier zu Lande gewesen sein müsse, davon legen viele auf ihn bezügliche märkische Ortsnamen deutscher wie wendischer Zunge Zeugnis ab. Sie scheinen darzuthun, dass nicht nur grössere Gewässer, nein auch stille Waldweiher und die Ufer umbuschter Fliesse in der Vorzeit Lieblingssitze des schönen Schwimvogels gewesen sind. Angeführt seien von hieher gehörenden deutschen: Schwanebeck, Schwaneberg, Schwanenhof, Schwanow, Schwante. (?) Von gestern erst datiert die Umtaufung der am Eingang des Wannsees gelegenen Havelinsel Sandwerder in das scheinbar besser klingende Schwanenwerder. Von wendischen Benennungen sei das mehrfach im Brandenburgischen wiederkehrende Colpin, auch Cölpin, namhaft gemacht, welches, slavistischer Auslegung gemäss, Schwanenteich bedeutet. Das wendische Idiom besitzt für Schwan zwei ganz verschiedene Vokabeln, deren eine *Kolp* jetzt nur noch im oberwendischen, die andere *Son* dagegen im niederwendischen Dialekt üblich ist. *Son*, näher an das germanische Wort anklingend, dürfte im Wilzischen nach unserer Schreibweise *Schon* gelautet haben und ist erkenntlich in den als Relikte übrig gebliebenen hybriden Lokalnamen: Schonenbake und Schonenfeld.

Wie und wann diese Fülle von märkischem Wildschwanleben ein Ende genommen, ob durch schonungsloses Vertilgen, ob durch freiwilliges Zurückweichen in gastlichere Wildnis, darüber stehen uns nur Vermutungen zu Gebot. Lange Jahrhunderte werden unstreitig daran thätig gewesen sein. Wir wollen versuchen, historisch wie hypothetisch, dem Verlauf dieser Wandlung, die mit dem Schaffen des zahmen Schwanes zusammenfällt, näher zu treten, insoweit Beides in den Bereich der Mark fällt. Es werden dabei ausserdem noch Punkte berührt werden, die zu denken und zu betrachten geben.

Vielleicht ist man versucht, sich das stolze Gespann Lohengrins ins Gedächtnis zurückzurufen, das freiwillig an seinen Nachen gekettet, diesen altgermanischen Sagenheld in die Nebel des Feenlandes, dem er entsprossen war, heimführt. Lokal betrachtet, ist es eine echt fränkische Tradition, der hierdurch Ausdruck verliehen ward; allerdings eine zunächst ripuarisch-fränkische, doch aber dem unteren Laufe des Rheins vielleicht nicht ausschliesslich angehörig. Mit dem Herrschergeschlecht aus dem Hause Zollern kam eine Vorliebe für den Schwan, eine Art Kultus dieses Edelwilds, auch in unsere Mark. Wohl mochte

dies vermöge einer stets wach gebliebenen Reminiszenz an die alt-deutsche Schwansage, die in Franken, dem Stammlande Jener, sich am Lebendigsten erhalten hatte, geschehen sein. Dieselbe bethätigte sich bekanntlich im 15. Jahrhundert politisch in der Stiftung eines Schwanenordens, der, wie man weiss, nach jahrhundertlanger Unterbrechung durch den historischen Sinn König Friedrich Wilhelm IV. wieder in's Leben gerufen wurde.

Platz! ein vierhundertjähriger Schwan.  
Platz ihm und seinen Rittern!

(Freiligrath.)

Markgraf Albrecht Achilles, stets ein rechter Frankenfürst geblieben und nie in Brandenburgischen ganz heimisch geworden, sagt in einem sothaner ritterlicher Gesellschaft verliehenen Diplom:

„Also haben wir solcher Freiheit wegen zu einer Figura einen Schwan, so ein frei und unbezwungen Vogel ist, so er männiglich seiner Freiheit halben Frank angeschrien und genannt wird, mit an diese unsere Gesellschaft hängen lassen.“

Wie reizvoll, wenn sich der weite Abstand zwischen Lohengrins mythischem Gefährt und den Havelschwänen der Gegenwart überbrücken liesse; wenn es gelänge, den vermittelnden Faden zwischen einander so fern liegenden Punkten von jenem zu diesen herüberzuspannen. Der Phantasie ist Alles möglich. Spröder erweist sich die nüchterne Wirklichkeit. Möge man immerhin geneigt sein, die Anfänge märkischer Schwanzucht bis zur Epoche der Anhaltiner, ja vielleicht als einen frühen Luxus alt-arischer Zustände bis auf die an Prähistorie anklingende Zeit der Wilzenkräle zurückzudatieren, beweisen lässt sich hierüber nichts. Unzweifelhaft leuchtet ein, dass Albrecht Achill, vom zahmen Schwan schweigend, ausdrücklicher Betonung seiner oben zitierten Worte gemäss, allein den Wildschwan gemeint haben kann. Indess, die Liebhaberei des Hauses Zollern für diese Tierart einmal zugestanden und legendär wie geschichtlich nachgewiesen, was liegt wohl näher als der Schluss, dass in dem wasserreichen Neulande, welches seine Prinzen zu beherrschen kamen, eine allgemeine Domestizierung des Schwans rascher als anderswo sich vollziehen und mit Leichtigkeit ausbreiten konnte.

So betrübend es auch sein mag, eine Illusion zu zerstören, vielleicht muss es in diesem Falle nach einer gewissen Richtung hin dennoch geschehen. Hinter der Gestalt des in Silberrüstung prunkenden Ritters und der Edeldame mit dem Falken auf dem Handschuh taucht eine andere Figur, die der fürstlichen Hausfrau, Gretchentasche und Schlüsselbund am Gürtel, vor uns auf. Wenn wir ihrer Rede lauschen, so ist es in haasmütterlicher Fürsorglichkeit mehr das Nützliche als das Schöne, welches ihr am Herzen liegt. Was sind einer Frau so

praktischen Sinnes Kolorit und Grazie der Schwanenfamilie, die Wallgraben oder Schlossteich bevölkert? Wenig gewiss im Vergleich zu dem guten Braten und zu den noch nützlicheren Bettfedern, die dies Federvieh zu liefern verspricht, welches in ihren Augen zuletzt nichts Anderes als eine etwas grössere und fleischigere Gans darstellt. Des Schlachtens zahmer Schwäne wird wenig später ausdrücklich Erwähnung gethan. Nicht dem Postulat der Ästhetik, nein, weit hausbackeneren Motiven hat mithin wohl die Schwanenzucht im Grossen hier ihren ersten Aufschwung verdankt. War die Bodenbeschaffenheit der Landschaft nicht auch ganz dazu angethan, allen Bedingungen zur Förderung einer solchen zu genügen?

Allerdings trat zu den Beweggründen auch fürstliche Prachtliebe hinzu. Das ganze Mittelalter hindurch galt, von den heraldischen Fabelwesen abgesehen, der Pfau für den eigentlichen Baronenvogel. Er stellte sich dar als das Vornehmste von Allem, was der Burgfriede an Geflügel aufzuweisen hatte. Natürlich brauchte er ein Gegenstück für das nasse Element. Der Pfau also auf dem Lande, der Schwan im Wasser, was konnte als Schlossgenosse besser fürstliche Hoheit oder ritterbürtigen Adel vor dem Auge der frohnenden *misera contribuens plebs* repräsentieren?

Das Ding hatte bisweilen seine Kehrseite. Johannes von Müller berichtet, wie, nach dem Tage von Morgarten, auf lange hinaus innerhalb der Eidgenossenschaft kein Pfau leben dürfen, damit der Boden des Landes der Freiheit gereinigt bleibe von jedem Schatten der Erinnerung an vergangene Dienstbarkeit; auch weil die Pfauenfeder an Helm oder Baret als Devise österreichischer Gesinnung gegolten hatte. Die Gewässer des Nordens von Deutschland blieben nun zwar hinsichtlich ihres Schwanenbestandes von solch demonstrativem Eingreifen unberührt. Es gehörte aber selbst hier eine ausgedehnte Herrschaft über Wasserläufe und Flussufer dazu, um Schwäne in grösserer Anzahl halten und züchten zu können. Daneben bedurfte es der Autorität scharfer Verordnungen, um bei der Neigung dieser Vögel zum Umherschweifen Sicherung des Bestandes zu verbürgen.

Genau betrachtet, kennzeichnet sich überhaupt das Mittelalter weniger durch den poesievollen Glanz jener blauen Blume der Romantik, die in ihm geblüht haben soll, als vielmehr durch einen überaus hohen Grad von Lust an der Mehrung irdischer Güter, worin Junker und Pfaff übereinstimmten und dergestalt den vielgescholtenen Krämersinn der Neuzeit noch übertrumpften.

So waren es denn ohne Zweifel, vielleicht schon von der Zeit der schönen Else an, jedenfalls aber bald nach ihr, die Burgfrau und deren Beschliesserin, welche der Schwanenzucht am Eindringlichsten das Wort geredet haben werden. Man denkt dabei unwillkürlich an Katharina

von Brandenburg oder, wenn die trocknere Natur der Zauche dies gestattet, auch an den von Wilibald Alexis so unvergleichlich treu gezeichneten Typus der Frau Brigitte von Bredow auf Hohenziatz. Es wird gemeldet, dass, als zuerst Ritter von diesseit des Kanals in das damals noch halb wilde Schottland kamen, keine Entbehrung diesen dort bitterer erschienen sei als die von der Heimat her gewohnter Federbetten. Die Feudal-Aristokratie Deutschlands, längst schon der Bärenhaut des Ugermanen entwachsen, wird es ihren Standesgenossen aus der Normandie im Luxus der Lagerstätten gleichgethan haben. Mochte innerhalb der Städtewauern der Bürger sich mit immerhin nicht zu verachtenden Gänsefedern begnügen, Fürst, Bischof, Reichsfreiherr, alle diese brauchten Schwanenflaum für ihre Kissen und Pfühle. Gewiss werden schon die Askanier, später der falsche Waldemar zur Stunde seines Glücks, die Luxemburger und die Quitzows auf keinen anderen geschlafen haben.

Wann Spree und Havel sich mit der Pracht gezähmter Schwäne zu füllen begonnen haben, bleibt immerhin ungewiss; nicht eher wird es geschehen sein als zur Zeit, wo der Wildschwan schon abzunehmen anfang. Es möchte, in Anbetracht dessen, dass doch allein verhältnissmässig kurze Flussstrecken, von Berlin etwa bis Brandenburg, jenes Vorzugs theilhaftig geworden sind, nicht früher stattgefunden haben als zu der Epoche, wo die den Kurhut tragenden Markgrafen sich Kölln an der Spree zur bleibenden Residenz erkoren hatten.

Diese Anfänge verlieren sich, dem unlitterarischen Charakter jenes Jahrhunderts gemäss, in die Nacht der Zeiten; nur scheint es unzweifelhaft, dass der Havelschwan von der Spree, seiner jetzt viel kleineren Provinz aus, sich dorthin ausgebreitet hat, wo Potsdam erst viele Menschenalter später als Wohnsitz der Landesherren in Betracht kommt.

Hier wie dort wurde derselbe, den man als Regal in den Begriff der hohen Jagd einschloss, urkundlich bereits im 16. Jahrhundert durch überaus strenge Verordnungen geschützt.

Erste schriftliche Nachweise über diese Vögel hat man aus gleichzeitiger Periode und zwar nicht früher als aus den Enddezennien genannten Säkulums. Sie zeigen uns davon „eine grosse Anzahl, die man etliche Meilen Weges auf der Spree zerstreut findet, wie vor Zeiten — fügt der klassisch geschulte Gewährsmann hinzu — auf dem Fluss Eurotas.“

Ausserdem wird die Havel, stromabwärts jedoch nur bis Potsdam, als ein Wasser bezeichnet, das sehr viel zahme Schwäne habe und wo damals schon Leute zu deren besonderer Wartung verordnet waren. „Die Schwäne, heisst es ferner, sind ein lustig, lieblich, edel, köstlich Ding, dessen sich Fürsten, Grafen, Edelleute, ja auch Könige, Kaiser



und andere reiche, wohlhabende Leute, die ihre Landgüter, Städte und Dörfer haben, befleissigen sollen.“ \*)

So hielt man also von jeher den Schwan für ein privilegiertes Geflügel. Noch in meiner Kindheit war es in Berlin gang und gäbe, zu sagen: Schwäne und Fasanen darf nur der König halten.

Das Fleisch des Schwans ward genossen. Dasselbe galt umsomehr für ein Herrenessen, da es an sich grob, schwärzlich und schwer zu verdauen, erst durch kunstreiche kulinarische Zubereitung, ganz wie dasjenige des Auerhahns, für die Tafel herzurichten war. Es wird in früh erschienenen Schriften ausdrücklich und nicht ohne einen Anflug unfreiwilliger Komik hervorgehoben, wie die Sicherheit des Schwans hauptsächlich darin bestehe, dass der „einfältige Laie“ nicht wisse, wie er solch Edelvildpret zuzubereiten habe, ob mit Speck und Kohl gekocht, ob sauer und süß etc. und es aus diesem Grunde als ungeniessbar verschmähe. Es gehöre auch auf solch an sich „abscheulich Fleisch“ ein guter Trunk Wein, der dem armen Bauer nicht alle Tage vor den Mund komme. Übrigens war es Gebrauch, Schwanbraten kalt zu servieren. So, lesen wir, wurde er am Hofe Kaiser Karls V. neben dem Wildpret der Rohrdommel, neben Kranichsbrust und Seehundpasteten, ebenso auch an dem noch für barbarisch geltenden Hoflager der Grossfürsten von Moskau aufgetragen. Es mag dies eine auf Erprobung des Wohlgeschmacks begründete allgemeine Fürstensitte gewesen sein. Der Chronist Beckmann indess sagt bereits: „Die Märker aber halten dieses eben nicht für einen Leckerbissen.“

Etwas derb realistisch drückt sich unser erster Gewährsmann, ein Polyhistor der Spätrenaissance, aus, nachdem von ihm erwähnt worden, dass Wildschützen den wilden Schwan auf Seen und Teichen schössen, indem er versichert, „die zahmen werden sonstens gewürget.“

Sie essen, heisst es weiter, nur Kräuter und Wurzeln, die am Wasser wachsen; darum kann man sie am besten da halten, wo allerlei Schilf, Geröhricht, langes Gras, Biesen, Schwertel, weisse fette Seebumen, die breite Blätter haben, die auf dem Wasser schwimmen und dergl. wachsen, davon sie am meisten ihre Nahrung haben, sonderlich im Sommer.“ Eine ganze Aufzählung unserer Sumpf- und Wasserflora!

Wie Wasserwrasen bei sommerlicher Hitze erfrischend aufsteigt, haucht es uns aus dieser Schilderung kühl an. Etwa an eine Bucht des Schwilow oder des Tegeler See's, wie z. B. in's „Reiswerdersche Loch,“ dessen gigantische Schilfvegetation ein berühmter Afrika-Forscher\*\*) uns gegenüber, mit den Papyrus-Horsten des Bahr-el-Ghazal verglich, möchte man sich dabei versetzt glauben. Es überkommt uns

\*) Colerus, *Oeconomia ruralis et domestica*, Buch XIII, pag. 485.

\*\*) G. Schweinfurth.

damit das Frohgefühl, möge der Erdboden noch so sehr verändert sein, an der Wasserwildnis, dem „Gebrüchig“ habe eine landschaftlich Vieles umwandelnde, oft verunschönernde Kultur kaum erst zu rütteln gewagt.

Der Fischerei wird der Schwan nicht geradezu schädlich, da er keine Fische frisst, wohl aber delectiert er sich am Laich derselben und macht sich dadurch bei Fischern sowohl wie bei Adjazenten geringerer Bildungsstufe verhasst, obwohl ihn der deutsche Fischerei-Verein, gegen so reizende und harmlose Geschöpfe, wie Eisvogel und Wasserstaar es sind, erbarmungslos vorgehend, wohl nach dem Grundsatz dass nur kleine Diebe gehangen werden, von seiner Proskriptionsliste, auf der der Reiher obenan steht, stillschweigend fern gehalten hat. / Wie sehr Fischlaich dem Schwan eine Leckerei sei, geht daraus hervor, dass er unter Anderem aus der Nähe jener flottierenden Krautflosse, Kratzeng genannt, die zum Fang des zur Laichzeit als Aalköder gebrauchten Ikleis dienen, trotz energischster Verjagung nicht weichen will.

Eine fernere Lieblingskost des Schwans, der gleich der Gans grast, Schilfsaat abstreift und nach Wasserkraut voller Schnecken gründelt, besteht aus zarten jungen Rohrkeimen, die er, oftmals in grösserer Menge als er verzehren kann, entwirzelt und umherstreut. Kurios ist, dass er die sellerieartigen Knollen des stark giftigen Wasserschieflings (*Cicuta virosa* L.) ohne Schaden, vielmehr mit sichtlichem Behagen geniesst.

Einmal beim Kapitel der Untugenden des Schwans, mag die Bemerkung Raum finden, dass derselbe, zumal zur Brutzeit, das plebejische Geschlecht der Gänse, die sich unvorsichtig seinem Neste nähern, wütend verfolgt, ja sie nicht selten durch Bisse tödtet. Nicht glimpflicher würde er mit Enten und Wasserhühnern verfahren, wenn nicht Behendigkeit im Schwimmen und geringere Grösse diese seiner Verfolgung leichter entzöge.

Seiner Schönheit zu Liebe, des sozialen Vorzugs, den er als Eigentum des Monarchen geniesst, zu geschweigen, mögen ihm diese kleine Sünden verziehen sein.

Fontane hat den Schwan ein Bild stolzer Freiheit genannt. Dass Gott erbarm'! Wohl klingt jener Ausdruck des nie genug zu verehrenden, in erster Linie heimatkundigen Dichters in hohem Grade poetisch und mag auch bei flüchtiger Bekanntschaft als verdient gelten, möchte indess für den Wissenden schwerlich ernst gemeint zu nehmen sein; er erscheint diesem vielmehr wie bittere Ironie. Für den Singeschwan mag er noch heut gelten, wenn dieser vom Menschen noch nicht an seinen Triumphwagen Gefesselte über den Brandungen Islands oder der Faröer durch die Lüfte segelt und zur Winterzeit baltische Meeresbuchten mit dem schwer-

mütig melodischen Klänge seiner Glockenstimme erfüllt. Beim zahmen Havelschwan fällt mir der Ausspruch V. Hugo's ein: „Anscheinend frei sein und fühlen, dass die Flügel gelähmt sind, was kann wohl schlimmer sein!“

Das Joch, unter welches unser Schwan sein Haupt zu beugen hat, ist demütigendster Art. Bezahlt er den ihm zu Teil gewordenen Schutz der Gesetze nicht vielleicht allzu teuer? Es scheint, er müsse instinktiv fühlen, wie gerade ihm nichts ferner liegt als der Gedanke, für einen Heros idealer Freiheitsliebe gelten zu sollen.

Ein Krüppel bleibt er sein Lebelang. Dies tritt sichtbar hervor, wenn er seiner Gewohnheit gemäss schwimmend die Flügel bläht. Das Reich der Lüfte öffnet sich ihm nicht mehr. Zu allererst kam ja behufs der Lähmung seiner Flugkraft für den kaum Herangewachsenen im grauen Jugendkleide die Amputation eines Flügelgelenks und zwar, weil Ordnung sein muss, stets des rechten. Dies bedeutet für das Schwanenvolk gewissermassen das staatlich Obligatorische, den trüben Beginn dessen, was sich höher dünkende Geschöpfe den Ernst des Lebens nennen. Da nun diese Fittich - Circumcision von den Fischersleuten, welchen ihre Vollziehung obliegt, — zwar soll der Schwanenmeister dabei zugegen sein, — meist in rohester Weise verrichtet wird, so sieht man infolge dessen die erbarmungswürdigen Wesen als wahre Jammerbilder tagelang am Ufer kauern, wo sie nicht selten, durch Blutverlust erschöpft, vom Fuchs überfallen und zerrissen werden.

Man versöhnt sich mit dieser vielleicht durch harte Notwendigkeit gebotenen Herabwürdigung unseres Lieblingsvogels nur durch den Gedanken, dass wir ohne eine solche wohl ganz ohne ihn sein würden; fast vollständige Ausrottung hätte sonst hier zu Lande den freigebliebenen Schwan längst getroffen. Er erkaufte eben sein Dasein durch das Opfer seiner Selbständigkeit. *Sint ut sunt, aut non sint* heisst es auch von den Schwänen. Übrigens bleibt ihnen ja noch Spielraum genug und unserem Auge beim Zuschauen wenigstens die Illusion der Freiheit. Es geht dabei wie mit vielen anderen Dingen: Man darf ihnen eben nicht allzu genau auf die Finger sehen.

Ob es einige Wenige sind? Jedenfalls nicht viele, die schlauer oder glücklicher als die Mehrzahl ihrer Jugendgenossen dem Einfangen entweichen und sich dadurch der allgemeinen Dienstpflicht entziehen. Diese allein führen fortan eine unabhängige, wenn auch nahezu vogelfreie Existenz, welche sich von der der wirklich wilden Rasse kaum mehr unterscheidet. Von ihnen soll später die Rede sein.

Es folgt nun für die Majorität — Brutschwäne des laufenden Sommers ausgenommen — der fortan jährlich wiederholte Tribut der Federn- und Daunenlieferung an das Königliche Hofmarschallamt. Diesen zahlen die vermitteltst langer Gänsehaken einzufangenden Vögel je nach

augenblicklichem Bedürfnis. Gerupft wird Ende Mai und im August, welch letzterer Termin jetzt für die Sektion Spandau der alleinige sein soll. Ich erinnere mich, einmal vom Dampfschiff aus zwischen Potsdam und Werder zwei Kähne erblickt zu haben, deren Fracht, von fern gesehen, aus umgekehrten weissen Gartenstühlen zu bestehen schien. Näher gekommen, klärte sich die Sache auf. Was ich für Stuhlbeine gehalten, waren lang ausgestreckt den Bord überragende Schwanhälse gewesen, deren körperliche Fortsetzung man der Stätte ihres Martyriums entgegenschleppte, natürlich Rupfens halber. Für das diesfallsige Einliefern eines Schwans wird pro Kopf die Summe von 60 Pf. vom Königlichen Domänenamt gezahlt.

Der „Bär“ hat einmal eine Abbildung der Rupfprozedur, Schauplatz Schildhorn, gebracht, wobei Alles tadellos nett und manierlich, man möchte sagen reinlich und zweifelsohne, zuzugehen scheint und die Patienten so lammfromm stillhalten, wie ein geduldiges Schaf, das geschoren wird, während andere Schwäne, noch im Wasser befindlich, sich freudig dem geforderten Opferdienst entgegen zu drängen scheinen. Dies Geschäft wird von Frauen und Mädchen, den sogenannten Rupfweibern, meist aus dem Stande der ärmeren Fischerklasse und zwar für Potsdam auf dem Depôthofe daselbst, für Spandau früher in Pichelsdorf, jetzt, wie schon bemerkt, auf dem Schildhorn und zwar hier im Freien vollzogen. Es steht vor den Rupferinnen, aber nur, wo sie unter Dach und Fach arbeiten, eine lange Rupfbank, fast hätte ich Marterbank gesagt, auf welche ein Schwanenknecht die Gefangenen, einen nach dem anderen gebunden legt. Das Rupfen, oder wie man sich offiziell milder ausdrückt, das Pflücken, welches nun folgt und bei welchem die Arbeiterinnen den Hals ihres Opfers zwischen die Knie klemmen, während ein Gehilfe, wenn es sein muss, das Tier festhält, ist insofern einfach, als zuerst die Federn, dann die Daunen von der Unterseite entfernt werden, ohne die Haut allzu sehr zu entblößen. Es erschwert sich nur dann, wenn der Schwan, was allerdings oft geschieht, sich nicht in Geduld fügen will, sondern aus Leibeskräften strampelnd sich wehrt.

Man weiss, welche Kraft ihm innewohnt; im freien Zustand vermag er durch Flügelschlag einem menschlichen Angreifer den Arm zu brechen. — Jedenfalls darf angenommen werden, dass diese Najaden der Kietze froh sein müssen, ihr mühseliges Geschäft beendet zu haben und den Lohn dafür einstreichen zu dürfen. Das geringste aus Vorstehendem zu Folgernde ist, dass die Rupferin dem Schwan gegenüber in mehr aktiver, dagegen in minder liebevoll hingebender Attitüde sich befinden muss, als sie einst Leda gegen ihren in gleicher Gestalt ihr nahenden olympischen Liebhaber an den Tag gelegt haben wird.

Wer erinnert sich nicht daran, wie H. Heine nicht nur Edith Schwanenhals, König Harald's Liebchen, besungen, sondern auch den eben angedeuteten Vorgang in den Bereich seiner Dichtung gezogen hat?

Aber tief muss uns empören  
Was wir von der Leda lesen.  
Welche Gans bist Du gewesen,  
Dass ein Schwan Dich konnt' bethören.

Wohl bedarf es eines hohen Grades von Lokalpatriotismus und eines überaus weiten geographischen sowohl wie mythologischen Gewissens, um, verleitet durch die Assonanz der Namen, in dem Spreewalddorfe Lehde den Schauplatz dieses Zeusabenteuers wiederzuerkennen.

Man weiss auch, wie starke altgermanische Weiber, in ihrem Freiheitsdrange weit über die Emanzipationsgelüste der Gegenwart hinausgehend, sich durch magische Kunst zu übermenschlichen Gebieterinnen von Luft und Fluten gemacht haben sollen. Dazu verhalf ihnen ein zauberkräftiges Schwanenhemd. Würde es einer unserer schönen Landsmänninnen einfallen, einmal auch der Abwechslung halber als Walkyre oder Meerfrau über das Nordmeer hinschweifen zu wollen, so würde sie bald den Balg eines zahmen Havelschwans als untauglich zum Dienst eines solchen Federkleides erkennen. Empfehlenswerter wäre ihr sothaner jedenfalls als Fussteppich oder Bettvorlage.

Der Eurotas, für Schwäne konventionell - klassische Lokalität, und die Seen von Hellas erfreuen sich eines zu milden Himmels, um jemals zu gefrieren. Anders unsere märkischen Gewässer. Sobald sich diese mit Eis bedecken, würde dem zur Flugunfähigkeit eines Riesenalks oder Pinguins degradierten Schwan die Möglichkeit seiner Lebensbedingungen genommen sein. Wiederum muss da der lange Hakenstock in Fischerhänden seines Amtes walten, diesmal in wohlthätiger Absicht; doch stellen sich auch freiwillig Kommende auf den ihnen von früher her wohl bekannten Futterplätzen ein. Dies winterliche Einfangen geschieht oft bei dünnem Eise, in dem die Schwäne, welche anfangs durch Kreisen gewisse Stellen offen halten, bei zunehmendem Frost einfrieren könnten; manchmal nicht ohne Lebensgefahr der Fänger.

Zu Potsdam wie zu Spandau, dort beim Lustgarten zwischen langer und Eisenbahn - Brücke, hier dicht am Berliner Thor beim Lazaret, erwarten eigens dafür bereitete Winterquartiere die Mehrzahl des Schwanenvolks, welches zu vielen Hunderten eingepfercht, bei spärlicher Kost von Gerste und Hafer ohne Obdach hier die Eiszeit überdauern muss. Das Amt des Fütterers liegt zu Potsdam in der Hand des jedesmaligen Altmeisters der Fischer - Innung. Es sind von Natur warme, oder durch starke Strömung eisfrei gehaltene Stellen mit einem guten Stück flachen Ufers, die zu derartigen Ueberwinterungs - Stationen

gewählt wurden und seit lange als solche dienen. Auch das beständige Herumschwimmen so vieler Schwäne erschwert an sich schon das Zufrieren. In noch kälterem Klima als das unsere, müsste man unbedingt zu einer Internierung unter Dach und Fach schreiten.

Innerhalb Berlins überwintern ausserdem regelmässig verschiedene Paare an offen bleibenden Stellen der Spree. Solche versieht, da die frühere Futterstelle beim Dom eingegangen zu sein scheint, an der Friedrichsbrücke die Mildthätigkeit des Publikums mit Futter, welches ihnen nur durch über sie hinsegelnde Möven zu Zeiten streitig gemacht wird.

Die Stadtgemeinde Berlin hat seit 1881 angefangen, ihrerseits Schwäne zu halten in der Absicht, später die eines solchen Schmucks entbehrende Oberspree damit zu besetzen. Obiges geschah zuerst im Treptower Park, wo mit zwei Stück, Geschenk des Königlichen Hofjagd- amts, der Anfang gemacht worden ist. Ein ganz neues und sehr weites Gebiet, bis in die Tiefen des seenreichen Ländchens Beeskow - Storkow hinein, könnte sich von hier aus dem Schwanenvolk zur Besiedelung eröffnen. Für die städtische Parkdeputation wäre, trotz lokal obwaltender Schwierigkeiten, das Beispiel der Stadt Genf empfehlenswert, die den Schwänen, welche sie auf dem unvergleichlichen Becken ihres See's hält, volle Flugkraft beizubehalten gestattet.

Auch zu Lübbenau besteht seit zwei Jahren ein Verein, der sich zur Aufgabe gestellt hat, den Spreewald mit Schwänen zu bevölkern. Leider wollen, trotz aufgewandter Mühe, diese Vögel sich daselbst kaum vermehren. So enge, wenn auch immerhin weitläufige Gewässer bieten dem Schwan schwerlich Raum genug zu freier Bewegung und zur Entfaltung seiner ganzen Schönheit dar.

Der emanzipierte Schwan, der vom wilden äusserlich schwer unterscheidbar, alle grösseren Seen Brandenburgs bis zu den Grenzen der Lausitz hin besucht, am häufigsten indess um die Wublitz herum auftritt, wo hohe, fast undurchdringliche Rohrhorste ein Nebenflüsschen der Havel umsäumen, ist und bleibt eine herrliche Erscheinung, der gegenüber alles beim zahmen vielleicht statthafte Mäkeln verstummt. Etwas zutraulicher geblieben als sein wilder Vetter, verfliegt er sich nicht ganz selten bis in das Innere Berlins. Wir haben ihn von der Moltkebrücke her nach dem Schiffbauerdamm zu streichen sehen, ihn auch an der oberen Stadtbahnbrücke beobachtet. Mit den Errungenschaften der neuesten Zeit ist er bereits daselbst in Konflikt geraten; denn einer hat sich (1886) nahe der Münze in das Telephon - Netz verwickelt, aus dem er sich nur mühsam wieder zu befreien im Stande war.

In Anbetracht dieses Freigelassenen darf man sich ohne Rückhalt der Bewunderung hingeben. Den Äther durchheilt er bald in hohem

wichtigen Fluge, der stets geradlinig und mit einer gewissen majestätischen Würde von statten geht, dabei sich durch ein dem Prusten einer Maschine ähnliches Geräusch des Flügelschlags kundgibt, wobei der Hals lang ausgereckt wird.

Oft auch sieht man ihn mit eleganterer Bewegung niedrig über dem Wasserspiegel hingleiten, um, sei es allmähig, sei es plötzlich, unter Schaumspritzen auf jenen einzufallen. — Derartig verwilderte Schwäne sind dann wieder Jagdobjekt geworden und dürfen, die Schonzeit vom 1. Mai bis Ende Juni ausgenommen, von dazu Berechtigten erlegt werden, wenn auch solche Schwanen-Jagd in waidmännischen Kreisen aus leicht begreiflichen Gründen nicht in allzu hoher Achtung steht. Sie soll unter anderem, wie verlautet, Kaiser Wilhelm I. stets zuwider-gewesen sein.

„In der Mark Brandenburg, sagt Herr Oberjägermeister v. Meyerinck, kommt der Schwan als halbwild auf allen grösseren Gewässern vor und steht die Administration der Schwanenzucht unter der Verwaltung des Königl. Hofjagdams. Sie werden nur abgeschossen, wenn sie sich zu sehr vermehrt haben. Gegenwärtig berechnet man, dass 2000 Stück vorhanden, von denen zwei Drittel gelähmt sind. Man schießt die wilden jungen Schwäne im Oktober auf den Seen, wo sie ausgebrütet wurden, indem man sich dieselben in Kähnen in den Rohrgelegen und Binsen zutreiben lässt, oder indem man sie mit vielen Kähnen, in denen sich Schützen befinden, in eine schmale Bucht treibt, wo sie schliesslich bei den Schützen vorüberfliegen müssen. Die Alten erlegt man auch im Winter an offenen Stellen der Binnengewässer, meist mit der Büchse auf grössere Entfernung, da ihnen schwer anzukommen ist. Die jungen Schwäne werden gegessen. In hohem Wert stehen Federn und Daunen.“

Wirklich wilde Schwäne werden in der Mark, sicherem Vernehmen nach, jetzt fast ausschliesslich auf dem Ückersee, wo ihr Vorkommen zur Zeit des ersten Königs der Stadt Prenzlau das Einfügen eines solchen in ihr Wappen eingetragen hat, noch angetroffen. Es dürfte gegenwärtig ihre Sonderung von nur Verwilderten schwer fallen. Mir wurde als Nistplatz Weniger der Drätzsee bei Teschendorf genannt. Ausserdem ist nach Angabe des Herrn Harting der Kietzer See bei Alt-Friedland im Oderbruch zu erwähnen, welcher indess jetzt nie mehr als zwei Paare beherbergt. Hochinteressante und sehr ausführliche Mitteilungen über eine zahlreich bevölkerte Brutstätte, zwar ausserhalb, aber ziemlich nahe der märkischen Grenze, liegen aus der Feder des Grafen Schwerin-Putzar vor. — Sie betreffen den ziemlich seichten, schlammigen und stark von Wasserkraut überwucherten Putzarer See, der auf eine Strecke Mecklenburg von Alt-Vorpommern scheidet. Hier wurden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts all-

sommerlich 60 — 80 Stück junger Wildschwäne ausgebrütet. \*) Regelmässiges Nisten wilder Schwäne findet ferner noch statt im Saspersee unweit Danzig, obwohl dieser eine ziemlich unruhige Umgebung hat, deren hemmender Einfluss durch starke Bewachung aufgewogen zu werden scheint.

Die ersten uns erhaltenen Verordnungen über Schutz des Schwans, sowie über seine Zuweisung zur hohen Jagd, datieren aus dem Ende des Cinquecento. Der zahme wird hierin mit dem damals sicher noch zahlreich vorhandenen wilden als gleichwertig behandelt, natürlich auch, der ornithologischen Ignoranz des Zeitalters gemäss, zwischen *Cygnus Olor* und *Cygnus musicus* kein Unterschied gemacht, vielmehr Alles, was Schwan heisst, kurzweg als landesherrliches Regal erklärt.

Man darf von Jagdreglements jener Zeit keine übermässige Humanität voraussetzen oder verlangen. Dem Charakter der Epoche gemäss, galt der Strang als Strafe für jeden Wilderer. Es wird indess noch extra verfügt „wie Diejenigen zu bestrafen, so nach Schwänen schiessen oder deren Eyer ausnehmen.“ Gelind wird die Pön nicht gewesen sein.

Von 1574—1728 schärften Kurfürstliche und Königliche Jagd-Verordnungen zumal dem an der Havel begüterten Adel stets auf's Neue die Thatsache der Zugehörigkeit von Schwan und Trappe zur hohen Jagd ein und verbieten demgemäss den Untertanen und Vasallen das Schiessen derselben „bei Vermeidung ernster Straffe und Ungnade.“ Am Ausführlichsten spricht sich hierüber ein kurfürstliches Edikt vom 1. Oktober 1606 aus.

Wie es mit der strengen Beobachtung solcher Gesetze inmitten damals noch sich ausdehnender weiter Wasserwildnisse und angesichts so vielfach sich kreuzender Berechtigungen gestanden haben mag, beweisen schon die öfteren Wiederholungen und Einschärfungen der einschlägigen Verordnungen. Zuletzt kann man sich vorstellen, wie unter den un- sich greifenden anarchischen Zuständen des bald darauf folgenden

\*) Einem nachträglich von mir erhaltenen gefälligen und sehr dankenswerten Schreiben des Herrn Wirtschaftsrats F. Müller aus Treptow a. d. Toll. vom 29. Mai d. J. sei Folgendes entnommen: Im Interesse der Sache teile ich Ihnen mit, dass auf den Gütern Putzar in Pommern und Galenbeck in Mecklenburg zwei Seen mit einem Areal von zusammen circa 5000 Morgen vorhanden sind, auf welchen alljährlich über tausend Schwäne anwesend. Dieselben verlassen natürlich im Winter, sobald Frost eintritt, ihren Standort, kehren aber zeitig im Frühjahr zurück und zwar zuerst diejenigen, welche dort nisten wollen. Es ist diese Zahl beschränkt, vielleicht 50—60 Paare, was sich dadurch erklärt, dass der Schwan erst im sechsten Jahre anfängt sich zu paaren Ende Mai bis Mitte Juni rücken dann die anderen Schwäne ein und machen im Juli die Mauser durch, während der sie, ganz wie die wilden Erpel, nicht fliegen können.

Beide Seen sind sehr flach und mit Grundnessel etc. durchwachsen. Der Schwan lebt nur von Pflanzen und kann seine Nahrung allein mit der Länge seines Halses erreichen, daher wohl seine Vorliebe für diese beiden Seen.



dreissigjährigen Krieges ihrer auf lange hin kaum noch gedacht worden sei. Schwaneneier mögen auf der Tafel eines Wallenstein oder Bannier nicht gefehlt haben. Noch öfter mögen sie damals auf den Tisch des armen Mannes gekommen sein.

Zur Stunde und schon seit lange genügt die Androhung leichterer Polizeistrafen zur Sicherung des Schwanenbestandes. Dennoch wurde noch vor Jahr und Tag auf einem See bei Zossen geschossener Schwäne halber eine Verurteilung wegen Jagd-Kontravention zu einer Strafe von 600 Mk., eventualiter 45 Tage Gefängnis verfügt. Auf ein Gutachten des Sachverständigen, Dr. Bodinus, hin erkannte indess in zweiter Instanz das Kammergericht auf Freisprechung wegen Jagdfrevel, verurteilte dagegen den Angeklagten auf Grund von nebensächlicher Sonntags-Entheiligung zu 30 Mk. Geldstrafe.

Man sieht, dass das Publikum immer noch gut daran thut, die Schwäne mit einem gewissen Respekt zu behandeln.

Nur wenig Schlaf scheint der Schwan zu bedürfen. Wer, wie ich, am Wasser sein Heim hat, wird die Paare und Trupps in hellen Nächten fast zu jeder Stunde wach wahrnehmen können. Dann zumal vernimmt man auch als vertrauten Naturlaut die durchaus nicht schwache Stimme, welche in einigen wenig sonoren seufzenden oder stöhnenden Lauten, rasch hinter einander ausgestossen, besteht. Die Silben *O-iehh* und *A-hoi*, letztere in leisem Trompetenton verklingend, geben dieselbe annähernd wieder. So wird der naturgeschichtliche Name „stummer Schwan“ Lügen gestraft. Es ist daher sicher die hier allein uns beschäftigende Spezies *Cygnus Olor*, Vieill und nicht der glockentönende Singschwan, welche Lukrez im Sinne hatte, als er die dieser Studie als Motto vorgesezte Strophe hinwarf.

Wie bleiche Schemen durchfurchen zu nächtlicher Stunde unsere Schwäne das feuchte Element. Sie bieten dem Auge des Nachtschwärmers vermöge ihrer im Halbdunkel verschwindenden, oder in der Finsternis aufleuchtenden Contoure ein kaum minder fesselndes, ja noch märchenhafteres Bild dar als bei Tageslicht. Von Zeit zu Zeit erschreckt plötzlich und unerwartet ihr lautes Plantschen im Wasser. Immer und immer wieder versenkt man sich in den Anblick einer so köstlichen Staffage unserer heimatlichen Flut, und immer wieder freut man sich über eine Zutraulichkeit, die wie der Wiederhall einer glücklicheren Urzeit, wie die Fortdauer einer sonst überall gestörten Brüderlichkeit zwischen Tier und Mensch erscheint. Demgemäss sind auch unsere Schwäne entschiedene Lieblinge wenn nicht aller, so doch der meisten Bevölkerungsklassen, die Wonne der Einheimischen, die stauende Überraschung der Fremden. Vielleicht mehr noch als durch strenge Verbote werden sie durch eine ihnen entgegengebrachte allgemeine Sympathie geschützt und behütet.

Was haben diese Schwäne nicht Alles überdauert! Das grosse Elend des dreissigjährigen Krieges, die französische Invasion von anno sechs, die plötzliche Entfaltung ungezügelter Jagdlust von 1848. Während Vieles stürzte und sich wandelte, um erst langsam wieder in gewohnte Bahnen einzulenken, sind sie geblieben, wenn auch zeitweis an Zahl zusammengeschmolzen. Etwas wie gebotene Heilighaltung scheint unbewusst von ihnen auszugehen und die Volksseele ihrer Erhaltung günstig zu stimmen. Der sie umgebende Zauber ist so mächtig, dass selbst ein so verbissener Verkleinerer von Land und Leuten, wie Tissot es in seinen Büchern über das Milliardenland war, diese Segler der Ströme, neben den Wendinnen, allein von seinem allgemeinen Verdammungs-Urteil über alles Preussische ausgenommen hat.

Allerdings wird ihre Unverletzlichkeit nicht immer streng respektiert. Manch hoch im Geröhricht oder Elsbruch zwischen den Schlenken aufgetürmtes Nest muss es sich gefallen lassen, von Süswasser-Piraten ausgeraubt zu werden. — Heisst es ja doch, dass ein Rührei aus Schwaneneiern zu den ausgesuchtesten Tafelgenüssen gehöre.

Aber trotz gelegentlicher, mit Recht streng verpönter Missethaten, finden immer wieder an durch Abgelegenheit oder dem Gegenteil davon gesicherten Orten erneute Brutten statt und die Kopfzahl des Schwanenvolks unterliegt im ganzen nur geringen Schwankungen, kaum in der Gegenwart einer Verminderung. Von Tödtung alter oder junger Schwäne durch Frevlerhand hört man glücklicherweise nur selten und gegen die Diminutiv-Räuber unserer Tierwelt weiss der starke Vogel sich hinlänglich selbst zu schützen.

Das Familienleben des Schwans ist ein musterhaftes. Die Gatten halten treu zu einander, so dass Verstösse gegen die unter ihnen herrschenden Grundsätze der Monogamie selten vorkommen. Bei der Liebeswerbung umschlingen sich die Pärchen mit den Hälsen, dergestalt in leidenschaftlich seliger Vereinigung das Bild einer Leier darbietend.

Beim Schlummern auf dem Wasser findet, wie versichert wird, abwechselnde Nachtwache des Einen von ihnen statt. Das Männchen, von unseren Fischern der Hemann oder Hegemann genannt, trägt der Schwanin beim Nestbau die Rohstoffe zu und überlässt ihr nur die kunstlose Anordnung derselben. Es hütet seine Gefährtin bei dem fünf Wochen währenden Brutgeschäft unausgesetzt und teilt mit ihr die zärtliche Fürsorge sowohl für die kleinen, grüngrauen Dunenjungen wie für die Heranwachsenden.

Erstere birgt die Mutter bisweilen bei unsicherer Lage zur Nachtruhe, von den Fittichen warm zugedeckt, auf ihrem Rücken. Mit Fauchen und Flügelschlag wissen beide Eltern jede feindselige Annähe-

zung abzuweisen; man sieht sie sogar öfters arglos vorüberfahrende Kähne eine Strecke lang unwillig verfolgen. Das Nest steht in der Regel nicht sonderlich versteckt, dabei durchaus nicht immer in ungebahnter Wildnis.

Wir kennen ein solches an der Grenze des Berliner Weichbildes, auf der der Moabiter Brücke zugewandten Spitze der Wulverlake und heut noch, wo neu angelegte Strassenlinien diesen lange wüst gebliebenen Raum bedecken, wird die vieljährige Niststätte erfolgreich behauptet. Die höchste Zahl der Jungen scheint, nach des Berichterstatters eigener Wahrnehmung, neun zu sein. Sie wird indess nur sehr selten erreicht und noch seltener übertroffen, obwohl ein Kenner sogar zwölf Schwanengüssel um eine Alte herum gesammelt und von ihr geführt, beobachtet haben will. Gewöhnlich beträgt sie vier bis fünf.

Bei weitem nicht alle Schwäne drängen sich dazu, des ehelichen Glücks teilhaftig zu werden. Stets sieht man eine erkleckliche Anzahl von ihnen, wohl meist Männchen, zu kleinen Trupps gesellig zusammengeschart, die sommerliche Fortpflanzungszeit mit der Ungebundenheit freierer Lebensführung ausfüllen.

Nach statistischen Ergebnissen, durch die Schwanenmeister selbst ermittelt, überwiegt beim zahmen Schwan die Individuenzahl der Männchen ganz bedeutend die der Schwaninnen. Das Alter des Schwans dürfte hier nur selten über 40—50 Jahre hinausgehen, obwohl anderenorts hundertjährige beobachtet worden sein sollen.

Als fiskalischer *glebae* oder vielmehr *aquae adscriptus*, unterliegt der Schwan genauer bureaukratischer Kontrolle. Es werden über seinen Civilstand ebenso gut Akten geführt und Ordres erlassen, wie über den von uns Menschen.

Die historische und gouvernementale Sphäre der Verwaltung des Schwanenstaats kann hier nur leicht gestreift werden. Oberster Chef das Königliche Hofjagdamt. Der Exekutiv-Beamte dieser Branche führt den Titel Schwanenmeister, auch Schwanen-Inspektor, und seine Würde ist meist, aber wohl nicht immer, mit der altehrwürdigen eines Pritzstabels oder Wasservogts verbunden, welcher Letzterer eine uralte wendische Institution dem Namen nach bis heut unverändert, in sich verkörpert.

Es giebt im ganzen zwei Hauptbezirke dieser Administration, welche praktische Überwachung der schutzbefohlenen Schwäne zur Hauptaufgabe hat: den von Potsdam und den von Spandau. Wir gestehen indess, in dieser Sache noch nicht ganz klar zu sehen, denn, obwohl einerseits berichtet wird, dass nördlich von dem tiefen Busen des Wannsees die Markscheide beider Reiche durch eine Linie angedeutet werde, die von Kladow nach der Insel Sandwerder hin verläuft, schreibt man uns andererseits, dass Jagdzeugmeister Kiekisch auf

Schloss Grunewald Schwanenmeister für die Strecke von der Pfaueninsel bis Pichelswerder sei; das Revier zwischen Potsdam und Sakrow aber unterstehe dem Ober-Inspektor Palm vom Jägerhofe, ebenfalls als Schwanen-Inspektor. Vom Potsdamer Bezirk aus verbreiten sich die Schwäne südwärts in's Nuthefliess hinein. Die Stadt Brandenburg liegt schon ausserhalb der eigentlichen Schwanen-Provinz.

Der Spandauer Bezirk, nordwärts bis Pinnow ausgedehnt und, da die Wanderlust der Schwäne sie selbst den Finowkanal besuchen lässt, auch hier noch nicht definitiv endend, hat 22 Jahre lang in Herrn Schubert einen ebenso fähigen und thätigen, wie allgemein beliebten Vorsteher besessen. Nach seiner infolge körperlicher Leiden erfolgten Verzichtleistung auf das Doppelamt eines Pritzstabels und Schwanenmeisters wurde Herr Gross - Fischereipächter Ernst Mahnkopf provisorisch mit dem Departement der Schwäne betraut. Seit Jahr und Tag fungirt als Pritzstabel, wenn auch bis heut noch nicht als Schwanenmeister, ein verdienstvoller früherer Seemann, Herr Witte.

Will man in betreff dieser Personalien auf eine vorschubertsche Periode zurückgreifen, so wäre anzuführen, dass der Vorgänger Schuberts Rösicke geheissen hat. Neben diesem bestand als Anomalie, wie erzählt wird, eine zweite, dem Vernehmen nach usurpierte, aber glücklich und lange behauptete Autorität. Ein Einwohner des Fischerdorfs Tiefwerder war nämlich in die Funktion eines Vize - Pritzstabels sozusagen eigenmächtig eingetreten und wusste dieselbe in seiner Person aufrecht zu erhalten. Zum Teil unbefugter Strenge halber — das Wort schneidig war damals noch nicht üblich — ist dieser Mann, mündlicher Überlieferung zufolge, an der Oberhavel weit und breit gefürchtet gewesen. Allerdings musste er es sich dafür gefallen lassen, von den Anwohnern der durch ihn überwachten Gewässer, die heut noch seinem unvergessenen Andenken wenig Liebe entgegenbringen, mit der Insulte eines zweifellos vorgermanischen Spottnamens, der Ikelpritz geheissen zu werden.

Selbst wo die Stunde drängt, wie eben jetzt, muss immer noch Zeit genug übrig sein, um einen Sonnenblick des Glücks festzuhalten. Wir wenden uns erinnerungsvoll, wenn auch nur halb so erinnerungsfroh wie wir möchten, zu einem Bilde nationaler Freude, in welchem den Schwänen, sei es auch nur als Statisten, eine wirkungsvoll dekorative Rolle zuerteilt worden war. Man schrieb den 1. Februar 1858, als Prinzess-Royal Viktoria, jetzige Kaiserin Friedrich, nach ihrer Vermählung mit unserem Kronprinzen über die Lange Brücke ihren Einzug in Potsdam hielt, wobei eine zu Tausenden versammelte Menge dies freudige Ereignis jubelnd mitfeierte. Den Schmuck des Tages zu erhöhen, hatte man ganze Massen von Havelschwänen herbeigeholt und sie auf den Stufen der breiten Wassertreppe, die zum Lustgartenportal führt, postiert.

Dies blendend weisse Gewimmel der schönen Vögel erregte die Aufmerksamkeit, ja das Entzücken der holden jugendlichen Fürstin, die in liebevollem Verkehr mit der Natur aufgewachsen, in dieser Gestalt den Gruss derselben in der neuen Heimat gern zu empfangen schien.

Diese Bewillkommnung selbst durch die Vertreter der Tierwelt, zugleich etwas nie vorher in solcher Grossartigkeit Gesehenes, hätte wohl für ein auf weniger kurze Frist hinaus glückverheissendes Omen gelten mögen.

Die alten Normannen nannten jede Seereise ein Betreten des Schwanenpfades. Solche Pfade kreuzen sich in Wirklichkeit auf märkischen Gewässern in zu unendlichem Netzwerk kraus zusammenfliessendem Gewirr. Unaufhörlich verwischt die Flut ihr Kielwasser, unaufhörlich formiert sich dasselbe auf's Neue.

Wenn uns der Winter des Anblicks der Schwäne zeitweilig beraubt, gestalten sie sich vor unserer Phantasie zu den lachendsten Begleitern für künftig geplanter Sommerfahrten. Sie erscheinen uns dann, wass sie in Wirklichkeit vielleicht in noch höherem Maasse sind, stolz und schön, in schneeigen Geschwadern vor dem inneren Auge vorübersegelnd, so recht wie die Attribute unserer vaterländischen Laren.

Ohne ihre Schwäne würden die unsere Vaterstadt Berlin, das Herz der Marken, nun auch das Herz Deutschlands, umzirkelnden Ströme, würden Spree und Havel nicht halb so schön sein, als sie es jetzt sind.

## Denkmal für Kurfürst Friedrich I.

---

Unsere „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“ schliesst sich den durch einen besonderen, frei gebildeten Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals für Kurfürst Friedrich I. bei Friesack in Angriff genommenen Arbeiten und Sammlungen gerne an und nimmt daran einen um so höheren Anteil, als die leitenden Mitglieder jenes Ausschusses zugleich an der Spitze unserer Gesellschaft stehen.

Nach den letzten Ausweisen waren circa 13 000 Mk. für das Denkmal eingegangen.

Wie nun Herr Landesdirektor von Levetzow dem Vorsitzenden, Herrn Stadtrat Friedel, unterm 11. Juni cr. mitteilt, hat der Provinzial-Ausschuss in der Sitzung vom 28. Mai einen Beitrag von 5000 Mk. für das Denkmal bewilligt, so dass schon jetzt circa 18 000 Mk. im Fonds vorhanden sind.

Da mehr als 40 000 Mk. nötig sind, so werden die Sammlungen fortgesetzt, was wir mit dem Bemerkten mitteilen, dass Beiträge von Herrn Alexander Meier Cohn, Unter den Linden 11, und von der Kreis-Kommunal-Kasse in Rathenow angenommen werden, über welche öffentlich mit Dank quittiert werden wird.

## Bekanntmachung.

---

Zur Erforschung und zur besseren Erhaltung der vaterländischen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmäler beweglicher und unbeweglicher Art hat der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten die Bildung von Provinzial-Kommissionen und die Wahl eines Provinzial-Konservators für jede Provinz angeregt, welche ihre Thätigkeit mit den amtlichen Funktionen der staatlichen Organe und namentlich des staatlichen Konservators der Kunst-Denkmäler vereinigen würden, wobei der Provinzial-Konservator zugleich als Delegierter des Letzteren zu fungieren hätte.

Auf diesen Gedanken sind der Brandenburgische Provinzial-Landtag und Provinzial-Ausschuss gern eingegangen: Der Provinzial-Ausschuss hat auf Grund der vom Provinzial-Landtage ihm erteilten Vollmacht in die Provinzial-Kommission eine Anzahl sachverständiger und für die Angelegenheit interessierter Männer gewählt und als Mitglieder

von Amtswegen ihnen zugestellt den Herrn Ober-Präsidenten der Provinz, den Landesdirektor, den Herrn Vorsitzenden des Provinzial-Ausschusses, sowie den Provinzial-Konservator, zu welchem unter Genehmigung des Herrn Ministers der Herr Landes-Baurat, Geheime Baurat Bluth berufen ist.

Die Provinzial-Kommission und der Provinzial-Konservator werden demnächst in Wirksamkeit treten, was hierdurch bekannt gemacht wird.

Berlin W., Matthäikirch-Str. 20/21, den 28. April 1892.

Der Landesdirektor der Provinz Brandenburg,  
Wirkliche Geheime Rat  
von Levetzow.

---

### Neues Mitglied.

Fr. Borstell, Buchhändler und Stadtverordneter, Ritterstr. 50. SW.

---

## Sitzung vom 22. Juni 1892 im Oberlichtsaal des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende, Stadtrat E. Friedel, eröffnete die Sitzung um  $\frac{3}{4}$  8 Uhr mit einem Hinweis auf den heutigen feierlichen Empfang des italienischen Königspaares und dessen Bedeutung für die Völker Italiens und Deutschlands, sowie den hoffentlich noch lange andauernden Frieden Europas. Der I. Vorsitzende, Bürgermeister Zelle, ist durch seine mit demselben Anlass zusammenhängende Repräsentationspflicht als Vertreter der Stadt Berlin am Erscheinen behindert.

2. Der II. Vorsitzende gedenkt mit warmen anerkennenden Worten der zwei hervorragenden Mitglieder, welche die Gesellschaft trotz ihres kurzen Bestehens verloren hat, des für dieselbe eifrig bemüht gewesenen Archivars Wilhelm Weber und des Oberbürgermeisters von Berlin, Dr. jur. Max von Forekenbeck, Ehrenmitglieds der Gesellschaft. Die grossen Verdienste des Letzteren um das weitere und engere Vaterland, insbesondere um die Stadt Berlin, der er seit 1878 als Oberhaupt angehört hat, sind so allgemein anerkannt und gefeiert worden, dass es hier eines besonderen Hinweises kaum bedarf. Die Gesellschaft wird beiden Mitgliedern ein treues Andenken bewahren. — Eine Photographie, die Aufnahme der Leiche v. Forekenbeck's im grossen Saale des Rathauses darstellend, wird herumgereicht.

3. Der Vorsitzende fordert zu einer recht regen Beteiligung an der Wanderfahrt nach Brandenburg a. H. auf. Es lag auf der Hand, diese Stadt für die erste Wander-Versammlung zu wählen, da die Gesell-

schaft ihren Namen trägt und da von ihr aus die gesamte brandenburgische Kultur ihren Ausgang genommen hat. Es ist diese Zusammenkunft die letzte vor den grossen Ferien, doch wird hoffentlich im August noch ein Ausflug nach Saatwinkel und Scharfenberg am Tegeler See zu Stande kommen.

4. Der Herr Vorsitzende teilt weiterhin mit, dass aus Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, eine Beitrittserklärung eingegangen sei und zwar von dem als eifrigem Freunde vaterländischer Forschung bekannten Herrn Erich Hammer, welcher dort im Auftrage der Diskonto-Gesellschaft sich aufhält; ferner hat das Ausschussmitglied Major von Maltitz ein umfangreiches Manuskript über Stift Heiligengrabe in der Priegnitz zum Abdruck in dem zu begründenden Archiv der Gesellschaft eingeschickt.

5. Das Mitglied Bildhauer Otto Schütz hat der Gesellschaft einen Gipsabguss des sogenannten „Normal-Menschen“ geschenkt, das nach dem Original angefertigt ist, welches Herr Schütz in jahrelanger sorgfältiger Arbeit auf dem Königl. anatomischen Institut im Auftrage des Königl. Kultus-Ministeriums angefertigt hat. Der Künstler hat versprochen, später dazu die nötigen Erläuterungen nach einem aus der Feder des Geh. Medizinalrats Professor Dr. Waldeyer's, Direktors der Anatomie, herührenden Bericht zu geben. Das Modell soll dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen werden.

6. Der Bibliothekar, Polizei-Lieutenant Schmidt, berichtet, dass der Gesellschaft über 100 Nummern Schriften an Geschenken zugegangen seien, darunter Pläne, Karten, ältere Arbeiten und 30 Nummern von Karikaturen aus dem Jahre 1848. Damit sei ein sehr erfreulicher Anfang gemacht und bittet er, dass namentlich die litterarisch thätigen Mitglieder mit ihren eigenen Werken die Gesellschaft erfreuen möchten.

7. Der Herr Vorsitzende legt mehrere neue Erwerbungen des Märkischen Provinzial-Museums und Geschenke an dasselbe aus: zunächst Franz Tismar, „Führer durch die Umgegend von Berlin, I. Teil.“ Unser Mitglied Tismar behandelt den Osten, die Oberspree und die Punkte, welche durch die 3 grossen Eisenbahnen des Ostens zu erreichen sind; das im Auftrage des Touristen-Klubs für die Mark Brandenburg herausgegebene Buch zeichnet sich durch das handliche Format und die praktische Einrichtung aus. Der Herr Herausgeber ist Schriftführer des Klubs für die Mark Brandenburg; letzterer stellt sich würdig ähnlichen grösseren Vereinen an die Seite, indem er seinen Mitgliedern neben dem Vergnügen an frischer Wanderfahrt zugleich einen Einblick in die natürlichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten des Wandergebiets geben will.

8. Des Weiteren wird eine Photographie herumgegeben, welche die neue katholische Sebastians-Kirche auf dem hiesigen Gartenplatz so, wie sie werden soll, darstellt, wobei der Vorsitzende bemerkt, dass dort beim Fundamentieren menschliche Gerippe gefunden seien und dass längere Jahre hindurch an dieser Stelle eine Richtstätte gewesen sei. Woher jene Gerippe stammen mögen, bedarf der näheren Feststellung.

9. Ferner wird ein vom Märkischen Museum angekaufter Kupferstich aus dem Jahre 1662 gezeigt, welcher in Holland erschienen ist und die



Erscheinung der weissen Frau im Schlosse zu Berlin zum Gegenstande der Darstellung hat. Unter dem Bilde findet sich in französischer, holländischer und deutscher Sprache folgender Bericht:

„Wahrhaftige Erzählung wass sich hat zugetragen am Fürsteliichen Hoffe des Churfürsten von Brandenburg zu Berlin.“

„Gutgünstiger Leser, weil ich von guter Hand für gewis und wahr verstanden habe, wegen ein wunder und seltsam Gesicht das in vollen lichten tag erschienen ist, mitten in des Rahtsversammlung, zu Berlin am Fürsteliichen Hoffe des Herren Churfürsten zu Brandenburg, im Monat December 1660. So habe ich nicht können nachlassen dasselbe Gesicht durch ein Kupferstück den gemeinen zum besten, ins Licht zu bringen, zu einer ewige gedächtnüss, so hat sich dann dieses also zugetragen: Auf den vollen Mittag, da die Churfürtliche Heim - Raht beyeinander wahren, ist ein Weib ins weiss bekleidt erschienen, hat die Thür geöffnet, ist in das Sal hinein getreten ohn' ein wort zu reden, die Herren Rähten, gar erschrecken und verwundert über solche arten, sagten zu einem Ritmeister der da zu mahl im Saal war, undt der nächste bey diesem Weib stund, Er solte sie austreiben, welches Er auch ins werck stellet; aber von stund an bekumt er von diesem Weib oder Geist eine solche mauschell, das Er schier zur Erden fiele, damit ist dieses Weib von stunden an das Saal hinausgangen und hat sehr betrübte gebärden an sich mit ihren Händen gegen Himmel zu heben, die Händ zusammen zu schlissen, gemacht, welches einen grossen schrecken verursachte an dem gantzen Hoffe, dass sich ein unerhörtes unglück möchte zutragen, wie dann an diesem Jahr 1661 am 12. Januar durch einen erschrecklichen Donder und Blitz die grosse Kirch unser lieben Fraven zu Berlin den Thurm hat angezündet, dass dasselbe fever beynahe unlöschlich war, das Wetter so grausam, dass sich die leuten meinten dass der Jüngste tag fürhanden währ. Der liebe Godt gebe das dieses zu einem Exempel möchte dienen, zur besserung und zur abstehung unsers sündigen Lebens, welches der güttige Godt auss genaden verleyhen wolle.“

Der I. Beisitzer, Dr. Bolle, bemerkte zu diesem Bericht, dass derselbe ein ganz abnormes Verhalten des Hohenzollern'schen Hausgespenstes schildere, denn einmal ist das Auftreten eines solchen bei Tage ungewöhnlich, sodann ist das thätliche Eingreifen auffällig und endlich fehlt hier der Todesfall, welcher nach dem Erscheinen der weissen Frau in dem preuss. Königshause der Sage nach einzutreten pflegt. Das kommende Unglück ist hier mit dem Brande der Kirche und dem Unwetter abgethan.

10. Weiter cirkulieren noch 2 originelle Aquarell - Skizzen des Berliner Historienmalers Zimmermann, welcher 1820 hierselbst gestorben ist. Das eine Bild stellt ein Kosakenlager wahrscheinlich im Berliner Tiergarten aus dem Jahre 1813 dar, wobei die Baschkiren durch Körperbildung und Bewaffung (Bogen und Pfeile) auffallen; das zweite giebt eine ironische Darstellung des Berliner Landsturmes, etwa in der Art des bekannten Bildchens, welches den Philosophen Fichte mit Pistolen und gewaltigem Schlepssäbel abkonterfeit.

11. Ausschuss-Mitglied Buchholz macht aufmerksam auf ein neues grossartiges Bilderwerk mit Text, Abbildungen brandenburgischer Städte, welche dem Provinzial-Museum von dem Herausgeber, Herrn Zschille, geschenkt worden sind. Es sind vornehmlich Städtebilder aus der Nieder-Lausitz und zwar sowohl ganze Ansichten, als auch einzelne Teile aus alter und neuer Zeit. Es ist dies Unternehmen auf das wärmste zu empfehlen und es wäre wünschenswert, wenn es fortgesetzt und durch rege Abnahme vom Publikum und behördlicherseits unterstützt würde.

12. Sodann demonstriert der Herr Redner einen merkwürdigen hölzernen Gegenstand, gefunden auf einer Sandscholle neben einem Moor bei Zechlin, Geschenk des Mitgliedes Grunow. Das Objekt ist aus Holz und hat das Aussehen eines Wurfspeeres mit mehreren Widerhaken. Es ist aber lediglich ein höchst eigentümlich und regelmässig verwittertes Stammstück einer Kiefer, bei welchem die festeren und harzigeren Anfänge der Äste, die bei der Kiefer in regelmässigen Quirlen stehen, erhalten sind. Hierbei macht Herr Stadtrat Friedel darauf aufmerksam, wie es oft sehr schwer sei, solche natürlichen Produkte von künstlichen zu unterscheiden, namentlich wenn die betreffenden Dinge aus alter Zeit stammen und die Spuren der natürlichen Zersetzung durch Wind und Wetter, Wasser und Boden tragen. Es empfiehlt sich daher, derartige Objekte sorgfältig zu sammeln, u. A. deshalb, weil man in ihnen die Vorbilder für die primitiven Werkzeuge der ersten Kultur erblicken kann.

13. Hiernächst stellt Herr Kustos Buchholz ein gänzlich aus Glas bestehendes Barometer aus, das aus dem vorigen Jahrhundert stammt und in der Zechliner Glashütte fabriziert worden ist; dasselbe ist ein geschlossenes, länglich ovales und flaches Gefäss von etwas über Faustgrösse, welches mit einem längeren dünnen, offenen Rohre kommuniziert und zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. Nach den Beobachtungen des Herrn Buchholz wirkt es vortrefflich. Der II. Vorsitzende rühmt die alte Glasindustrie Zechlins.

14. Hierauf zeigt der Herr Redner ein hölzernes Schmuckkästchen vor mit eisernem Schloss und Schlüssel, ein vom Präparator Femerling gefertigtes Facsimile im Stile der Völkerwanderungszeit, und erläutert den ebenso einfachen wie zweckdienlichen Verschluss. Die Konstruktion dieser Schlösser war lange zweifelhaft, da an allen Funden die Holzmasse gewöhnlich fast gänzlich vergangen und die Eisenteile stark durch Rost zerstört sind. In jüngster Zeit hat man nun in der Nähe von Guben ein besser erhaltenes gefunden, nach welchem sodann Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben ein Schloss gefertigt hat, von dem wiederum das vorliegende Kästchen die Nachahmung giebt. Der Schlüssel hat die Gestalt eines Dietrichs; die Anwesenden konnten sich durch eigene Versuche von der Brauchbarkeit überzeugen. Herr Stadtrat Friedel hebt hierzu hervor, dass derartige Kästchen hauptsächlich Frauen gedient haben müssen, da man in ihrer Nähe vielfach Frauenschmuck gefunden hat.

15. Sodann hatte Herr Buchholz noch mehrere Urnen ausgestellt, welche einem grossen Gräberfelde bei Münchehofe bei Friedrichshagen, Kreis Nieder-Barnim, entstammen. Unter ihnen ist eine viereckig-schachtelförmige und eine oval-schachtelförmige merkwürdig, sodann eine Totenurne mit dem

Leichenbrand. Alle diese Funde gehören in die Reihe der ostgermanischen Gräberfunde. Früher nannte man sie hier und da Wendenkirchhöfe; das ist aber unrichtig, da die Wenden in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle ihre Toten zu beerdigen pflegten, und zwischen Jenen und Diesen gut und gern 1000 Jahre dazwischen liegen.

16. Über die Bedeutung und die Entstehung der Urnen hat schon Thurneisser Betrachtungen angestellt in seiner Schrift:

„Von kalten, warmen und mineralischen Wassern, Erdgewächsen etc. etc.“

Manuskript im Königl. Staatsarchiv. Kapitel LXXXIII.

„Es ist aber dieser gegent, nicht sonderlichs weit von der Stadt Lübben, ein wunderbarliche Art Häfen, die (wie man sagt) selber also geformiert wachsen sollen, mit denen hat es diese gestalt: Vmb die zeit, wann die Pffingsten vorhanden, sonderlich aber in den Pffingstfeyertagen, gehen die Landtleut mit Stos oder Stapffscheutteren (Stampfscheiten) an dieselbige gegent, vnd so sie in das Erdreich fast eines Ellenbogen tieff stossen, empfinden sie, wo die Häfen stehen, vnd das also dieser vrsach:

dann gemeiniglich grosse Stein darauff liegen, so umgraben sie mit Pickelen vnd Schauffeln die **Pott** (dann sie sind weich, also ob sie erst vom Hafner gemacht weren, sind aber nicht feucht), so er nun den Pott vmbgraben hat, lest er jhnen eine kleine zeit stehen, so wird er hart, so er jhn aber anrühret, ehe er erhartet, zerfelt er wie ein Asch oder staub. Sie sagen mir, das im Winter, Herbst vnd Fröling diese Häfen bei 20 schuh tieff im Erdreich liegen, sollen aber vmb Pffingsten nicht einer Ellen tieff erfunden werden. Ein wunderbarlicher handel ist dieses, das auch nicht allein einigerley (einerlei) formen Häfen, sondern Handtbecken, Kacheln, Krausen, gros vnd klein, In summa mancherley art vund gattung, als ob man dis zu marckt tragen solt, der enden gefunden werden, Vnnd das noch wunderbarlicher ist, so findet man etwas Messing ringe, Blei, Kolen vnd andere materi darbey, vnd etwan auch wol darin liegen.

Es ist von diesen mancherley meinung, etliche wöllen das sie also wachssen, welches nicht sein kan, aus der vrsachen, das die Natur nichts so eigentlich contrafeit, wie diese Häfen aber gemacht sind, dann sie sind so fleissig, rundt vnd eben, das man auch strichlein daran sihet, deren dann viel ringvmbher daran sind, als ob sie gedrehet weren. Item, so haben sie jhre handhaben, vnd etliche sind hin vnd wider gerissen, wie dann die Häfner oder Pöttiger, ihr arbeit zu zerren, im brauch haben, derhalben sie nicht wachssen können, dann so sie wüchssen, so weren jhr nur einerley art, zu dem, weren sie nicht so fleissig gemacht, auch verschwünden sie nicht, dan im Winter findt man die gar tieff, im Sommer aber gar hoch vnd nahe an dem tage liegen, welches wol ein natürliche vrsach haben mag, wegen der Sonnen, dieweil die vmb Pffingsten, wann sie nahe bey uns vnd in dem Zeichen des Zwillings ist, gar krefftig, Im Winter aber, wann sie weiter von vns vnd in dem Zeichen des Steinbocks stehet, schwach ist. — — — — —

Es kan dies kein gewechs sein, dieweil es so propriè vnd eigentlich formiert, vnd (als ob es zu Marckt getragen werden solt) aussbereit ist. So werden sie auch nicht von menschen henden gemacht sein, dann so sie gebrennt weren, möchten sie nicht wider weichen. Ob sie aber von langheit der Zeit weich würden, möchten sie so baldt nicht wider erhärten, das aber diese thun, dann eine kleine zeit, nachdem sie gefunden, mag man sie zu aller handt sachen (darzu man sonst jrrdin Geschirr brauchet) nützen, demnach so blieben sie allezeit an dem ort, da sie von den Menschen hingesetzt weren, vnd führen nicht mit der zeit auff vnd nider, welchs aber da geschieht. Derhalben dieses etwas über der Naturen gemeinen lauff sein mus, Vnd ist derhalben von den Merckischen vnd Laussnitzischen Bavren, ein

#### sagmär (Sage)

aufkommen, das der enden die Zwerglein, so inn den heimlichen Speluncken wohnen, solche bereiten vnd also dahin setzen sollen, vnd wiewol man keinen Menschen findet, der etwas warhafftiges darum anzeigen, oder das solche Pygmaei von jhnen lebendig gesehen, für warhafft sagen können, so sind doch etliche anzeigungen, das solcher Leutlin gebein da sind gefunden worden, vnder welchen das glaubwürdigst, ein gantz Cörpelein, welches nur 2 Werckschuh 3 zoll lang gewest ist, doch allein die gebeinlein, sampt dem Hauptschidlein (Schädel), welches dann viel warhafftige Leut gesehen haben. Es ist gewis, das man im Land zu Poln bey Nochaw vnd Paluky, dessgleichen zwischen der Bober vnd der Neus, der zweyen Wassern, nicht weit von Guben vnd Lobersperg, solche Häfen auch findet, doch sollen die einer andern art sein.

Damit ich aber widerumb auff mein fürnemen komme, so ist gewis, das die ersten Hafenscherben, so die gestossen vnd zu Pulver gemacht werden, vnder allen andern Remedjis eben die sind, die alle flüssige scheden, am aller besten trucknen thun, besonders aber das Gliedwasser, so es in der wunden beginnt zuffliessen, Derhalben kein Ding von Gott vnd der Natur geschaffen, das nicht mit was tugent von dem Schöpffer begabt sey.

Es werden auch am Gückelberg, der eine halbe Meil von Sagan inn der Marck gelegen, dessgleichen zwischen Bergstorff vnd Greys-Hem berg Trybel am Bocheltzer berg solche Häfen oder Pott gefunden.“

Herr Stadtrat Friedel bemerkt hierzu, dass wir uns über den geringen Grad von naturwissenschaftlicher Erkenntnis selbst bei einem so hochberühmten Gelehrten nicht wundern dürfen, da noch 200 Jahre später Bekmann äusserte, dass die grossen Findlinge der Norddeutschen Tiefebene von Riesen auf grossen Flössen hertransportiert worden seien. Sonst aber sind die Beobachtungen Thurneissers ausserordentlich exakt und scharf. Mitglied Altrichter bemerkt zu den Angaben Thurneissers, welche die Zwerge mit den Urnen in Verbindung bringen, dass im Volke ähnliche Vorstellungen geherrscht haben müssen, da zahlreiche Berge der Lausitz den Namen Lüttchen oder Lutki-Berge d. h. Berge der kleinen Leute führen.

17. Auf dem Tische sind noch mehrere ansehnliche bronzene Taufbecken ausgestellt aus der spätgotischen oder Frührenaissance-Zeit, welche sich im Besitze des Märkischen Provinzial-Museums befinden, und deren Inschriften, soweit sie aus gotischen Minuskeln bestehen, bisher nicht entziffert werden konnten. Herrn Altrichter ist es nun gelungen eine Deutung zu finden. Derselbe verbreitet sich in einem Vortrage ausführlich über diese Schriftzeichen. Es sind lateinische Majuskeln und gotische Minuskeln. Niemals findet sich ein ganzes Wort, und oft sind die Buchstaben aus Raumerparnis zusammengezogen oder übereinander gestanzt. Durch Abteilungszeichen sind gewisse Anhaltspunkte für die Entzifferung gegeben. Herr Stadtrat Friedel, welcher sich mit dieser Enträthselung gelegentlich ebenfalls befasst hat, hebt die ausserordentliche Schwierigkeit der Untersuchung und die Ausdauer, welche diese Arbeit fordert, hervor, indem er bemerkt, dass Herrn Altrichter schon andere schwierige Deutungen gelungen sind, welche überall Anklang gefunden haben, z. B. des Sacrow-Paretzer Schwerts und der Kyritzer Elle (beide im Märkischen Museum) und spricht dem Entdecker die volle Anerkennung der Gesellschaft für seine mühevollen Arbeit aus.

18. Zum Schluss giebt der II. Schriftwart, Dr. Zache, einige Erläuterungen zu der geologischen Karte der Gegend zwischen Oderberg, Chorin und Joachimsthal, welche dem Märkischen Museum von dem Zeichner derselben, Mitglied Pütz, geschenkt worden ist. Diese Karte stellt ein Stück der „Endmoräne“ nach den Annahmen des Herrn Professor Berendt dar, die Karte wird durch eine Linie von SO. nach NW. in zwei Teile geteilt, so dass südwestlich derselben die eisfreie Grundmoräne abgebildet ist, während nordöstlich derselben noch der Gletscher lagert. Die Endmoräne, d. h. die grossartige Anhäufung von rückständigem Gletschermaterial erklärt Herr Professor Berendt und Herr Dr. Wahnschaffe\*) dadurch, dass der Gletscher hier beim Abschmelzen längere Zeit hindurch stationär gewesen sei, so dass Vorrücken und Abschmelzen sich das Gleichgewicht gehalten haben. Es werden aber keine Gründe dafür angegeben, warum dies gerade hier geschehen sein soll. Herr Dr. Zache sieht nun die Ursachen für die grossartige Anhäufung von Gletschermaterial in dem tertiären Hemmnis, das sich bei Freienwalde dem Gletscher entgegenstellte; hier ragte das Tertiär beim Anrücken des Gletschers mit einer breiten Front in seiner höchsten Erhebung 130 m ca. über dem Meeresspiegel empor. Gegen diesen Wall musste sich der Gletscher schieben und solange sich aufthürmen bis die Höhe desselben erreicht war, um dann seinen Weg über ihn weg nach SW. fortzusetzen. In Oderberg und Liepe geht das Diluvium bis auf den Oderspiegel hinab und erreicht in seiner höchsten Lage nur 120 m, während die höchste Stelle des Barnim über Freienwalde 152 m Meereshöhe hat. Es lehrt diese Höhendifferenz, dass der Gletscher die Niederung vor dem Hindernis nicht völlig erst ausgefüllt hatte, sondern dass er sich wahrscheinlich mit sanftem Anstieg hinübergeschoben hatte, was wohl wegen des gewaltigen Druckes von hinten

\*) Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes, von Dr. J. Wahnschaffe, Stuttgart, Engelhorn 1891.

erklärlich ist. Diese Mulde auf dem Gletschereise nordöstlich von Freienwalde ist nun aber weiter wichtig, da sie beim Abschmelzen sofort die Schmelzwasser aufnehmen und weiterführen konnte, wodurch sie die erste Ursache wurde für das Eberswalder Hauptthal, das hier dann immer weiter vertieft werden konnte.

19. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Ratszimmer des Berliner Ratskellers.

## Bericht über die Wanderfahrt nach Brandenburg a. H., am 26. Juni 1892.

Zur festgesetzten Zeit hatten sich einige vierzig Teilnehmer, darunter eine grosse Anzahl Damen auf dem Potsdamer Bahnhofe eingefunden, obgleich unterwegs vereinzelt Regentropfen gegen die Scheiben schlugen, so blieb das Wetter doch während des ganzen Tages günstig. Zur fahrplanmässigen Zeit trafen wir in Brandenburg ein und wurden hier auf dem Bahnhof in der liebenswürdigsten Weise von einer Zahl Herren und Damen in Empfang genommen und im Wartesaal von Herrn Bürgermeister Hammer durch eine kurze Ansprache beehrt, in welcher er Namens der Stadt und des historischen Vereins zu Brandenburg die Gäste begrüsst und hervorhebt, dass die Einheimischen es wohl zu würdigen wissen, wenn der junge Verein die alte Kur- und Hauptstadt zu seinem ersten Ausfluge sich ausgesucht habe, er wünsche, dass die Stunden allen recht freundlich und angenehm vergehen möchten. Herr Stadtrat Friedel dankt als Vertreter der Stadt Berlin und als II. Vorsitzender, da sowohl der Ehrenpräsident von Levetzow als auch der I. Vorsitzende Bürgermeister Zelle verhindert seien und bittet sofort an die Arbeit gehen zu wollen, indem des Schenswerten so ausserordentlich viel sei.

Vom Bahnhofe führten uns die Herren die Schützenstrasse entlang durch das Annenthor in die Stadt, hinter welchem dann sofort links abgebogen wurde, so dass wir neben dem Schleusengraben zu unserem ersten Ziel der Kirche St. Pauli gelangten. Auf dem ehemaligen Klosterhofe gab Herr Kaufmann Ernst Riedel eine klare Geschichte der Kirche und eine Erläuterung des Bauplanes der umgebenden Gebäude. Die früheren Klostergebäude dienen heut bürgerlichen Zwecken und sind niedrige Häuser aus Fachwerk; das Refektorium und die Bibliothek waren leider unzugänglich. Die St. Paulikirche wurde 1280 gegründet und am 11. Oktober 1560 als evangelische Kirche eingeweiht, worüber eine Gedenktafel unter dem Brustbilde Joachims II. berichtet, letzteres ist das älteste Denkmal, das einem brandenburgischen Fürsten in unserer Gegend von seinem Volk errichtet worden ist. Die Kirche selber ist im gotischen Stile erbaut und zeichnet sich durch grosse Einfachheit aus, die Technik ist nach Geheimen Baurat Adler eine ausgezeichnete. In dem innern Fenster befindet sich eine prächtige Glasmalerei aus dem 14. Jahrhundert, welche Geschichten aus dem Neuen Testament darstellt. Mit der Kirche eng verbunden ist der Kreuzgang, welcher einen engen

Hof umgränzt. An den Wänden des Kreuzganges sind zahlreiche Altertümer aufgestellt, unter anderen 12 Relieftafeln der Apostel und eine Bildsäule der Jungfrau Maria, alles aus Holz geschnitzt, weiter ein steinernes Taufbecken aus dem Jahre 1570, sodann mehrere alte Gemälde und Grabsteine, unter den letzteren verdient einer wegen seiner Originalität erwähnt zu werden. Er trägt folgende Inschrift:

„Aus Lehmen ist der Mensch, das lehret Gottes Geist,  
 Drum Leser willst Du noch nach Deinem Ursprung fragen,  
 So lass Dir nur hiermit durch meinen Namen sagen,  
 Dass Du sowohl als ich ein rechter Lehmann seist.“

Die Sakristei beherbergt 5 Kelche, von denen der älteste aus dem 14. Jahrhundert von vergoldetem Silber in der Höhlung seines Fusses einen Knochen des Apostels Paulus einschliesst.

Durch die Brüderstrasse kamen wir in die alte Hauptstrasse, die heutige Steinstrasse, welche in früherer Zeit den Verkehr von Norden nach Süden vermittelte; deshalb wurde sie im Nordosten durch den Mühlenthorturm und im Südwesten durch den Steinhorturm gedeckt. An der Ecke der Brüder- und Steinstrasse steht das ehemalige Carpzow'sche Haus, dasselbe kehrt seine hohen gotischen Giebel der Strasse zu und trägt darin die Zahl 1563; früher besass es ein sehr schönes Sandsteinportal und eine ebensolche Fassade.

Wir bogen zunächst links ab zum Steinhorturm und zwar teilte sich die Gesellschaft, während die eine Hälfte im Stadtpark das Frühstück einnahm, bestieg die andere den Turm. Derselbe ist aus Backsteinen errichtet und hatte ursprünglich zur ebenen Erde keinen Zugang, an seine Aussen- seite ziehen spiralig parallele Streifen in die Höhe, welche durch eingemauerte hellere Steine hergestellt sind. Der Turm hat 5 Stockwerke, von denen der unterste als Gefängnis diente, in den dicken Mauern führen schmale Treppen von einer Etage zur anderen. In den übrigen Räumen sind die ansehnlichen Sammlungen des historischen Vereins untergebracht und in dem altertümlich eingerichteten Mittelraum finden die Sitzungen des Vereins statt. Die schönsten Stücke sind an den Wänden angebracht oder sonst passend gruppiert. Herr Dr. Grupp machte den kundigen Erklärer. Unter den Gegenständen mögen nur aufgeführt werden die Photographie der ältesten Urkunde der Mark aus dem Jahre 949, von der das Original im Domarchiv aufbewahrt wird, sodann das Modell der Marienkirche, welche bis 1722 auf dem Marienberge stand, und endlich das Modell zu dem gleichfalls abgerissenen Ehebrecherturme, welcher zwischen der Alt- und Neustadt stand und 1806 beseitigt worden ist. Der Turm wird gekrönt von einer Galerie, durch deren Schiessscharten man dioramaartige Ausblicke auf die nahe und ferne Umgebung hat. Bei der Erklärung der aufgestellten Gegenstände beteiligten sich ausser Herrn Dr. Grupp die Herren Riedel und York und mehrere andere Kundige, um welche sich immer schnell ein kleiner Kreis eifriger Hörer bildete, da es bei dem engen Raume nicht möglich war, die Gesellschaft zu konzentrieren.

Als dann folgte die Besichtigung der St. Katharinenkirche; wir näherten uns derselben von Süden her, so dass wir zuerst den Blick auf den prachtvollen Giebel hatten. Dieser reich verzierte Giebel, der durch seine durch-

brochene Arbeit einen einzigen Anblick gewährt, macht die Kirche zu dem schönsten Backsteinbau der Mark. In den 148 Strebepfeilern sind Statuetten angebracht, von denen allerdings nur zwei, die der heiligen Katharina und Amalberga, alt sind, während die übrigen erneuert sind. Die Kirche erhielt ihre gegenwärtige Gestalt durch den Baumeister Brunsbergh aus Stettin im Jahre 1401, nachdem durch Ablassbriefe das Geld zu dem Bau aufgebracht worden war. Der unterste Teil ist aus behauenen Feldsteinen erbaut und stammt aus einer weit früheren Zeit. Der Reichtum an altertümlichen Gegenständen ist ganz ausserordentlich gross, deshalb mögen hier nur die auffälligsten erwähnt werden: so der Altarsehrein aus dem Jahre 1474, dessen reiche Architektur mit Gold überzogen ist. Unter den Grabsteinen ist der der Familie von Schulenburg interessant durch den Reichtum an Figuren. Das Denkmal stammt aus dem Jahre 1570 und stellt einen Ritter mit seiner Frau dar, hinter dem Ersteren knieen 4 Söhne und hinter der Letzteren 8 Töchter. In der Nordkapelle, der Fronleichnamskapelle, steht ein prachtvoller Taufkessel aus Messing aus dem Jahre 1440 mit den 12 Aposteln, der heiligen Katharina und der heiligen Amalberga. Am Fusse lagern Löwen, über denselben Lindwürmer mit gähnendem Rachen. In der Südkapelle, der Schöppenkapelle, ist ein kunstvoller Hedwigs-Altar aufgestellt, er zeigt die heilige Hedwig, rechts davon einen geharnischten Ritter und links den heiligen Rochus. Endlich sei noch erwähnt, dass um den Altar die von Friedrich Wilhelm IV. gestifteten, modernen Modelle zu den 12 Aposteln am Dom zu Helsingfors in Finnland aufgestellt sind; diese stören allerdings durch ihre Grösse und enge Aufstellung etwas.

Nach diesem reichen Genuss that uns die Pause wohl, welche durch die Wanderung bis zum Dom ausgefüllt wurde. Unterwegs kamen wir an dem neustädtischen Rathause vorüber, an dessen Frontecke der etwa 6 m hohe Roland steht; das Rathaus ist leider sehr ein- und umgebaut worden, so dass nur ein Giebel der Hofseite die ursprüngliche Bauart behalten hat und erst rückwärts von dem Molkenmarkt her gut zu sehen ist. Dem Rathause gegenüber, an der Ecke der St. Annenstrasse, ragt ein reich verzierter Giebel mit dem brandenburgischen Wappen empor; das Haus diente den Kurfürsten als Absteigequartier. An der Grenze der Neustadt gegen den ältesten Stadtteil, den Dom, begegnen wir dem schon oben erwähnten Mühlenthorturm, er trägt, in einen Backstein eingegraben, eine lateinische Inschrift, welche besagt, dass derselbe im Jahre 1411 durch Martin Nikolaus Craft von Stettin erbaut worden ist. Die Oberhavel bildet hier ein breites, seeartiges Becken und teilt sich etwas oberhalb des Mühlendamms, so dass der Dom eine Flussinsel ist.

Auf der höchsten Stelle derselben erhebt sich die Domkirche, dieselbe ist 1165—1188 erbaut, aber häufig verändert worden. In der sogenannten Bunten Kapelle erkennt man an den Säulen die romanischen Kapitäle, während in der Krypta die Kapitäle teils mit Figurenreliefs teils mit Blumenornamenten geschmückt sind. Unter den Figurenornamenten ist der Wendenkrieger mit der charakteristischen Zipfelmütze und der Streitaxt, sowie der angebliche Albrecht der Bär und der Ritter vom Eidechsenorden zu er-



wähnen. Gegenwärtig wird der Dom durch den anwesenden Herrn Baurat Krzyzagórski renoviert, es ist dies eine sehr mühsame Arbeit, indem sorgfältig ein Quadratcentimeter Putz nach dem andern abgekratzt und abgewaschen wird, bis man auf die darunter befindliche Malerei stösst. Die gröberen Arbeiten sind schon beendet, weil sich Senkungen eingestellt hatten, so mussten ganze Teile erneuert, andere durch Eisenstangen zusammengehalten werden. Diese Arbeiten sind aber mit grosser Kunst durchgeführt worden. Da man noch an dem Werke thätig ist, so war der erhöhte Chor, zu dem eine Treppe von 22 Stufen in die Höhe führt, durch eine Bretterwand abgeschlagen, so dass uns dadurch der Blick in die Höhe verloren ging. Unter die Sehenswürdigkeiten der Kirche gehört der Grabstein Adams von Königsmark. Derselbe ist mit einer grossen Anzahl von sorgfältig gearbeiteten kleinen Figuren ausgestattet. In den übrigen Teilen des weiten Domes sind wiederum eine grosse Zahl von Altertümern aufbewahrt z. B. eine Anzahl prächtiger Messgewänder, ein Rock mit den Insignien des Schwanenordens, in der Sakristei zwei Bücher mit vergoldeten Deckeln, das eine aus dem Jahre 1235, das andere aus dem 15. Jahrhundert, ingleichen mehrere groteske Reliquien.

Dem Dome gegenüber steht die Petrikapelle, diese ist nicht mehr im Gebrauch und stammt aus frühgotischer Zeit, sie ist ausgezeichnet durch ein sehr schönes Gewölbe mit zahlreichen kleinen bienenwabenähnlichen Kappen.

Die Erklärungen in den Kirchen hatte Herr Baurat Krzyzagórski in vortrefflicher Weise gegeben.

Über den Grillendamm gehend, suchten wir nun die Altstadt auf und statteten unterwegs noch der alten St. Gotthardtskirche einen kurzen Besuch ab, deren ältester Teil aus der Zeit des Pribislaw stammt. Dann stieg die Gesellschaft durch die Gräben und Wälle, welche im Norden die Altstadt begrenzen, zu dem Restaurant Ahlerts Berg empor.

Es war hier im grossen Saale eine Tafel für uns hergerichtet. Zunächst erhob sich Herr Stadtrat Friedel und legte dar, dass die Gesellschaft für Heimatkunde sich die Aufgabe gestellt habe, allen Sonderbestrebungen der Provinz einen festen Halt zu geben; sie selber aber will von den einzelnen Vereinen lernen, und nirgends ist soviel Lernens- und Sehenswertes zu finden als hier, deshalb habe die neue Vereinigung ihre Schritte zuerst nach Brandenburg gelenkt. Wir Berliner fühlen uns immer als Brandenburger, wir folgen darin dem Vorbilde unseres erhabenen Kaisers, der sich selber Markgraf von Brandenburg genannt habe. Unser erster Toast gilt deshalb nach gut deutscher, preussischer und brandenburgischer Sitte Seiner Majestät unserem Allergnädigsten Kaiser. Hierauf sprach Herr Bürgermeister Hammer es aus, dass die Brandenburger beglückt und erfreut seien, unsere Mitglieder als Gäste zu besitzen; es wäre das ja eigentlich nicht das erste Mal, denn schon dreimal hätte der Berliner Geschichtsverein seine Schritte nach Brandenburg gerichtet; und aus den Anregungen des letzteren sei der Brandenburgische Geschichtsverein hervorgegangen. Die Bestrebungen des Brandenburgischen Geschichtsvereins und die der Gesellschaft für Heimatkunde gingen Hand in Hand, und eine gute Freundschaft und treue Kameradschaft möge beide verbinden; die Gesellschaft für Heimatkunde blühe,

wachse und gedeihe. Alsdann sang die Tischgesellschaft das Geschichtsforscher-Lied:

### Geschichtsforscher - Lied.

Mel.: Vom hoh'n Olymp herab etc.

Welch' Hochgenuss, zu schwelgen in Geschichte,  
Zu minnen längst entschwund'ne Zeit!  
Vor uns ersteht, was Chronos auch vernichte,  
Das Alt' in neuer Herrlichkeit.

Drum forschen wir lustig in unserm Verein,  
Wie es vor Zeiten gewesen mag sein —  
Forschen wir lustig etc.

Beim Bronzeschwert seh'n wir Germaniens Söhne  
Gemütlich ruh'n nach Kampf und Streit;  
Den Bärenschinken dreht am Spiess die Schöne,  
In Humpen steht der Meth bereit.

Drum forschen wir etc.

Vom Ringwall seh'n wir Opferdüfte steigen,  
Zu Triglav fleht des Priesters Wort;  
D'rauf Trank und Schmaus und Geigenspiel und Reigen  
Ergötzt das Volk am heil'gen Ort.

Drum forschen wir etc.

Und alter Burgen längst verfall'ne Zinnen  
Führ'n uns zur Ritterzeit zurück.  
Bei got'schen und roman'schen Kirchen sinnen  
Wir über Bürger-Wohl und -Glück.

So forschen wir etc.

Ihr, die Ihr pflegt die märk'sche Heimatkunde,  
Seid uns gegrüsst in uns'rer Stadt,  
Wir wollen einen uns zum Forscherbunde,  
Der nur ein Ziel vor Augen hat.

Dann forschen wir etc.

R. Grupp.

Der Ausschuss-Obmann Regierungsrat Dr. Schubart toastete dann auf die alte Wendenfeste Brennaburg; als Schüler habe er die Vorstellung gehabt, dass dies ein Ort sei, wo man das Gruseln lernen könne, in Wirklichkeit aber habe er Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit kennen gelernt und ein ernstes Streben; wir wollen das zur Wahrheit machen, was unser Poeta laureatus, Herr Dr. Grupp in den Schlussworten uns zuruft.

Der I. Schriftwart Ferdinand Meyer spricht den Herren vom Ortsausschuss den Dank der Gesellschaft aus, jenen Herren, die uns einen so gründlichen Einblick in die Altertümer ihrer Stadt ermöglicht haben und schliesst mit den Worten, dass der Historische Verein von Brandenburg blühen, wachsen und gedeihen möge.

Ausschussmitglied Geheimrat Liebenow feiert in schwungvoller Rede die Damen.

Hierauf wird das „historische Buddler-Lied“ gesungen. Beide Lieder sind von Dr. Grupp gedichtet.

## Historisches Buddler-Lied.

Mel.: Alles schweige etc.

Land der Wenden!  
Reiche Spenden  
Beut dein unfruchtbarer Sand.  
Unter windverwehter Hülle  
Deiner runden Urnen Fülle  
Reicht Jahrtausenden die Hand.

Greift zum Spaten  
Wohlberathen  
Ueber Heiden-Grabes Ort!  
Stosst den Sucher fleissig nieder  
Und, wo's hell und laut tönt wieder,  
Grabt und räumt die Steine fort!

Hei, die Wonne!  
An die Sonne  
Tritt der Urne thönern Rand!  
Recht behutsam und voll Sinnen  
Untersuchet nun, was drinnen,  
Prüft's genau mit kund'ger Hand.

Ueber Zeiten  
Lasst uns schreiten  
Nach Betrachtung uns'res Fund's!  
Auf, die Gläser sein'n geschwungen,  
Für Jahrtausende erklingen  
Sei das Lied des Buddler-Bund's!

\* Hort der Sueben  
An dein Leben  
Mahnt uns dieser Knochenrest.  
Deine Götter, deine Eichen  
Mussten dem Jahrtausend weichen,  
Dich nur hielt die Urne fest.

Maid der Wenden!  
Längst vollenden  
Musstest du die ird'sche Bahn;  
Aber deiner schönen Glieder  
Bronz'nen Schmuck wir heute wieder  
Unter deiner Asche sah'n.

O Germane,  
Du mein Ahne!  
Einst gerühmt ward deine Kraft.  
Wohl du schwandest! Doch die Steine  
Bargen Asche und Gebeine  
Und der Lanze Spitz' und Schaft.

R. Grupp.

Herr Geheimrat Liebenow gedenkt dann noch der Mark selber, unserer Heimat, einst arm verwüstet und missachtet haben Hohenzollern-Fürsten sie zu Glanz und Ehre gebracht, wo immer Preussens Aare flogen, da waren Märker dabei; Heil unserer Mark! in Frieden und in Sturm schütze sie Preussens Aar.

Zum Schluss überrascht Herr Rechtsanwalt Bathe-Brandenburg in einem launigen Gedicht die Damen mit einer Liste ihrer Schwächen und Fehler und fordert die Damen auf, die Herren leben zu lassen.

Nach dem Mittagessen pilgerte die Gesellschaft den 63 m hohen Harlungerberg, jetzt Marienberg, hinauf, auf dessen Gipfel bis zum Jahre 1722 die in ihren ersten Anfängen von Pribislaw herrührende Marienkirche gestanden hatte. Heute krönt den Berg das 30 m hohe Kriegerdenkmal, welches die Kurmark ihren in den 3 letzten Feldzügen gefallenen Söhnen errichtet hat. Es sind auf 4 Tafeln 3400 Namen mit Goldschrift eingetragen. Über die Tafeln sind Reliefs angebracht, von diesen stellt das erste den Einzug der Prämonstratenser in St. Gotthardt im Jahre 1140 dar. Die Hauptpersonen sind Bischof Wiggert und Pribislaw, der die charakteristische Wendenmütze trägt, vor ihm seine Gemahlin Petrusa, die sich

demütig und sehnsüchtig dem Allerheiligsten zuneigt, während weiter ab 2 wendische Krieger stehen, von denen der Jüngere lebhaft auf einen resigniert blickenden Älteren einredet. Das zweite schildert die Huldigung der Brandenburger vor Friedrich I. Die Köpfe der Figuren tragen die Züge von den bei der Gründung beteiligten Persönlichkeiten, so erkannte jeder von uns in dem Ratsherrn neben dem Kurfürsten den Herrn Bürgermeister Hammer. Auf dem dritten Relief ist der Empfang der Salzburger durch Friedrich Wilhelm I. dargestellt. Diese Gruppe ist Siemering am besten gelungen, wenn sie auch historisch nicht treu ist, da die Kinder in Wirklichkeit zurückbehalten wurden, während hier ein 12jähriger Knabe sein kleines Brüderchen in einem Karren vor sich herschiebt und ein kleiner nackter Bube mit gierigen Zügen aus einer Schale trinkt, welche ihm die Prinzessin mundrecht hinhält. Das vierte Relief behandelt die Kaiserkrönung in Versailles nach dem Gemälde A. v. Werner's, nur dass hier der Page die Züge Königs Ludwig von Bayern trägt. An den 4 Ecken des Denkmals stehen: Albrecht der Bär in Kettenpanzer und Eisenhaube, Kurfürst Friedrich I. in Ritterrüstung, der Grosse Kurfürst im Hermelin-Mantel und Kaiser Wilhelm in Kürassier-Uniform. Auf dem Sockel sind 3 französische Geschütze postiert, in deren einem Rohr schon jahrlang eine Meise nistet. Herr Bürgermeister Hammer hatte hier selber die Erklärung übernommen.

Von der Spitze des Denkmals aber blickten wir hinab in das alte Wendenland in weitem Umkreise; mag auch der Wald sich von der Stadt zurückgezogen haben, die grossen Züge der Landschaft sind noch immer dieselben; Fluss und See und dahinter die blauen Berge leuchten noch heute in denselben Farben, wie zur Zeit Königs Heinrich, als sie in der Geschichte auftauchten.

Damit war das Programm erfüllt, und wir promenierten nun langsam durch den Humboldthain und die Stadt zum Wilhelmsgarten, wo noch Zeit war zu einem kühlen Trunk. Herzliche Dankes- und Abschiedsworte wurden nochmals gewechselt. Die Brandenburger Damen und Herren gaben das Geleite zum Bahnhof. Die schönen und lehrreichen Stunden, welche unsere Gesellschaft in Brandenburg verbrachte, werden noch lange unvergessen bleiben.

## Stimmen über Berlin und Potsdam vom Jahr 1787.

Der „Teutsche Merkur“ vom Jahre 1788, 3. Vierteljahr, Seite 155—157, enthält folgende Notizen in einem Brief datiert:

Berlin, Jänner 1787.

„Der Weg von Berlin nach Potsdam ist nur 4 kleine Meilen lang, muss aber der königlichen Residenz wegen für 5 bezahlt werden. Er ist so schlecht, dass man sich nicht genug wundern kann, wie eine Strasse, die von allen in den preussischen Staaten am meisten bereist wird, die von der Residenz nach der Hauptstadt führt, und die der König selbst so oft passirt, nicht besser und bequemer angelegt wird. Man fährt in einem ganz sandigen Boden, und die Aussicht auf die

unfruchtbaren Ebenen wird durch keinen angenehmen Gegenstand unterbrochen, bis man vor die Stadt kommt. Man hat schon manchmal gesagt, dass Brandenburg, die natürliche Hauptstadt der Markgrafen, ihrer Lage wegen weit besser die Hauptstadt des Reichs sein könnte, als Berlin; aber Potsdam könnte es ebenso gut sein. Die Havel ist hier noch breiter und majestätischer als die Spree; sie würde auch der Handlung unendlichen Vortheil verschaffen, und die Gegend um Potsdam ist ohne Vergleich weit reizender, als die um Berlin. Nicht nur macht die Havel, die gleich bei der Stadt einen kleinen See bildet, eine sehr schöne Parthie, sondern der Sand ist auch hier herum zu Hügeln angehäuft, die mit Bäumen, Äckern und Bauernhäusern besetzt sind und eine Abwechslung hervorbringen, die man in einer so dünnen Gegend nimmermehr erwartete.“

„Was ich von der Bauart in Berlin gesagt habe, gilt grösstentheils auch von der in Potsdam; der Geschmack ist nicht gross und edel genug; der Verzierungen giebt's zu viele; die Mauern zwischen den Fenstern sind zu schmal; die Materialien taugen nichts; der Kalk und die Stuckaturarbeit fällt bald herunter, und das erweckt gleich den Gedanken, dass diese Häuser nicht für die Ewigkeit erbaut sind. Sonst findet man in Potsdam weit mehr ein Ganzes als in Berlin. Es giebt hier nicht so viele Lücken zwischen den schönen Gebäuden; die Stadt ist klein, daher ist sie schon beinahe ganz in neue Häuser verwandelt; es wird zwar wohl noch hier und da gebaut, die Zwischenräume sind aber nicht so gross, die die alten Häuser machen. Man trifft hier einige ganz vollendete, wirklich schöne Strassen an und mehr pallastmässige Gebäude als in dem grossen Berlin. Der Marktplatz, auf dem die katholische Kirche in italienischem Geschmacke steht und der einen Obelisk in der Mitte hat, nimmt sich sehr gut aus, ob er gleich unregelmässig ist. Hier steht das Rathhaus, das zierlichste und edelste Gebäude in ganz Potsdam. Auch das Posthaus zeichnet sich durch einen reinen Geschmack aus. Potsdam würde ein noch weit besseres Ansehen haben, wenn man nicht eben das darinnen anträfe, was ich schon bei Berlin bemerkte, nämlich zu vielerlei Geschmack.“

(Mitgeteilt von der „Dir. des Märk. Prov.-Museums.)“

## Marggraf und Achard.

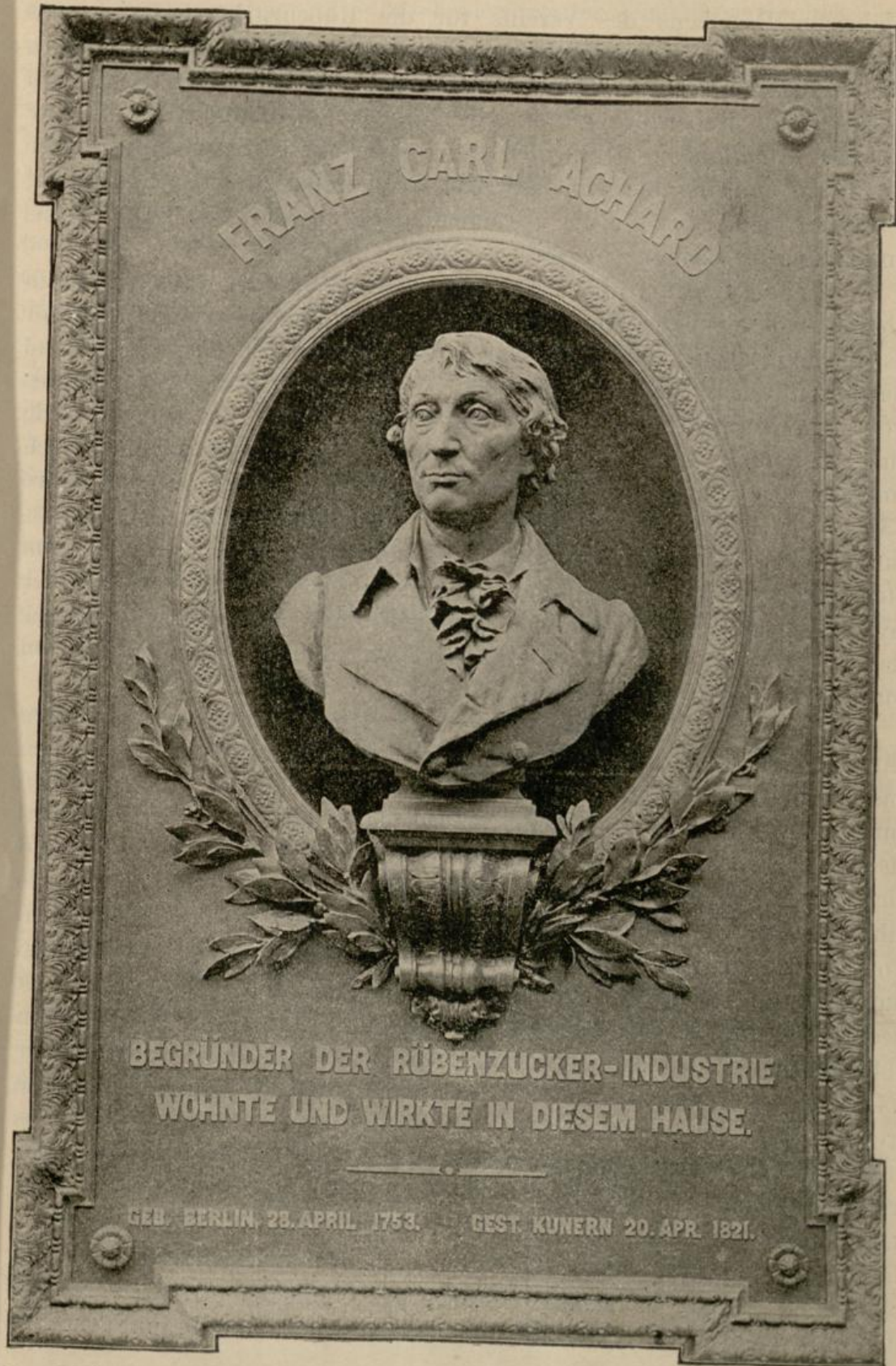
(Mit 2 Abbildungen.)

Am 7. Mai 1882 trat in Folge einer Anregung des hiesigen, um die Deutsche Rübenzuckerfabrikation hochverdienten Geheimen Regierungsrats und Professors der Chemie Dr. Carl Scheibler ein Ausschuss zusammen, dem ausser dem Genannten der Geheime Kommerzienrat Gerson von Bleichröder, der Schulvorsteher a. D. Budezies, der Staatsminister Dr. R. Delbrück, der Geheime Regierungsrat A. W. v. Hofmann, die Schriftsteller Dr. Hans Hopfen, J. Trojan und Dr. Paul Lindau, der Geheime Postrat F. Sachsse, der Abgeordnete A. L. Sombart und der Endesunterzeichnete angehörten, um anlässlich des 100jährigen Todestages dem Entdecker des Zuckers in den Runkelrüben Andreas Sigismund Marggraf in seiner Vaterstadt Berlin ein Denkmal zu errichten.

Die reichlich zuströmenden Mittel erlaubten es, dies Denkmal auf Franz Karl Achard, den Schüler Marggraf's, seinen verdienstvollen Nachfolger in der Stelle eines Direktors der physikalischen Klasse der Akademie auszudehnen.

Die enormen wirtschaftlichen und politischen Vortheile, welche die Runkelrüben-Fabrikation für unser Vaterland gehabt, sind allbekannt. Man kann beinahe sagen „Dank“ der Kontinental Sperre während der englisch-französischen Kriege entwickelte sich diese Industrie in Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts sicher und stetig. Die Erzielung der grossen Vortheile, die hieraus in steuerlicher wie wirtschaftlicher Hinsicht uns erwachsen, war einer der bewegendsten Anlässe zur Begründung des Deutschen Zollvereins, aus dem schliesslich der Einheitsgedanke des neuen Deutschen Reichs entsprungen ist. Jetzt hat unsere Rübenzucker-Industrie nicht nur die Rohrzucker-Konkurrenz im Inlande so gut wie besiegt, sondern auch dem heimischen Fabrikat in allen Erdteilen zahlende Märkte eröffnet.







Unser Scheibler hat bereits in seiner Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Rübenzucker-Industrie des Deutschen Reichs\*) die Wirksamkeit und die Verdienste der beiden grossen vaterländischen Chemiker ausführlich beleuchtet. In der „Neuen Zeitschrift für Rübenzucker-Industrie“ Nr. 23 vom 8. Juni 1892 brachte Scheibler Abbildungen der beiden Denkmäler mit beschreibendem Text. Die Clichés und eine Gelegenheitschrift, welche anlässlich der Enthüllung erschienen, sind uns für die „Brandenburgia“ freundlichst zwecks Mitbenutzung zur Verfügung gestellt worden.

Andreas Sigismund Marggraf ist am 3. März 1709 zu Berlin geboren, wo sein Vater Henning Christian Hofapotheker und Assessor des medicinischen Collegiums war. Von diesem zu chemischen und pharmazeutischen Studien angeleitet, war er fünf Jahre Schüler des Professors Neumann hierselbst. Sodann vervollständigte er von 1731—1735 seine Ausbildung zu Frankfurt a. M., Strassburg und Halle und durch mineralogische Studien zu Freiberg in Sachsen. Nachdem er im Jahre 1738 in die Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen war, wurde er 1744, als diese Gesellschaft eine Neugestaltung unter dem Titel „Akademie der Wissenschaften und schönen Künste“ erfuhr, der physikalischen Klasse derselben zugeteilt und 1760 Director dieser Klasse. Das Laboratorium der Akademie war ihm schon 1754 übergeben worden. Er starb am 7. August 1782.

Marggraf gehört zu den hervorragenden Chemikern der älteren Zeit und hat sich durch mannigfache Entdeckungen und Leistungen einen Namen auf wissenschaftlichem Gebiet erworben. Bei der chemischen Untersuchung in unserer Gegend wachsender Pflanzen, die durch einen süssen Geschmack sich auszeichnen, gelangte er zu seiner grössten und wichtigsten Entdeckung. In dem Mangold oder der Runkelrübe, die bis dahin nur als Gemüse- oder Salatpflanze angebaut war, fand er einen Stoff, der sich von dem aus dem indischen Zuckerrohr gewonnenen Zucker durch nichts zu unterscheiden schien. Seine Entdeckung ist niedergelegt in einer aus dem Lateinischen ins Französische übertragenen Abhandlung in den „Mémoires des Sciences de Berlin“ für das Jahr 1747 unter dem Titel: „Expériences Chymiques faites dans le dessein de tirer un véritable sucre de diverses plantes, qui croissent dans nos contrées.“ In dieser Abhandlung sagt Marggraf unter anderm: „Der arme Landmann könnte statt des teuren Zuckers oder schlechten Syrups unsern Pflanzenzucker gebrauchen, wofern er mit Hülfe gewisser Maschinen den Saft auspresste, ihn einigermassen reinigte und ihn schliesslich bis zur Consistenz eines Syrups eindickte. Dieser verdickte Saft würde sicherlich reiner als der gewöhnliche dunkelbraune Zucker-

\*) Berlin 1875, Verlag von Feister.

syrup sein, und vielleicht könnten auch die Rückstände von dem Pressen noch benutzt werden.“ So bescheiden waren seine Erwartungen noch, in seiner Entdeckung aber lag der Keim der grossartigen Industrie, die seitdem so reichen Gewinn gebracht, umgestaltend auf die Landwirtschaft eingewirkt, ja den landschaftlichen Charakter vieler Gegenden Deutschlands vollständig verändert hat. Eine praktische Gestaltung hat Marggraf seiner Entdeckung nicht gegeben, obwohl er ihre Wichtigkeit für die Landwirtschaft weder verkannt noch je aus den Augen verloren hat. Der Ausführer seines Gedankens war Achard, sein Schüler und sein Nachfolger in der Stelle eines Direktors der physikalischen Klasse der Akademie.

Franz Carl Achard ist am 28. April 1753 zu Berlin geboren als Sohn des auch als Mathematiker bekannten Ober-Justizrats und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften zu Berlin François Achard. Seine Ausbildung genoss er in Berlin vornehmlich unter Marggraf's Leitung. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich, vom Rübenzucker abgesehen, auf viele verschiedene Gegenstände chemischer und physikalischer Forschung. Schon frühzeitig wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaft, nach Marggraf's Tode aber zum Director der physikalisch-mathematischen Klasse derselben ernannt. Er starb am 20. April 1821 im Alter von 69 Jahren.

Achard ist nicht nur Begründer der Rübenzucker-Industrie, sondern er hat auch zuerst die Wege gewiesen zu einem rationellen Anbau der Zuckerrübe. Seit 1786 beschäftigte er sich auf seinem Gute Kaulsdorf bei Berlin mit Culturversuchen, die den Zweck hatten, Rüben zu erzielen, wie sie zur Zuckergewinnung am geeignetsten waren, und fuhr damit fort auf der später von ihm in Französisch Buchholz erworbenen Besitzung. Hand in Hand damit gingen Versuche, die richtige Methode zur Gewinnung des Zuckers aus den Rüben aufzufinden. Von dem Ehrgeiz erfüllt, wie er selbst sagte, „aus heisser Liebe für das preussische Vaterland einen neuen Zweig europäischer Industrie zu schaffen,“ hat er zwei Jahrzehnte hindurch, unbeirrt durch Enttäuschung, Missgeschick und Spott für diese Idee gekämpft und gearbeitet und hat ihr sein ganzes Vermögen aufgeopfert. Zu Anfang des Jahres 1799 bewarb er sich durch Immediat-Vorstellung bei Friedrich Wilhelm III. darum, „ihm ein Privilegium exclusivum auf zehn Jahre zu dieser einländischen Zucker-Fabrikation allergnädigst zu bewilligen und ihn durch Schenkung eines Gutes von hinreichendem Umfang, dessen Boden sich für den Rübenbau qualificire, in den Stand zu setzen, diese Enterprise auszuführen“. Das erbetene Privilegium ist ihm zwar mit Rücksicht auf die bestehenden Zuckerraffinerien nicht erteilt worden, doch hat seitdem die Regierung seinen Bestrebungen ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Eine königliche Belohnung für den Fall der Bestätigung seiner Erfindung wurde ihm

verheissen und ausserdem das General-Direktorium durch Kabinetsordre beauftragt, die Richtigkeit seiner Angaben und die Ausführbarkeit der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben genau zu prüfen. Diese Kommission, bestehend aus den Geheimen Finanzräten Gerhard, Borgstade, von Schütz, Eichmann und dem Obersanitätsrat Klaproth hat dann zwei Jahre hintereinander auf Grund der von ihm in Berlin angestellten Versuche sein Verfahren geprüft und ist zu einem für ihn günstigen Ergebnis gelangt. Eine weitere Unterstützung ward ihm dadurch zu teil, dass er durch einen vom Könige ihm gewährten Vorschuss von 50,000 Thalern in Stand gesetzt wurde, das im Wohlauer Kreis der Provinz Schlesien belegene Gut Cunern zu erwerben. Auf einer dort von ihm erbauten Fabrik hat er seine Versuche fortgesetzt, bis die schweren Kriegszeiten, die über das Vaterland kamen, Missgeschick, Alter und Krankheit seiner praktischen Thätigkeit ein Ende machten. Literarisch thätig geblieben ist er bis zu seinem Tode. Er selbst hat die von ihm geschaffene Industrie nicht mehr erblühen sehen. Erst nach seinem Tode ist die von ihm gestreute Saat aufgegangen und emporgediehen und hat reiche Frucht getragen. Er war ein lauterer Charakter, erfüllt von reinsten Vaterlandsliebe. Erst in neuerer Zeit ist es bekannt geworden, dass ihm von Seiten Englands, das um seinen Kolonial-Zuckerhandel besorgt wurde, zuerst 50,000, darauf 200,000 Thaler geboten worden sind, falls er in einer Schrift erklärte, dass er in den an seine Entdeckung geknüpften Erwartungen sich getäuscht gesehen habe und zu der Ueberzeugung gelangt sei, dass der Rohrzucker nie durch den Rübenzucker ersetzt werden könne. Durch dergleichen Anfechtungen hat er sich nie verleiten lassen, zum Verräther an seiner guten Sache zu werden.

An dem noch heut der K. Akademie der Wissenschaften gehörigen Hause, Dorotheenstrasse 10, in welchem Marggraf und Achard gewirkt haben, sind zwei Büsten und Gedenktafeln aus Bronzeguss am 8. Juni 1892 angebracht worden. Die Ausführung der Büsten hat der Bildhauer Ferdinand Lepcke besorgt; Eigentum und Pflege der schönen Erinnerungszeichen ist von der Akademie übernommen worden. Von einer öffentlichen Enthüllungsfeier ist mit Rücksicht auf den inzwischen erfolgten Tod des ausgezeichneten Chemikers A. W. von Hofmann Abstand genommen worden.

In demselben Hause wirkten noch andere verdienstliche Chemiker als Klaproth, Mitscherlich und der genannte Hofmann. Möchten ähnliche Gedenk- und Erinnerungszeichen an demselben Gebäude recht bald auch diesen Leuchten der Wissenschaft gewidmet werden.

Berlin am Todestage  
A. S. Marggraf's.

Ernst Friedel,  
Ausschussmitglied für die Denkmäler  
Marggraf's und Achard's.

## Zur Erinnerung an die Wanderfahrt nach Brandenburg a. H. am 26. Juni 1892.

Zu Brandenburg der Kurstadt  
Am grünen Havelstrand,  
Erhebt sich eine Berghöh',  
Ein echter Lug ins Land.

Dort baut' einst Kaiser Heinrich,  
An Wehr und Mannen stark,  
Wodurch er schlug die Wenden,  
Die erste Kirch' der Mark. (927)

Dann kehren jene wieder,  
Zerstör'n das Heiligtum,  
Errichten dort den Tempel  
Zu ihres »Triglaff« Ruhm. (um 1100)

Pribislaus und Petrusa,  
Das Wend'sche Fürstenhaus  
Bekehr'n sich bald zu Christen,  
Bau'n neu das Gotteshaus. (1130)

Sie weih'ns »Jungfrau Maria«  
Der Himmlischen zu Dank.  
Es stand dort sechs Jahrhundert  
Bis es in Trümmer sank. (1722)

Heut' ragt an dieser Stelle  
Ein Ruhmes-Tempel auf:  
Geweih't Churmärk'schen Helden,  
Die fiel'n im Siegeslauf.

Viel Kunstgebilde schmücken  
Dies Denkmal, stolz und stark,  
Erzählen die Geschichte  
Vom Werden uns'rer Mark.

Ringsum sind als Trophäen  
Kanonen aufgestellt,  
Die man als Siegesbeute  
Heimbrachte aus dem Feld.

In einem dieser Rohre,  
»Strassburg« sein Namenslaut,  
Hat eine flinke »Meise«  
Ihr Nestchen angebaut.

Und man hört leis es zwitschern,  
 Durch das Metall hindurch;  
 Es klang ein Liebeswerben:  
 Heil! Heil! Mark Brandenburg!

Giebt's wohl ein schön'res Sinnbild  
 Zu »Friede sei mit euch«?  
 Er bleib' noch lang' erhalten  
 Dem ganzen Deutschen Reich

W. Liebenow.

## Eingänge für die Bibliothek.

### A. Bücher.

#### 1. Geschenke.

Vom Herrn Verfasser.

- 1) Bolle, Dr. Carl, Ruthea, eine neue Umbelliferen-Gattung, Berlin 1862.
- 2) Derselbe, Ein Wort zu Gunsten des dendrologischen Gartens, Berlin 1877.
- 3) Derselbe, Die Rosskastanie, ihr Ursprung und ihre Einbürgerung bei uns, Berlin 1880.
- 4) Derselbe, Zur Variabilität der Eiche in der Mark, Berlin 1889.
- 5) Derselbe, Wann erscheint die Weymouths-Kiefer zuerst in Europa? Berlin 1890.
- 6) Derselbe, Die jährliche Chrysanthemum-Ausstellung im Vaterland dieser Blume. Aus dem Französischen übersetzt, Berlin 1891.
- 7) Derselbe, Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel, Berlin 1891.
- 8) Derselbe, Ein Baumgärtchen unter der Erde, Berlin 1892.
- 9) Derselbe, Die Epheuschlucht im neuen Victoria-Park, Berlin 1892.
- 10) Derselbe, Namens-Verzeichnis der kleinen überseeischen Vögel, welche jetzt auf dem Wege des Handels nach Deutschland gelangen, Dessau o. J.

Von Hrn. Guido Touchy.

- 1) Appert, B., Voyage en Prusse, Berlin 1845.
- 2) Meyer, Ferd., Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten, 3 Bde., Berlin 1875/77.
- 3) Schillmann, Rich., Bilder aus der Geschichte der märkischen Heimat, 1 Bändchen, Berlin 1883.
- 4) Roller, Heinr., Humoristische Erinnerungen aus dem alten Berlin, Neu Ruppin 1884.
- 5) Langenscheidt, G., Naturgeschichte des Berliners. Zugleich ein Spaziergang durch das alte Berlin von 1739, Berlin 1878.
- 6) Schwebel, Oskar, Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380, Minden i. W. o. J.

- 7) Heinrichs, Dr. Aug., Kaiser Friedrich-Reden, Berlin 1890.
- 8) Schmidt, Ferd., Moses Mendelssohn, Kreuznach o. J.
- 9) Sat, S., Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts, 1. Teil, Berlin o. J.
- 10) Berliner Neudrucke, 1. Serie, Band 1—4, enthaltend:  
     Friedr. Nicolai's kleyner feyner Almanach,  
     Nic. Peucker's Wolklingende Paucke,  
     Drei Singspiele Christ. Reuter's,  
     Musen und Grazien in der Mark (Gedichte von F. W. A. Schmidt),  
     herausgegeben von Georg Ellinger und Ludw. Geiger, Berlin 1888/89.
- 11) Les Pseaumes de David en vers, Berlin 1740.
- 12) Berlin und seine Landpartien, Berlin o. J.
- 13) Satzungen des Sachsen-Vereins zu Berlin.
- 14) Satzungen des Erk'schen Männer-Gesang-Vereins zu Berlin.
- 15) Berliner Adressbuch für das Jahr 1890.

Von Hrn. Gerichtsschöppe **Levi**.

Angelus, M. Andr., Annales Marchiae Brandenburgicae, Frankfurt a. O. 1598.

Von Hrn. Lieutenant **Schmidt**.

- 1) Nicolai, Friedr., Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam, 3 Bde., Berlin 1786.
- 2) Mila, W., Berlin oder Geschichte des Ursprungs, der allmählichen Entwicklung und des jetzigen Zustandes dieser Hauptstadt, Berlin und Stettin 1829.
- 3) Fidicin, E., Die Gründung Berlins, Berlin 1840.
- 4) Derselbe, Berlin historisch und topographisch. Mit Karte, Berlin 1843.
- 5) Bachmann, J. F., Die Luisenstadt. Versuch einer Geschichte derselben und ihrer Kirche. Mit 4 Plänen, Berlin 1838.
- 6) Streckfuss, Ad., Berlin seit 500 Jahren, Berlin o. J.
- 7) Muret, Dr. Ed., Geschichte der französischen Colonie in Brandenburg-Preussen, Berlin 1885.
- 8) Memoiren der Königlich Preussischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Grossen, Berlin 1887.
- 9) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II., 1. und 2. Samml., Berlin 1786.
- 10) Eylert, R. Fr., Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm III., Magdeburg 1844.
- 11) Voss, Gräfin Marie Sophie, 69 Jahre am Preussischen Hofe, Leipzig 1887.
- 12) Revolutions-Almanach von 1795, Göttingen.
- 13) Das Berliner Rathaus. Denkschrift zur Grundsteinlegung, Berlin 1861.
- 14) Die Stadtverordneten zu Berlin an ihre Mitbürger über die Verwaltung ihrer Communal-Angelegenheiten, O. O. 1817.
- 15) Jung, Georg, Der Magistrat von Berlin. Seine Begriffe von Ehre, sein Mut, sein Verstand, Leipzig 1848.
- 16) Hopf, A., Meine Ausweisung von Berlin nach Charlottenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Verfolgungen, Berlin 1851.

- 17) Der Leuchtturm, Wochenschrift, redigirt von Ernst Keil, mit dem illustrierten Beiblatt „Die Deutsche Reichs-Bremse“ nebst Fortsetzung „Die Wartburg“ mit Beiblatt „Spitzkugeln“, Jahrgang 1850, Leipzig.
- 18) Brandt, Dr. L., Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie nebst Verzeichnis der verbotenen Druckschriften und Vereine, Berlin 1882.
- 19) Wyzewa, T. de, Die Sozialistische Bewegung in Europa und ihre Träger, übersetzt von Dr. Hans Altona, Braunschweig 1892.
- 20) Zimmermann, C. W., Die Diebe in Berlin oder Darstellung ihres Entstehens, ihrer Organisation, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Gewohnheiten und ihrer Sprache, Berlin 1847.
- 21) Leben und Thaten Jakob Paul Freiherrn von Gundling, eines höchst seltsamen Mannes, Berlin 1795.
- 22) Neisse, G., Der Minister-Präsident Otto Theodor Freiherr von Manteuffel wie er ist, Berlin 1854.
- 23) Kessler, G. W., Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludw. Heims, Leipzig 1846.
- 24) Funck, Z., Aus dem Leben zweier Schauspieler: Aug. Wilh. Ifflands und Ludw. Devrients, Leipzig 1838.
- 25) Schulte vom Brühl, Die Ebernburg (Deutsche Schlösser und Burgen, Heft 3), Leipzig o. J.
- 26) Müller, Dr. Herm. Alex., Die Museen und Kunstwerke Deutschlands, 2 Bde., Leipzig 1857.
- 27) Demmin, Aug., Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Leipzig 1886.
- 28) Deutsche Bauzeitung, herausgegeben von Mitgliedern des Architekten-Vereins zu Berlin, Jahrg. 1869, No. 15—18, 20—23, 25—30 u. 34—41,
- 29) Der „Bär“, Berlinisch-Märkischer Kalender für das Jahr 1891.
- 30) Protokolle der General-Versammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine zu Sigmaringen 1891, Berlin 1892.
- 31) Jahrbücher des Vereins für Feuer-Bestattung zu Berlin für 1881 und 1882.
- 32) Revidirtes Statut der Schützen-Gilde der Haupt- und Residenzstadt Berlin.
- 33) Offizier-Adressbuch von Berlin und Umgegend für 1889.
- 34) Adress-Kalender für die Königl. Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam sowie für Charlottenburg. Redigirt im Bureau des Königl. Ministeriums des Innern. 176. und 177. Jahrgang, Berlin 1890 und 1891.
- 35) Schröder, E. H., Porträt-Katalog berühmter Musiker, Dichter, Schauspieler, Componisten, Virtuosen, Sänger, Schriftsteller u. s. w., Berlin 1889.
- 36) Laverrenz, V. und Brandt, Gust., Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz, Berlin 1892.

## 2. Tausch-Exemplare.

Oberhessischer Geschichts-Verein in Giessen.  
Mitteilungen, Neue Folge, 3 Bd., ausgegeben Mitte Februar 1892.

Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen  
zu Darmstadt.  
Quartalblätter — Jahrgang 1891, No. 1–4.

Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte zu Kiel.  
Mitteilungen, Heft 1–4 und 6–9, 1877–1891.

## B. Flugblätter-, Bilder- und Karten-Sammlung.

### Geschenke.

Von Hrn. Guido Touchy.

- 1) Die Marmor-Gruppen auf der Schlossbrücke in Berlin. 17 Tafeln mit Text, Berlin 1857.
- 2) Panorama von Berlin vom Dome aus. Gez. v. Hintze, gest. v. Schulin.
- 3) Straube, Jul., Plan der Umgegend von Berlin.
- 4) Die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1879. Gedenkblatt gez. von Adalbert Müller, geätzt von Otto Below.
- 5) Der Einzug der Deutschen in Paris am 1. März 1871. Gez. von Kaiser, lith. von Hartwich.
- 6) Ein Sonntagsnachmittag in Bagamayo. Hugo Horn.

Von Hrn. Lieutenant Schmidt.

- 1) Ansichten von Berlin, Potsdam, Charlottenburg und der Pfaueninsel. 32 Blatt. Gez. von Calau, Delkeskamp, Laurens und Schinkel, gest. von Laurens, Thiele, Dietrich und Meyer, Berlin 1830.
- 2) Album von Berlin und Potsdam in 32 Original-Ansichten nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Lütke und Fritz Meyer, Berlin 1830.
- 3) Kadettenhaus in Berlin. Gez. von Gaertner, lith. von Lütke.
- 4) Lehrgebäude und Spielplatz des Kadettenhauses in Berlin. Gez. von Gaertner, lith. v. Haun.
- 5) Prospekt des neuen Königl. Schlosses zu Berlin, wie dasselbe gegen dem Parade-Platz und der Schloss-Freyheit sich praesentirt, Schleuen fec.
- 6) Prospekt des neuen Königl. Prinz Heinrichs-Palais zu Berlin, dem Opernhause gegenüber. J. D. Schleuen exc.
- 7) Die kurfürstlichen Residenzstädte Berlin und Cölln im Jahre 1648. Holzschnitt nach Casp. Merian.
- 8) Passage du Chateau à la Ville neuve avec l'Arsenal etc. Holzschnitt.
- 9) Das Berliner Opernhaus und seine Umgebungen. Gez. von L. Wolf, gest. von J. B. Hössel.
- 10) Altar-Gemälde der Marien-Kirche zu Berlin (Christus in Gethsemane). Gest. von B. Rode.
- 11) Gräfin von Lichtenau. Porträt gest. von Sintzenich.
- 12) G. E. Lessing. Phot. nach dem Tischbein'schen Gemälde in der Königl. National-Galerie zu Berlin.
- 13) Sammlung von amtlichen Bekanntmachungen, Plakaten, Flugblättern und Karikaturen aus den Jahren 1848/49. 30 Blatt.



## Husitisches.

Von Dr. Max Goerlitzer ist kürzlich der 2. Teil der interessanten Abhandlung: „Der husitische Einfall in die Mark im Jahre 1432 und die „Husitenschlacht“ bei Bernau“ als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Luisenschule in Berlin, Ostern 1892 erschienen. — Im Programm von 1891 hat G. den Versuch des Nachweises unternommen, dass die Husiten bei ihrem Zuge nach der Mark im Jahre 1432, der bisherigen Annahme entgegen, sich auf dem rechten Oderufer abwärts bewegt haben müssen.

„Als die mehrfach wiederholten Sturmzüge der Husiten von den wackeren Bernauer Bürgern heldenmütig zurückgeschlagen waren, gaben die ersteren jeden weiteren Versuch auf. So scheinen denn die Husiten unverzüglich, wahrscheinlich noch am selben Tage, den Rückzug angetreten zu haben. Wahrscheinlich nahmen sie dabei sogar ihre Verwundeten mit sich, denn an eine Verfolgung konnten die Bernauer unmöglich denken.“ Von einer eigentlichen Schlacht am Mittwoch, den 23. April 1432 (Sello gebe willkürlich Dienstag, den 22. an) könne keine Rede sein. Die Abhandlung geht überhaupt mit Sello's Aufsatz: „Die Einfälle der Husiten in die Mark und ihre Darstellung in der märkischen Geschichtsschreibung“ (Zeitschrift für preuss. Geschichte und Landeskunde 1882) scharf in's Gericht und bemüht sich, ihm zahllose Unrichtigkeiten und Willkür nachzuweisen. Da Sello eine besonders streitbar angelegte Natur ist und die Ecclesia militans in der Historiographie zu vertreten liebt, wird er eine Antwort auf diese Angriffe mutmasslich nicht schuldig bleiben.

Es sei mir gestattet, hierbei auf den Hus-Kultus hinzuweisen, der in der alten Konzilsstadt, in welcher ich einmal wieder ein paar Tage verweilen darf, von czechischer Seite getrieben wird. Die doch vorwiegend streng katholische Bevölkerung zeigt sich diesem „ketzerischen“, beiläufig sich auch etwas deutschfeindlich zuspitzenden Kultus gegenüber ungemein verständlich und tolerant.

Das Haus in der Husen-Strasse, in welchem der böhmische Vorreformer gefangen wurde, ist mit einer czechischen Inschrift ausgezeichnet. Tritt man durch das Schnetzthor von aussen in die Paulus-Gasse, die jetzt in „Husen-Gasse“ umgetauft ist, so erblickt man gleich links die Herberge des böhmischen Märtyrers. Diesem zum Hohn hat man im Jahre 1416 sein nach links blickendes Brustbild in Relief eingemauert und darunter in gotischen Buchstaben folgende Spottverse gesetzt:

We mir armen tropf

Hier nahm man mich beim schopf

Hierher ich entrunnen war

Bin doch nit kommen durch die g'far.

Rechts davon haben Czechen ein nach rechts blickendes bronzenes Relief-Brustbild des Glaubenszeugen angebracht und daneben, links in czechischer,

rechts in deutscher Sprache gesetzt: „Herberge des Böhmisches Reformators Magister Johann Hus im Jahre 1414.“ Unter dem Medaillon-Relief steht: „Gewidmet von seinen Landsleuten.“ Der Magistrat von Konstanz hat die czechische Schreibweise Hus (statt Huss) angenommen. Als Schreibweise des Ortsnamens ist jetzt Konstanz (für Constanz) amtlich, auch reichspostalisches eingeführt.

Auf dem Brühl bei Konstanz erhebt sich über der Stelle, wo Hus und Hieronymus verbrannt wurden, ein Denkmal, der „Husen-Stein“ genannt, ein mächtiger, länglicher Geschiebeblock\*) aus der Umgegend, mit Gletscherschliff und folgenden eingemeisselten Inschriften, auf der Nordseite: „Johannes Hus † 6. (14.) Juli 1415“; auf der Südseite: „Hieronymus von Prag † 30. Mai (7. Juni) 1416“; auf der schmalen Westseite: „Geholt von Hegne, errichtet 6. Oktober 1862.“ Hegne liegt am Untersee gegenüber der Insel Reichenau im Badischen, nordwestlich von Konstanz.

Wegweiser in czechischer Sprache erleichtern den Landsleuten des Hus den Weg nach seiner Richtstätte. Der Husen-Stein ist mit Immergrün und Epheu geschmückt. Das Gitter ist absichtlich in so weiter Entfernung aufgestellt, dass man nicht mit der Hand in die Pflanzung hineinlangen kann. Es hat auch keine Thür und ist so hoch, dass es ohne Leiter nicht überklettert werden kann. Ohne diese Vorsichtsmaßnahmen würden die Pflanzen sicherlich als Andenken bald abgerupft und vollständig verwüstet werden. Trotzdem findet man fast stets czechische Visitenkarten von Besuchern auf dem Grün innerhalb des Gitters mit der Schrift nach oben liegen. Dieselben müssen mit grosser Ausdauer und Geschicklichkeit hineinpraktiziert werden.

Im Schloss Gottlieben, welches westlich nahe Konstanz liegt, in gräflichem Besitz sich befindet und neuerdings prächtig ausgebaut ist, wird der Kerker gezeigt, in welchem die beiden Glaubenszeugen in harter Haft gehalten wurden.

Das Gericht und die Verurteilung fand in dem damals noch romanisch stilisierten und im Beginn des 16. Jahrhunderts umgebauten Konstanzer Dom statt. Dort ist auch im Wesentlichen das Kostnitzer Konzil abgehalten worden; es ist daher ein nicht zu billigender wissenschaftlicher Bauernfang, wenn an dem 1388 erbauten Kaufhause angeschrieben steht, es sei dies der Konzilssaal. Jeder Fremde muss glauben, es sei dort das weltberühmte Konzil abgehalten und das Todesurteil des Johann Hus gesprochen worden, während in dem allerdings an sich ganz merkwürdigen Kaufhause im Verlaufe der Kirchen-Versammlung von 1414—1418 nur zeitweilig das Kardinals-Konklave stattfand.

Der um das Rosgarten-Museum in Konstanz so hoch verdiente Ludwig Leiner hat wiederholt, aber wie es scheint, vergeblich auf diese Verschleierung der geschichtlichen Wahrheit aufmerksam gemacht.

Konstanz, im Juni 1892.

Ernst Friedel.

\*) Vergl. meine Anmerkungen Bd. III S. 501 und 502 No. 3—5 zu meiner Ausgabe von Klöden's „Die Quitzow's und ihre Zeit. Berlin 1890. Aus Versehen steht dort S. 502 Zeile 22 „schwächerer“ statt „mächtiger“ Geschiebeblock.

## Bücherbesprechungen.

**Jentzsch, Prof. Dr. Alfred:** Führer durch die Geologischen Sammlungen des Provinzialmuseums der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg bearbeitet vom Direktor . . . . Mit 75 Textabbildungen und zwei Tabellen, enthaltend eine Uebersicht der Geologie Ost- und Westpreussens. Königsberg in Pr. 1892. In Komm. bei Wilh. Koch. — 104 S. gr. 8. — Nicht ein Katalog der sämtlich mit Zetteln versehenen Objekte, sondern ein Leitfaden durch die ungeheure Masse der gesammelten Gegenstände wird von kundigster Feder dem gebildeten Laien zur Orientirung in dankenswerter Weise dargeboten. Es ist nur zu hoffen, dass ähnliche Führer, wo geologische Provinzialsammlungen existieren, recht bald erscheinen mögen. Angenehm und dem lehrhaften Charakter, welcher dergleichen Provinzialmuseen nach der volkstümlichen Seite hin durchaus eigen sein muss, vollkommen entsprechend, wird überall die praktische Verwendung der geologischen Vorkommnisse gezeigt. Dass dem Bernstein, diesem für Ostpreussen so besonders charakteristischem Fossil, eine ausnehmend sorgfältige Darstellung gewidmet wird, versteht sich von selbst. Auch für die Ordnung und Darstellung geologischer Sammlungen in der Provinz Brandenburg kann Jentzsch's Führer in mancher Hinsicht vorbildlich sein. F.

**Conwentz, H.:** Die Eibe in Westpreussen, ein aussterbender Waldbaum. Mit 2 Tafeln. (Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen. Herausg. von der Provinzial-Kommission zur Verwaltung der Westpreussischen Provinzial-Museen. Heft III. Danzig. Komm.-Verlag von Th. Bertling. 1892. VII + 67 S. fol. *Taxus baccata* ist in botanischer wie vorgeschichtlicher und geschichtlicher Beziehung einer der merkwürdigsten Bäume, in der Wildnis, auch in der Provinz Brandenburg, überall im Rückgange. Die feuchten Waldreviere, die ihm zusagen, werden mehr und mehr ausgetrocknet und gelichtet, so dass es ihm an natürlichem, zur Verbreitung und Erhaltung geeignetem Lande zu fehlen beginnt. Im Mittelalter wurde die Eibe als Bogenholz geschätzt und sind daher ganze Bestände für diesen Zweck fortgeschnitten worden. Wo Pferdeweiden sind, hat man ihn zu vernichten gesucht, weil seine von diesen Tieren gefressenen Triebe schädlich wirken. In der Provinz Brandenburg ist er aus denselben Gründen — auch weil man die Zweige von je her zu Todtenkränzen verwendet hat — wild äusserst selten geworden. Als vielleicht der älteste, jedenfalls ehrwürdigste aller brandenburgischen *Taxus* gilt die grössere der zwei Eiben im Herrenhaus-Garten zu Berlin. Dieser *Taxus* ist der älteste lebende Berliner, sein Alter wird auf 800 bis 1000 Jahr geschätzt und es scheint als gehöre er bereits der Zeit vor der Gründung unserer Reichshauptstadt an. Trotzdem ist an ein Verschwinden der Eiben nirgends zu denken, denn sie sind als Zierpflanzen in Parks und Gärten sehr beliebt. Bei solcher Gelegenheit

pflanzt er sich durch abfallende oder von Vögeln verschleppte Früchte (so im Berliner Tiergarten) also gewissermassen verwildernd, hier und da, aber, wie es scheint, im Ganzen doch recht selten, freiwillig fort. Es wäre zu wünschen, dass die übrigen preussischen Provinzen mit ähnlichen ausführlichen kulturgeschichtlichen Monographien von *Taxus baccata* bedacht würden. Die Conwentz'sche Monographie ist in jeder Beziehung vortrefflich gelungen.

E. Friedel.

Zweiter Verwaltungs - Bericht des Königlichen Polizei-Präsidiums von Berlin für die Jahre 1881—1890. Berlin 1892. W. Moeser, Hofbuchhandlung. VIII + 473 S. Fol. Mit Plänen.

Nachdem i. J. 1882 ein analoger Bericht für die Jahre 1871—1880 erschienen, wird uns jetzt in gleichumfassender und sorgsamer Weise die auf Veranlassung des Herrn Polizei-Präsidenten Freiherrn von Richthofen erschienene Fortsetzung dargeboten. Dieselbe enthält für die Heimatkunde der Reichshauptstadt eine wahre Fundgrube von verlässlichem und anregendem Material und ergänzt auf das Glücklichste die Verwaltungsberichte des Magistrats, welche auf Anregung des kürzlich leider zurückgetretenen Herrn Bürgermeisters Geheimen Regierungsrat Duncker und unter dessen besonderer Aufsicht veröffentlicht worden sind.

Der polizeiliche Verwaltungsbericht sagt im Vorwort zu seinem ersten Teile: „Es ist dies insofern als ein glückliches Zusammentreffen zu erachten, als diese Berichte sich mehrfach ergänzen und beide zusammen den berufenen Kreisen einen Ueberblick der städtischen und polizeilichen Verwaltung des grossen Gemeinwesens geben, der in mehrfacher Beziehung lehrreich ist und wohl geeignet sein dürfte, ein richtiges anschauliches Gesamtbild dieser beiden grossartigen Verwaltungen zu bieten.“

Dieser treffende Ausspruch gilt auch für die Veröffentlichungen der beiden Behörden.

Eine angenehme Zugabe bilden die farbigen Grundrisse des neuen riesigen Polizeipalastes am Alexanderplatz.

Unsere Gesellschaft wird gewiss noch vielfach Gelegenheit nehmen, auf das schätzbare Werk unserer Polizeiverwaltung zurückzukommen und begrüsst dasselbe mit aufrichtigem Danke.

E. Friedel.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hält ihre diesjährige (23.) allgemeine Versammlung in Ulm vom 1. bis 3. August ab. Dr. G. Leube, Apotheker, für den Ortsausschuss in der alten Donauveste, erteilt bereitwilligst Auskunft. Wir laden unsere Mitglieder zur Beteiligung bei der Versammlung hierdurch dringend ein.

Berlin, im Juli 1892.

Vorstand der Gesellschaft für Heimatkunde der  
Provinz Brandenburg.

**Märkische Sesshaftigkeit.** In Schmöckwitz bei Berlin wurde vor einigen Wochen ein Dienstknecht aufgefordert, sich zu einer Tagfahrt in Tempelhof zu stellen. Tempelhof ist von Schmöckwitz etwa 3 Meilen Chausseewegs entfernt, auch von dort bekanntlich leicht mit der Eisenbahn zu erreichen. Gleichwohl erklärte der zwanzigjährige, keineswegs schwachsinnige junge Mann, er werde den Weg nicht finden und könne ihn auch nicht finden, da er noch niemals in seinem Leben aus seinem Dorf hinausgekommen sei. Es blieb schliesslich Nichts übrig, als dem Manne für den Hin- und Rückweg von Amtswegen einen Begleiter mitzugeben. Also geschehen vor der Bannmeile Berlins im Jahre des Heils 1892.

Ernst Friedel.

## Briefkasten.

(Anonyme Anfragen bleiben unberücksichtigt.)

**Herrn St. V. W. G.** Vom „Moabiter Berg“ sind noch Reste im Borsig'schen Garten an der Ecke der Stromstrasse und Alt Moabit nahe der Spree vorhanden. Unter dem dort vorhandenen alten Baum soll der Alte Fritz sich einmal aufgehalten haben, um die Aussicht zu geniessen.

**F. M.** In den germanischen Todtenurnen findet man die ausgeglühten Knochenteile, welche nach der Verbrennung der menschlichen Leichname von deren Gebeinen übrig geblieben und in jenen Gefässen aufbewahrt werden, mitunter in einer gewissen Absicht so zwar geordnet, dass die wenigen Bruchstücke des Schädels zu oberst, die Reste der Beinknochen zu unterst liegen.

**Herrn B. M.** Ob jemals festgestellt worden sei, dass die wendischen oder germanischen Leichenbrandurnen ganz frei von einer Bedeckung, sei es Sand, sei es eine Steinpackung gestanden? — Es ist kein dergleichen Fall bekannt. Die meist durchlässige Beschaffenheit und der selten mit gut passenden Deckeln versehene Verschluss der Todtenurnen, endlich die Zerbrechlichkeit der letztern widersprechen dem Gedanken einer Aufstellung der Bestattungsgefässe ganz im Freien vollständig. Es wird auch bei den germanischen Völkern, wie bei anderen antiken Völkern, als pietätlos gegolten haben, die Gefässe mit den Gebeinresten ihrer Angehörigen unverhüllt und ungeschützt, jeder Unbill der Witterung, den Tieren und rohen Menschen preisgegeben, aufzustellen.

## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

**Wilhelm Wattenbach.** Das 50jährige Doctor-Jubiläum feierte am 20. Juli 1892 unser hochgeschätztes Mitglied Herr Geheime Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Wattenbach. Se. Majestät verlieh dem hochverdienten Gelehrten den Kronenorden II. Klasse, die philosophische Fakultät überreichte das goldene Diplom, Ansprachen hielten als Rector magnificus unser Mitglied Herr Geheime Regierungsrat Dr. Förster, eine Adresse der Königl. Akademie der Wissenschaften überreichten deren ständige Sekretäre Geheime Regierungsrat Dr. Auwers und Professor Dr. Theodor Mommsen. Auch unsere Gesellschaft, Vorstand wie Mitglieder, nehmen herzlichen Anteil an der Erinnerungsfeier, verdanken wir doch Wattenbach mehrere wertvolle Schriften: „Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg aus Handschriften der Königlichen Bibliothek“ (Berlin 1883); „Über Ketzergerichte in Pommern und der Mark Brandenburg“ (Berlin, Januar 1886); „Über die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg“ (Berlin, November 1886); „Über die Secte der Brüder vom freien Geiste. Mit Nachträgen über die Waldenser in der Mark und in Pommern“ (Berlin 1887), alle 4 Abhandlungen in den Sitzungsberichten bzw. in den Abhandlungen der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften hier selbst erschienen.

Unser II. Beisitzer Herr Professor Dr. Carl Euler ist zum Schulrat ernannt; dem stellvertretenden Vorsitzenden unsers Ausschusses Herrn Geheimrat Wilhelm Liebenow ist das Prädikat Professor verliehen worden. — Mitglieder-Verzeichnis, Heft 1 S. 13 lies: Handtmann, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a./E.

Rektor Martin Müschner, einer der besten Kenner des Wendischen, ist am 13. August 1892 in Berlin im 43. Lebensjahre gestorben. Gebürtig aus der Spreewaldgegend und in vollständig sorben-wendischer Umgebung aufgewachsen, war er mit den Sitten, Gebräuchen und Sagen seines Volks

vertraut. Er hat dem Märkischen Museum und dem Verein für die Geschichte Berlins gute Dienste geleistet und war bereit, solche auch der „Brandenburgia“ zu widmen, als ihn der Tod im kräftigsten Mannesalter dahinraffte. —

---

## Bericht über die Wanderfahrt nach dem Tegeler See und der Insel Scharfenberg am 17. August 1892,

geschrieben von Dr. Carl Bolle.

---

Der eben genannte Tag soll nach Versicherung von Wetterkundigen der heisseste dieses durch überaus hohe Temperaturgrade ausgezeichneten Hochsommers gewesen sein. Um so willkommener war er für den geplanten Ausflug, der, Berlin nur auf geringe Entfernung den Rücken wendend, weder körperliche Anstrengung, noch jene oft in die sogenannte Museums-Migräne ausartende geistige Spannung eines allzu kunst- und kuriositätsfreudigen Tagewerks in Aussicht stellte. War es ja doch überdies das erste Mal, dass unser Verein sich gemeinsam maritimen Regungen hingab und, vom Boden des Festlandes abgewandt, nur zu Anfang und Ende des Pilgerns auf staubiger Heerstrasse von Rossen gezogen, entschlossen den Schwanenpfad betrat.

Das Ziel sollte der Tegeler See sein; innerhalb dieses wiederum Scharfenberg, die sogenannte „grosse Insel“, welche, von altersher bei den Berlinern ihrer schönen Aussichtspunkte halber beliebt, im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ausgedehnter, grossentheils exotischer Baumpflanzungen halber zu einigem Ruf gelangt ist.

Wasserduft, Rohrgeflüster, Wellenblinken, kühlende Brisen und Nixengruss, alles dies unter einem Himmel von strahlender, tiefsüdlicher Bläue, das ist die Signatur gewesen, unter welcher sich diese Fahrt vollzogen hat bis zu jenem späten Souper in Martens Gartenlokal, bei dem nochmals die Gaben des feuchten Elements, in Gestalt von grünem Aal und Gänsebraten, eine Hauptrolle spielten. Leider fehlte der Krebs, der erst ganz spärlich im See wieder aufzutreten anfängt.

Mittels dreier Kremser erfolgte etwas vor 3 Uhr Nachmittags von Moabit aus das Eintreffen der etwa funfzig Teilnehmer in Saatwinkel. Es war unter Letzteren zu allgemeiner Freude die Damenwelt zahlreich vertreten. Man bemerkte in der distinguierten Menge Herrn Stadtrat Friedel nebst Gemahlin, Herrn Professor Dr. Euler, den Redakteur

des „Bär“, Herrn R. George, unseren eifrigen Berlinographen Herrn Ferdinand Meyer, die Schriftstellerin Fräulein Weyergang nebst dieser oder jener anderen Berliner Notabilität, hier in einer Gesellschaft sich zeigend, von der jeder Einzelne als den Besten der Bürgerschaft und der Beamtenwelt ebenbürtig zu betrachten war. Vom Kaffeetisch aus erschloss sich den Gästen der nur durch vorliegende Inselbrocken halb verschleierte Ausblick auf den an Naturschönheiten und klassischen Erinnerungen so reichen Tegeler See. Sollte es, wie eine dunkle Sage melden will, wirklich Mitglieder unserer Gesellschaft, ja als Stadtkinder Berlins Geborene gegeben haben, denen diese so viel besuchten Gewässer bisher fremd geblieben wären? Die Überraschung solcher dürfte nicht minder gross gewesen sein als das Wohlgefühl derjenigen, welche, die unendliche Mehrzahl bildend, das Andenken an ein so liebes Landschaftsbild bereits in hundertfacher Erinnerung mitbrachten.

Gleichfalls im Saatwinkel traf rechtzeitig der Besitzer von Scharfenberg, Dr. Carl Bolle, ein, dem die angenehme Aufgabe zugefallen war, in bescheidenster Weise die Honneurs des Tages und des Orts zu machen, sowie das bei ihm vorauszusetzende Maass von Lokalkennntnis den Versammelten zur Verfügung zu stellen. Auf seinen Vorschlag ward beschlossen, sich über die Schranken des Programms hinaus in höhere Breiten zu wagen, damit auch die seltener betretenen Ufer der Ober-Havel sich der Anschauung unserer Wanderlustigen erschlossen.

Zwar war es nicht die zur Zeit wieder vielgenannte Caravele von Palos, wol aber ein gutes und vielleicht bequemerer Holtz'sches Dampfschiff, welches, eigens zu diesem Zweck gemietet, die Gesellschaft nunmehr aufnahm. Nicht oft mag eine Lustfahrt heiterer verlaufen und unter mehr anmutenden Eindrücken vollendet worden sein, als die uns hier beschäftigende. Zuerst enthüllten sich, in glanzvolles Sommergrün wie gebadet, die umbuschten Ufer zweier noch unbesiedelter Eilande. Der Tegeler See ist ja eben ein See der Inseln und der Siebenzahl derer, die ihm schmücken, gehören eben die angeführten, Baumwerder und Maienwerder, als wesentliche Glieder an. Noch lachender taucht nach diesen der Valentin in langgestreckter Gestalt auf. Ihn hat auf Geheiss seines Eigentümers, des Herrn Haberkern, die Bauspekulation zum Gemeingut vieler gemacht. Die Westspitze dieser Insel voller Landhäuser und Häuschen, die traulich aus Baumlaub und Rankengewirr hervorlugen, umschiffend, gelangt man in noch offeneres Wasser. Es ist dies jene imposante Kreuzung dreier gewaltiger Wasserflächen, welche an das nicht unähnliche Bild der Dreigabelung der Dahme-Seen, von der Brücke bei Schmöckwitz aus geschaut, erinnert und mit dieser gerühmten Scenerie der Ober-Spree mehr als wetteifern kann.

Nun ist es die Havel, die in breiten Ästuarien von Norden her sich herabwälvend, hier rechtwinklig auf den Tegeler See stösst und, mit



wenig vermindert Wasser­masse fortströmend, sich anschickt, unter den Mauern von Spandau ihren Schwesterfluss, die Spree, in sich aufzunehmen. Ein Inselchen dieser Havel, der Grosse Wall, nicht mehr dem Tegeler Miniatur-Archipel zuzurechnen, trägt hier seit ganz Kurzem einen Holzbau, Café Helgoland benamset. Man erblickt in der Entfernung die dicht geballten Baumkronen des artilleristischen Experimentalzwecken gewidmeten Eiswerders, der hin und wieder vulkanisch explodierend, die gefurchte Stirn Bellonas in die heitere Friedenslandschaft hineinblicken lässt. Man erblickt ferner den jetzt umgebauten und vergrößerten Salzhof, während des letzten Krieges eine Hauptstation französischer Gefangener; zuletzt die alte Veste Spandau, ominösen Angedenkens, selbst, wie sie mit ihrem reform-historischen Kirchthurm, dem jetzt die Nadel eines zweiten, des der neuerrichteten Garnisonkirche, von gleicher Höhe hinzugefügt worden ist und mit ihrem schätzebergenden Juliusthurm, eigentlich doch weniger drohend daliegt, als ihrem Ruf nach zu erwarten wäre. Ganz hinten, den mittäglichen Horizont stimmungsvoll abschliessend, verdämmert in duftiger Ferne der blaue Hügelzug der Grunewaldforsten.

Alles dies jedoch bleibt uns im Rücken. Wir umsegeln die in zwiefachem Vorsprunge abstürzende Tegeler Spitze. Von da an erstreckt sich nordwärts in fast meilenweiter Ausdehnung eine Uferstrecke, die noch vor wenigen Jahren den ausgesprochensten Charakter eines Ödlandes trug; oft in ihren Kusseldickichten ein zweifelhaftes Asyl freiwillig oder gezwungen Obdachloser. Welche Verwandlung seitdem! Die Tegeler Spitze selbst ist zu einer rasch aufblühenden Colonie von zwar nur wenigen Villen, aber desto zahlreicheren Gasthäusern geworden; sie führt nun den Namen Tegelort. Weit über sie hinaus bevölkert sich schon der Waldrand mit zur Stunde noch isolierten Neubauten. Die grossartigen, wenn auch unschönen Colbergschen Eisschuppen mit danebenstehender Nachbildung eines kleinen Leuchtturms zurücklassend, gewahren wir am Strand Jörsfelde als jüngste, Schlösschen Waldburg und Conradshöhe als schon länger bestehende Siedelungen, von welchen jede wieder, wie ein Kernpunkt, andere Häusergründungen von sich ausstrahlen lässt. Die ausgedehnten, von der Spandauer Heide umrahmten Rustwiesen bleiben links liegen. Es geht an dem altersgrauen Pfahlbau eines Aalwehrs vorüber hinein in immer mehr sich ausbreitende Wasser auf die, bei Sandhausen, die theils kahle, theils fichtengekrönte Hügelkette der Bamberge, ihren letzten Ausläufer, den Schifferberg, weit vorschiebend, trifft. Gegenüber zieht der von den Berliner Botanikern seines Kräuterreichthums halber geschätzte Eichwald der Papenberge sanft geschwungene Wellenlinien.

Wer nie gesehen hat, mit wie einfachen Mitteln unsere märkische Natur ihre besten Wirkungen durch nichts Anderes als Sand, Kiefern,

Rohr und Wasser zu erzielen weiss, der komme hierher. An dieser Stelle wird er es erkennen lernen.

Zwischen zwei Seespiegel gelagert, erscheint nun, einem Interlaken Brandenburgs gleich, das grosse und schöne Dorf Heiligensee, durch seinen Namen an den reichen geistlichen Besitz erinnernd, der vor der Reformation hier bestand. Von dem Nachbarorte Nieder-Neuendorf, einer Gründung des grossen Friedrich, wird dasselbe durch eine Stromenge geschieden, welche hüben eine freundliche Häusergruppe nebst Fährstelle, drüben ein alter, baumreicher Gutsark einfasst. Früher hat dies Neuendorf der Familie von Benningsen gehört, aus welcher die letzte Besitzerin, die Frau Generalin, vor nicht langer Zeit mehr als neunzigjährig ihr Leben beschloss. Rittergutsbesitzer Cohn ist jetzt an ihrer Stelle Eigentümer.

Über diese Dorfschaften hinaus erschliesst sich ein neues Havelbecken, das nördlichste von all den grösseren, welche zwischen Hennigsdorf und Plauen so reizvolle Wasserscenerien darstellen. Seine Ufer zeigen indess weniger gefällige Umrisse, weil nun die Waldhöhen zurückweichen und die Prosa der Ackerfläche ihr Recht behaupten will. Nahe der Ausmündung der Lake, einer tief einschneidenden Bucht voll gigantischer Rohr- und Binsenvegetation, in der ein bei uns mehr und mehr verschwindender Sumpfvogel, die grosse Rohrdommel (*Butaurus stellaris*), noch brütet, machte unser Schiff Kehrt, um den Rückweg zu Thal bis zur Tegeler Spitze auf gleicher Fahrt zu bewerkstelligen. Mit dem Landschaftsbilde schon näher vertraut, blieb den Reisenden volle Musse, jetzt auch der Staffage grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es gleiten die Fischerkähne, Netze werden geworfen; es baden Kinder; es segeln Boote und Schwäne; mit aneinander gefügten Stämmen schwimmen Flösse, vielleicht fernher aus Polen der deutschen Hauptstadt Holz zuführend, vorüber. Wir sehen einen grossen Hund ottergleich die Havel durchschwimmen. Überall am Ufer begegnen uns die gleichsam über Nacht aufgeschossenen Wohnsitze hier frische Luft und etwas Naturgenuss suchender Mitmenschen. Schade, dass in der Mitte von Gleichgestimmten diesmal unser Julius Rodenberg, der liebenswürdige und geistvolle Umwanderer Berlins, fehlte. Hier wäre sein so ausgesprochen humanitärer Blick auf das, was er am liebsten sieht, gefallen: auf in behaglichem Wohlsein sich mehrendes Menschenglück. Hier auch würde ihm, angesichts so lebhaften Strebens nach Landbesitz, eine der tief empfundensten Schöpfungen seiner Phantasie, Klagemanns Grundstück, ver-hundertfacht und dem melancholischen Lichte des Gemeindefriedhofs entrückt, vor die Seele getreten sein.

Zum zweitenmal wird die Ultima Thule der Tegeler Spitze umschifft. Jetzt ist es der vielberufene See selbst, der uns umfängt; zuvörderst jener vordere See, „Baum“ genannt, den nur noch wenig Festland, desto

mehr aber Inselufer umgrenzen. Darauf empfängt uns, einem breiten Strom vergleichbar, der stark befahrene Arm der Tegeler Fahrt, an der entlang Scharfenberg seine langgedehnte Uferlinie zu entwickeln beginnt. Es wartet des Unkundigen hier eine Überraschung wirkungsvollster Art. Wo unfern der Marina grande besagter Örtlichkeit die Strandpartien sich anscheinend vollkommen schliessen wollen und den Seefahrenden sich der Weg zu versperren droht, drängt sich die Wasserstrasse, an dicht umschatteter Häusergruppe vorbei, durch die schmale, vermöge eines Aalwehrs noch stärker beeinträchtigte Pforte der „Scharfenberger Enge“, einerseits von der Insel, andererseits durch eine weit vorspringende Landzunge gebildet. Nur wenige hundert Schritt weiter aber, da verändert sich, wie vom Schlage eines Zauberstabs getroffen, das Bild. Die ungeheure Spiegelfläche des eigentlichen Tegeler See's enthüllt sich, urplötzlich erscheinend, vor unserem Blick.

Ja, hier schwellen die Fluten, schimmern die grüngoldnen Wallungen doch ganz anders, als wir es bisher sahen. Man fühlt heraus, dass zu Zeiten dieser See berechtigt sei, dasselbe von sich zu sagen, was vom Gardasee so schön und poetisch ausgedrückt worden ist:

*Fluctibus et fremitu resonans, Benace, marino.*

Heut jedoch lag sie friedlich und lächelnd um uns her, diese oftmals so zornig sich aufbäumende Seefläche. Noch ein Vorstoss an dem kleinen Lindwerder vorbei, welches der Berliner in die Kategorie der sogenannten Liebesinseln mit einrechnet, hinüber zum Reiher- und zum Hasselwerder, letzterer von dem „schwarzen Baum“, einer enormen Kienfichte, überragt, und bis zur Malchebucht, da bricht angesichts von Dorf Tegel, welches malerisch den *fond du lac* abschliesst, unter unserer Argonautenschaar die Meinung sich Bahn, es sei bei „die Hitze“ und bei dem aus solcher resultierendem Durste, nun hohe Zeit umzukehren und einen gastlichen Port aufzusuchen.

Nichts lag dem Kapitän unserer Barke ferner, als sich einem solchen Plebiscit zu widersetzen. Noch eine Viertelstunde des Schaukelns auf sanftbewegter Wasserbahn, noch ein Blick auf die schlossähnlichen Bauten der jenseits am Ufer aufsteigenden Wasserwerke unserer Stadt und das zweitnächste Ziel des Ausfluges, mehrmals schon gesehen, ist erreicht.

So erfolgte denn zu schon ziemlich vorgeschrittener Stunde die Landung an der Fährstelle von Scharfenberg. Die Schilderung von dem was hier zu sehen und was hier sich zugetragen, möchte ich als zu sehr persönlich dabei beteiligt, gern einem Anderen übertragen. Da ich indes selbst den Historiographen davon machen soll und muss, so sei in aller Kürze bemerkt, dass die lieben Gäste hier teils unter schlichtem Dache, teils im Freien mit einer leichten Bewirtung vorlieb nahmen, deren Unvollkommenheit derjenige entschuldigen wird, der weiss, wie

es in einer Garçonswirthschaft zugeht, wo höchstens Flora und eine oder die andere Muse die Hausfrau vertritt. Nur die anhaltende Sonnen-  
glut und deren physiologische Folge, der Durst, konnten hier vielleicht  
im Gemüt der Landenden Milderungsgründe wachrufen und eine den  
Empfang freundlicher beurteilende Stimmung erzeugen. Wieder festen  
Boden unter den Füßen zu fühlen, das ist für viele dabei sicher die  
angenehmste Empfindung gewesen.

Herr Ferdinand Meyer hatte die Güte mit gewohnter Meister-  
schaft des Vortrags vom Perron des Hauses herab einige Strophen zu  
sprechen, in welchen versucht worden war, der Heimlichkeit des Orts  
und der auf ihm waltenden Lust am Frieden der Natur lyrischen Aus-  
druck zu leihen.

Es erfolgte darauf die Besteigung des eigentlichen scharfen Bergs,  
der die Nordspitze der Insel bildet, dessen absolute Höhe jedoch, zumal  
in Metern ausgedrückt, das Bedürfnis einer anzulegenden Drahtseilbahn  
kaum rechtfertigen würde, der aber dennoch von seinem, wie die Sage  
geht, einstmals durch Hexen, denen der Blocksberg zu weit war, glatt-  
getanzten Gipfel herab ein Panorama von Land und Wasser sich ent-  
rollen lässt, dem ein gewisser idyllischer Reiz nicht abzusprechen ist.

Auf dieser Anhöhe, steinkreisartig mit erratischen Blöcken umstellt,  
erlaubte sich der „Scharfenberger“ zu den Versammelten, die er als  
liebe und die Stätte ehrende Gäste begrüßte, in schlicht improvisierter  
Rede zu sprechen von seinen Absichten und Plänen, die ihm der Besitz  
des Orts eingeflößt, von manchen Erlebnissen einer 25jährigen Ver-  
gangenheit. Etwas reicher an Interesse mochte das gewesen sein, was  
über die Scharfenberger Prähistorie und über die gleiche sehr einfache  
Geschichte geäußert ward. Überzeugender als der Redner sprachen  
wohl um ihn her die rauschenden Wipfel, grossenteils von ihm selbst  
gepflanzter Tannen, Eichen und Magnolien, deren riesiger Wuchs auf ein  
höheres Alter, als das ihnen eigene, schliessen lassen konnte.

Auf klassischem Boden, auf altgefestigtem Humboldt'schen Besitz  
hat sich eine Anlage entwickelt, die vorzugsweis unter den Auspizien der  
Baumkunde steht, einer Wissenschaft, der praktisch und theoretisch an  
benachbarter Stätte schon vor hundert Jahren ein Burgsdorf gehuldigt  
hatte. Es legt diese Schöpfung Zeugnis ab einerseits von der warmen  
Liebe zur Natur und Pflanzenwelt, die die Seele ihres Begründers von  
jeher erfüllte, andererseits von jenen zahlreichen, oft unerwarteten Vege-  
tations-Möglichkeiten, welche unser märkischer Himmel und unser mär-  
kischer Boden anzustreben und zu erreichen gestatten. Gepflanzt wurde  
was nur irgend Gedeihen zu versprechen schien. Das Ergebnis war  
ein so günstiges, dass es schon manchem geschienen hat, er trete hier  
in ein fremdes Land oder er habe sich in einen früher einmal geschauten  
Winkel des fernen Südens zurückgeträumt. Andere wieder haben es

anheimelnd empfunden, wie traulich es anspricht, sich von der Elite heimischer Flora, die sonst sich nur weithin zerstreut findet, in geschlossener Nähe rings umgeben zu sehen.

Leider verstattete die vorgerückte Stunde es nicht, über die eigentlichen Gärten hinaus, das Areal der nahe an 100 Morgen grossen Insel, die zwischen den Hufen parkartig bepflanzt ist, in Augenschein zu nehmen. Die zahlreich vorhandenen, in fast allen unser Klima ertragenden Arten dastehenden Coniferen, die durch mehr als vierzig Species repräsentierten Eichen, vielfacher Wuchs von Freiland-Bambusen und Yuccas, etwa auch eine vereinzelt Ceder vom Libanon oder vom Atlas oder eine Gruppe von Cypressen des Mississippi — alles dies fesselte die in den Gängen des Parks verweilenden Garten- und Pflanzenfreunde. Andere werden es dem Hauswirt gedankt haben, dass er ihnen das Anhören eines längeren Kollegs über Botanik ersparte. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte ein noch kerngesunder, mehr als hundertjähriger Apfelbaum, in dessen Schatten, der Überlieferung gemäss, Alexander von Humboldt als Knabe seinen oft besuchten Spielplatz gehabt haben soll.

Urneneunde und Feuersteingeräth, eine Spur von Pfahlresten im Moorboden des Hechtlochs u. a. m. sprechen für die Besiedelung des Orts schon in vorgeschichtlicher Periode. Wie zahlreiche, vom Pflug blossgelegte Topfscherben beweisen, scheint letztere zur Wendenzeit ihren Höhepunkt gehabt zu haben. Entsprach die Lage und Beschaffenheit der Insel ja doch ganz den zugleich friedlichen und ländlichen Neigungen dieses Volkes. Versprengte Glieder der dem Untergange verfallenen Nation mögen hier noch lange nach der Eroberung durch Deutsche Zuflucht gefunden und in verschwiegener Stille gewohnt haben, wo Fischfang und Vogelwild sie nährte. Nach ihnen wuchs aufs Neue wieder der Urwald auf dem sich selbst zurückgegebenen Inselboden in die Höhe. Kolonien von Reiher und Kormoranen horsteten auf den Rieseneichen oder auf den schlangenartig über die Flut sich beugenden Kiefern. Selten anders, als wenn Kriegsnothe zur Flucht in die tiefste Einsamkeit zwangen, betreten Einwohner benachbarter Dörfer den verwünschten Grund. Die wahren zweiten Entdecker Scharfenbergs sind jedenfalls die Berliner Angler gewesen. Deren Sport zu Liebe hat noch in später Zeit mehr als eine Grösse unserer Stadt auf meinem Heuboden genächtigt.

Friedrich der Grosse, auf den man sich beim Geringsten wie beim Grössten aller preussischen Dinge stets zurückverwiesen sieht, hat auch für Scharfenberg Sorge getragen. Angezogen von der ungeheuren Grösse hier wachsender Eichen, bestimmte er das damals noch forstfiskalische Eiland zur Eichenkultur. Ob er später beim Anbau die ihm von einem Mitgliede unseres Vereins in den Mund gelegten Worte: „Lieber Menschen als Bäume“ wirklich gesprochen habe, bleibe dahingestellt.

Sie erinnern stark an jene anderen, bei Urbarmachen des Oderbruchs gefallenen Königsworte: Lieber Menschen als Wildschweine. Eine praktische Anwendung obiger Sentenz auf sein Sanssouci würde übrigens schwerlich nach dem Geschmack des Monarchen gewesen sein.

Im Laufe der Zeit gewannen andere Ansichten hinsichtlich Scharfenbergs die Oberhand über die rein forstlichen. Es waren noch die guten Zeiten unbeschränkter königlicher Freigebigkeit, gnädigst bewilligter Baugelder u. dergl. mehr. König Friedrich schenkte, um sie in Kultur zu bringen, die Insel einem gewissen, aus Schwaben hergezogenen, Eichholtz. Als dieser den von ihm gehegten Erwartungen nicht entsprach, ja den ihm verliehenen Besitz nicht einmal persönlich antreten wollte, wurde sein Eigentum einem Anderen, wie verlautet, gleichfalls einem Süddeutschen, übertragen. Es war dies ein Mann Namens Trepplin, von dem verlangt ward, er solle den in der Mark so gut wie erloschenen Hopfenbau wieder erneuern. Diesem Kolonisten wird die Erbauung des alten Scharfenberger Wohnhauses, etwa um 1778, zugeschrieben. Dasselbe hat in längst schadhafte gewordenem Zustande mir selbst noch manches Jahr lang als Obdach gedient.

Von Trepplin ist das Gütchen dann an die später so illustre Familie von Humboldt auf Schloss Tegel übergegangen. Diese hielt daselbst ihr Jungvieh, von zwei Knechten überwacht. Die Kühe und Fersen sollen damals regelmässig über das Haderloch zur Weide nach Baumwerder geschwommen sein. Im Jahre 1825 in andere Hände gelangt, wechselte von nun an Scharfenberg oftmals die Besitzer, bis ich es, nicht, wie behauptet worden ist, am 17. August, sondern faktisch am 7. November 1867 käuflich erstand.

Übernommen ward es von mir in sehr verwahrlostem Zustande. Damals konnte ich mich rühmen, von allen Berliner Hinterwäldlern der hinterste und abgelegenste zu sein und ich gefiel mich in der dem entsprechenden Gemütsstimmung. Das hat sich seitdem recht sehr geändert. Immer indes noch verdient Scharfenberg das Lob einer der stillsten und einer der grünsten Orte im Umkreise Berlins zu sein. Ich aber blicke mit Genugthuung auf das mir grossenteils hier verflossene Vierteljahrhundert zurück. In dieser Einsamkeit habe ich die zufriedensten und wohl auch unabhängigsten Stunden meines späteren Daseins verlebt. Unwandelbare Treue guter Menschen hat mir daselbst, unter oft schwierigen und nicht immer gefahrlosen Umständen, zur Seite gestanden.

Soweit, was in der Eile über Scharfenberg zu berichten war.

Bei einbrechender Dunkelheit verliessen die Pilger, wie es scheint, von dem Erlebten und Gesehenen befriedigt, die nicht ungastliche Insel. Vielleicht haben sie die Überzeugung mit sich über's Wasser genommen, dass Natursinn und echte Liebe zur Heimat und zum Heim immer noch bei den Berlinern eine Stätte finden. Möge dem in alle Zukunft so sein!

Mehrständiges, zwangloses Beisammensein an gut besetzten Tischen vereinigte hierauf die Wandergäste aufs Neue im Saatwinkel. Herr Rat Euler toastete in beredten Worten auf das Gedeihen der „Brandenburgia“ und gedachte dabei freundlich auch des Schreibers dieser Zeilen, den, als bald nach 9 Uhr der Aufbruch zu Wagen erfolgt war, der unter dem Sternenzelt hingleitende Nachen, der Ehre eines solchen Besuches froh, in seine einsame Inselklause zurücktrug.

---

## Der Scharfe Berg.

Von der Prähistorie zur Gegenwart.

(1878.)

---

### I.

Die Zwerge könnten wohnen hier im Düstern  
Sich kauern weich am thymianreichen Hang;  
So heimlich tönt am Strand der Binse Flüstern,  
Aus lausch'gem Dickicht des Piroles Sang;

So steh'n umflochten Hasel, Eich' und Rüstern  
Von wilden Hopfens lieblichem Gerank.  
Nur leis ein Schnauben aus des Otters Nüstern,  
Der furchtsam auftaucht an des Ufers Bank.

Ihr, die hier war't, bevor hier Menschen waren,  
Wie lang' mag's sein, dass ihr die Stätte miedet,  
An der ihr weiletet vor grauen Jahren?

Jetzt, trotz der Stille, würd' euch kaum behagen  
Der Ort, weil allzunah' man Eisen schmiedet;  
Ihr flieht ja vor der Hämmer lautem Schlagen.

### II.

Und dennoch ist's, als ob die Luft erfülle  
Von euch zurückgeblieben leis' ein Hauch,  
Als lab' der Schwäch're sich an dem Gefühle,  
Zuflucht zu leih'n, sei dieser Inseln Brauch,

So froh, entronnen lautem Marktgewühle,  
Begrüsst den Ankömmling des Daches Rauch.  
Pan scheint zu schlummern in des Mittags Schwüle,  
Warum mit ihm nicht ruh'n und träumen auch?

Sind's nicht die scheu der Einsamkeit sich widmen,  
 Wohl wissend, dass sie von besond'rer Art,  
 Die gern sich wiegen in Nirwana's Rythmen,

Und ist nicht Solchen oft der Wunsch gepaart,  
 Dem Vogel Freund zu sein und dem Reptile,  
 Statt laut zu wagen sich an hohe Ziele?

### III.

(1892.)

Die Chronik sagt's von längst entschwundnen Jahren:  
 Wenn Kriegsnot angstvoll lag auf märkschen Auen,  
 Barg unser Landvolk, flüchtend, Kind und Frauen  
 Und Hab und Gut hieher vor den Gefahren.

So einsam hob und mühsam anzufahren  
 Der Scharfe Berg die fichtenschweren Brauen  
 Aus Urbusch, Rohrhorst und der Nebel Grauen;  
 Nicht leicht war's für den Feind, ihn zu gewahren.

Jetzt spült die Flut an friedlichen Gestaden,  
 Auf die vergnügt nur Freundesaugen schauen,  
 Der Tausende sich furchtlos anvertrauen.

Zur Sommerlust nur wollen sie uns laden,  
 Wenn wir, entrückt grossstädtischem Getümmel,  
 Doch Lichtschein glüh'n sehn an Berlins Nachthimmel.

Carl Bolle.

## Bücherbesprechung.

**Märkische Heimat.** Geschichtliche und landschaftliche Bilder aus der Mark Brandenburg. Ein Volksbuch für die Jugend von Bernhard Thurn, Lehrer in Berlin, Verlag von Max Breitkreutz, br. Mk. 1,50, eleg. geb. Mk. 2,50.

Die schlichte Sprache sowie der unterhaltende und belehrende Inhalt machen es zu einem wahren Volksbuch. Für die Berliner Jugend ist es wohl in erster Linie geschrieben, und dieser ist es ja leicht gemacht, schnell aus dem Häusermeere hinauszukommen in die frische Gottesnatur. Und hier ist das Büchlein der Führer, es zeigt, wo die Wälder der Mark noch in unberührter Schönheit prangen oder wo die Natur in den Dienst der Menschheit gestellt ist. Auf der anderen Seite aber thun wir Blicke in die Kämpfe und Nöte einer vergangenen Zeit, einer Zeit, in welcher mühsam aber ununterbrochen die Bausteine gehäuft wurden zu dem stolzen Gebäude unseres



Vaterlandes. Aus jeder Zeile fast strömt dem Leser etwas entgegen von der Liebe des Verfassers zu seiner Heimat, und dieser warme Ton wird ihm Freunde verschaffen, nicht bloß unter der Jugend, sondern auch unter den Erwachsenen. Zache.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Modernster Aberglaube.** In dem Hause Berlin NW., Alt-Moabit No. 121, Ecke Paulstrasse, ist ein Bank- und Wechsel-Geschäft im Jahre 1891 eröffnet worden. Um der Kundschaft Glück zu verheissen, ist auf der Eingangsschwelle ein neues elegantes Hufeisen mit schönen Messingnägeln befestigt, die Öffnung nach Aussen. Die Kunden sollen also wohl das Glück hineinbringen.

Der Hufeisen-Aberglaube ist in Berlin (wie in anderen Städten Deutschlands) noch ausserordentlich verbreitet. Das Hufeisen muss eigentlich, um Glück zu bringen, gefunden sein. Findet man zwei, so bringt man es zu einem Pferd, findet man vier, so bekommt man Pferd und Wagen. Diejenigen, welche das Hufeisen so annageln, dass die Rundung nach Aussen ist, es also umgekehrt, wie jener Wechsler, machen, wollen den Teufel, den das Volk sich mit einem beschlagenen Pferdefuss vorstellt, moderner ausgedrückt: überhaupt das Unglück von ihrer Wohnung abhalten. Selbst Teile von Hufeisen sieht man vor Berliner Wohnungen stets auf der Thürschwelle angenagelt. Der Eingangs geschilderte Fall dürfte in seiner Art zu Berlin allein dastehen. Ernst Friedel.

**Angenageltes Falschgeld.** Vor der deutschen Münzeinigung liefen unter den mannigfaltigen alten und neuen Geldstücken auch verrufene oder gefälschte Münzen in Berlin vielfach um. Die Kaufleute, denen dergleichen angehängt war, pflegten das Falschgeld auf dem Laden- oder Zahlstisch anzunageln.

Das Märkische Museum besitzt durch die Güte des früheren Kassirers der Borsig-Werke hierselbst, des Herrn Albert Sommerfeldt, eine Menge solcher falscher, in jenem weltberühmten Fabrikgeschäft angehaltener und angenagelt gewesener Münzen. Seit Einführung der Reichswährung ist das Abschieben und Einschmuggeln unwertiger Geldstücke selbstredend erschwert, dennoch kommen auch jetzt noch falsche Geldstücke, namentlich Markstücke, mehr als angenehm im Handel vor und ist die Sitte, diese ärgerlichen Falschmünzen aufzunageln, noch immer in vielen Geschäften Berlins Sitte. Auch hier läuft abergläubische Vorstellung mit unter.

Ernst Friedel.

**Die Wassernuss.** Das Märkische Provinzial-Museum, Berlin C., Breitestrasse 20a, bittet, ihm Fundstellen der Wassernuss (*Trapa natans* L.), einer in botanischer wie geschichtlicher Beziehung merkwürdigen Pflanze,

die im Aussterben begriffen ist, namhaft zu machen. Es handelt sich dabei sowohl um Fundstellen, wo die Wassernuss noch lebend, wie um solche, wo sie fossil, z. B. im Torf, vorkommt. Auch die Angabe ausserdeutscher Vorkommnisse ist sehr erwünscht.

Ernst Friedel.

Gegen Bücherdiebe. Als ich auf dem Friedrich Werderschen Gymnasium von 1846 bis 1856 die Schulbank drückte, war es sehr verbreitete Sitte, in die Bücher auf der Innenseite der Deckel Verwünschungsverse gegen das Entwenden der Bücher zu schreiben. Ich entsinne mich, selbst in mehrere meiner Bücher folgende altüberlieferten Zeilen geschrieben zu haben:

Dieses Büchlein ist mir lieb,  
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb,  
Wenn er hängt, so ist mir's recht,  
Er sei Herr oder Knecht.

Ist diese Sitte unter der heutigen Schülerschaft noch verbreitet?

Einen längeren derartigen Diebessegen führt unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, II. 1892 S. 85, an.

Ernst Friedel.

Die letzte der Moabiter Gondeln. Früher war es ein Hauptvergnügen der Berliner, von den Zelten an der Spree aus nach dem erst seit 1860 in Berlin einverleibten Stadttheil Moabit zu fahren und, sei es an der Moabiter Brücke, sei es noch weiter stromabwärts, zu landen, um eins der Lokale zu besuchen, „wo Familien Kaffee kochen“, wo es sehr gemütlich, mitunter aber auch sehr laut zuzing, nach einem geflügelten Berliner Witzwort „grüne Aale und Gurkensalat“ aber auch „Keilerei und Gartenvergnügen“ gab. Auf den Gondeln pflegte ein Leierkastenmann zu sein und die Überfahrenden mit Drehorgelmusik und Gesang zu erfreuen. Bei Tage pflegten die neuesten Mordthaten besungen zu werden, des Abends wurden sentimentale Liebeslieder vorgetragen. Im Anfang der achtziger Jahre ist diese Moabitische Eigentümlichkeit zu Grunde gegangen; der Dampferverkehr auf der Spree gefährdete die nicht mit Peetzen geruderten, sondern mit Stangen oder „Rudeln“ (für „Rudern“) gemächlich gestossenen Gondeln, der Anlegestellen und kleinen Gartenlokale an der Spree wurden immer weniger, und die bequemen, billigen Strassenbahnen nach Moabit, sowie die Neigung, weiter ins Freie hinaus zu ziehen, thaten das Übrige, um das edle Moabiter Gondelvergnügen ganz einschlafen zu lassen. Anfänglich lagen noch ein paar Gondeln mit ihren bemoosten Häuptern am Zelt No. 1, dann weiter stromabwärts in dem „Die Wulwelanke“ genannten Altwasser der Spree und an der Janickeschen Werft, welche jetzt zwecks Verbreiterung der Kirchstrasse hart an der Moabiter Brücke vom Magistrat angekauft worden. Alle diese Fahrzeuge, meist mit grimmigen, beturbanten Türkenköpfen oder holdselig lächelnden Jungfräuköpfen, wie mit einem Gallion, am Vordersteven ausgestatteten Gondeln sind längst strompolizeilich als Wracke kondemniert, zusammengeslagen worden und den Weg allen Brennholzes gewandelt. Nur im Besitz der Schiffbauer Jordanschen Erben an der Spree unterhalb der Gotzkowsky-Brücke hat sich noch eine solche Gondel erhalten. Es war ein

lößlicher Gedanke unseres Mitgliedes, Bildhauers Karl Schütz, anzuregen, dass die letzte der Moabiter Gondeln, diese Trophäe, Ruine und Reliquie berlinischer Schiffsbaukunst, nachdem sie mit Mühe wieder gehörig dichtgebaut und schwimmtüchtig gemacht worden war, in Grünau auf der Wendischen Spree zu dem Erinnerungsfest mittels eines Dampfers hingeschleppt wurde und im vollen Staat paradierte, welches am 3. Juli 1892 zu Ehren des berühmten alten Berliner Schwimm-Vaters, des seligen Generals von Pfuel, veranstaltet worden ist. Die Jordanschen Erben haben sich die Benutzung dieses alten Gondelkastens rund mit 50 Mk., wenn wir recht berichtet sind, vergütigen lassen. Es ist vielleicht das letzte Mal gewesen, dass diese ehrwürdige Schwimmerin, die letzte der grossen archenähnlichen Berliner Gondeln, eine weitere Fahrt unternommen hat.

Ernst Friedel.

Zur Erinnerung an Ernst von Pfuel. In diesem Sommer werden es 75 Jahre, dass eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten Berlins, der General von Pfuel, als erster Lehrmeister der heutigen Schwimm-Methode die nach ihm benannte Schwimmanstalt innerhalb unserer Reichshauptstadt an der Oberspree hinter der damaligen Pionierkaserne begründete. Pfuel ist 1781 in Berlin geboren und hat ein bewegtes militärisches Leben geführt. 1806 machte er den unglücklichen Feldzug mit, ging 1809 in österreichische, 1813, anfänglich unter Tettenborn, in russische, dann wieder in preussische Dienste. 1815 finden wir ihn in Paris als Kommandanten, nach den Unruhen in Neuenburg 1831 dort als Gouverneur. In diesem Ländchen blieb er mehrere Jahre, machte sich durch Leutseligkeit beliebt, und noch jetzt prangt sein Bildnis in dem grossen neueröffneten Kantonal-Museum der Stadt Neuchâtel, woselbst ich es am 29. Mai d. J. mit Interesse unter den Bildern der übrigen preussischen Gouverneure betrachten konnte. Bekannt ist die eigentümliche Stellung, welche Pfuel, am 2. März 1848 zum Gouverneur von Berlin ernannt, dort einnahm. Ihm war Blutvergiessen in der Hauptstadt unter den damals obwaltenden kritischen Verhältnissen zuwider. Dagegen wusste er den polnischen Aufruhr in demselben Jahr mit eiserner Faust zu dämpfen. In Berlin ist der Alte mit seinem ehrwürdigen weissen Haupt und seinem freundlichen Wesen bei der Bürgerschaft beliebt geblieben. Was Vater Jahn für das Turnen, hat Pfuel für's Schwimmen gethan. Mit Recht feiert man Pfuel's Gedächtnis als Schwimmvater heute an und in der Dahme bei Grünau.

Berlin, den 3. Juli 1873.

E. Friedel.

Suworow in Berlin 1760. Joh. Gottfried Seume in seiner Abhandlung: „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Russland seit der Thronbesteigung Paul's des Ersten“, 2. Brief, Hempelsche Ausgabe von Seume's Werken, 9. Teil, S. 92, teilt Nachrichten aus dem Leben des berühmten Suworow (geb. 13. Nov. a. St. 1729 in Finnland, † 18. Mai 1800 in Petersburg) mit, von denen die nachfolgende, weil Berlin und Berliner betreffend, für uns von Interesse ist.

„Die zweite Anekdote, Suworow betreffend, ist etwas älter, und ich habe sie aus dem Munde des verstorbenen Hauptmanns von Blankenburg, eines Mannes, der für die Geschichte seiner Zeit viel Wichtiges hätte liefern

können und vielleicht geliefert haben würde, wenn ihn der Tod nicht überholt hätte. Suworow war im siebenjährigen Kriege, wenn ich nicht irre, noch als Major mit den russischen Truppen in Deutschland. Die Kosacken hatten bei dem Berliner Überfalle einen jungen schönen Knaben aus der Residenz mit sich fortgeschleppt, weil sie ihn vermutlich für den Sohn eines vornehmen Mannes gehalten hatten. Der Knabe weinte und konnte die wilden Leute weder verstehen, noch sich ihnen verständlich machen. Suworow fand ihn bei den Kosacken, sprach freundlich mit ihm und nahm ihn sogleich zu sich und hielt ihn so gut, als er ihn im Felde halten konnte. Der Knabe wusste so eben noch den Namen seiner Mutter zu sagen und die Strasse zu nennen, wo sie wohnte. Während der übrigen Zeit des Feldzuges sprach er ihm Geduld zu; sobald er aber ins Quartier gerückt war, schrieb er aus der Gegend von Königsberg nach Berlin der Wittwe ungefähr folgenden Brief: „Liebes Mütterchen! Ihr kleiner Sohn ist bei mir in Sicherheit. Wenn Sie ihn bei mir lassen wollen, so soll es ihm an nichts fehlen. Ich will für ihn sorgen, und er soll wie mein Sohn sein. Wollen Sie ihn aber zurück haben, so können Sie ihn hier abholen oder mir schreiben, wohin ich ihn schicken soll. Ich bin ganz unschuldig, dass die bösen Kosacken ihn mitgenommen haben.“ Herr von Blankenburg versicherte mich, er habe selbst das Billet gelesen; und es ist schon ganz in dem gutherzigen, etwas barocken Tone des nachmaligen Suworow geschrieben. Es muss der jetzige Feldmarschall sein; denn so viel ich weiss, hat die russische Armee keinen anderen Suworow mehr.“ —

Ist über diese Angelegenheit anderweitig etwas bekannt geworden?  
Insbesondere, was wurde aus dem Knaben? E. Friedel.

## Briefkasten.

(Anonyme Anfragen bleiben unberücksichtigt.)

**Eine Moabiterin.** Sie fragen, ob der Name „Moabit“ in der That von „la terre maudite“ (das verfluchte Land) herkomme, wie Friedrich Nicolai, Fidicin und andere Forscher meinen? — Nein! ist es an sich schon unwahrscheinlich, dass die nach langer schwerer Glaubensverfolgung bei uns gastlich aufgenommenen Vertriebenen (die sogen. Exulanten) ihrer neuen Heimat einen Schimpfnamen angehängt haben sollten; die Stelle Jesaias 16, 13 erklärt zweifellos die Veranlassung des Namens. „Lass meine Verjagten bei dir herbergen; Moab, sei du ihr Schirm vor dem Verstörer: so wird der Treiber ein Ende haben, die Verstörung aufhören, und der Übertreter ablassen im Lande.“ — Dass sogar Herr Pfarrer Dr. Prochnow in der Festschrift „Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der St. Johannis-Gemeinde am 24. Juni 1885, dargebracht vom Gemeinde-Kirchenrat“ dies thörichte und unerquickliche Gerede, das schlechte Spässchen von der „terre maudite“ wiederum aufwärmt und nacherzählt, ist nur ein Beweis von der Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit, welche bei dergleichen in aller Eile

kritiklos zusammengestoppelten Gelegenheitsschriften, nicht selten zu Tage tritt. Es ist das unbestreitbare Verdienst eines Moabiters, des Gymnasialdirektors Dr. Wilhelm Schwartz, unsers hochverehrten Ehrenmitgliedes, auf die einschlägliche Bibelstelle aufmerksam gemacht zu haben. Bei den Herren Kirchenältesten von St. Johannis in Moabit hätte man die gleiche Belesenheit in der Heiligen Schrift erwarten sollen. Vergl. im Übrigen „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ 1885, S. 89, 90 u. 102. „Moabit“ ist ein Ehren-, kein Spottname.

E. Friedel.

F. M. Was Hanover bedeutet? Die gewöhnliche Erklärung des Namens der am hohen Ufer der Leine belegenen Stadt ist die, dass sie eben wegen dieser Lage „Hoan Over“ d. i. Hohen Ufer, zusammengezogen Hanover genannt worden sei.

K. S. „Karnickel-Berg“, soviel als „Kaninchen-Berg“, hiess und heisst noch jetzt eine sandige Erhöhung in Moabit unweit des linken Spreeuferes, welche bei Anlegung der zur Fährstelle führenden jetzigen Kirchstrasse durchbrochen ist. In dem Borsigschen Grundstück Ecke Alt-Moabit und Kirchstrasse hat sich bis jetzt ein Teil dieses Hügels erhalten, in welchem höchst wahrscheinlich, wie in den jetzt abgetragenen Moabiter Spiessbergen an der Stadt- und Ringbahn, noch vor wenigen Jahren wilde Kaninchen hausten.

E. Fr.

Fr. H. B. Das jetzt im Wesentlichen mit Hülfe einer Geldlotterie vollendete Münster zu Ulm ist dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis gewidmet. Der Turm ist der höchste in Deutschland. — Das Wahrzeichen von Ulm ist ein Sperling, welcher, auf der Dachfirst des Münsters sitzend, einen Halm im Schnabel trägt und die Flügel spreitet. Bei den Erneuerungsarbeiten hat man den alten aus Sandstein gefertigten Spatzen fortgenommen und verwahrt ihn vorläufig im Kirchengebäude. Der neue Sperling auf dem Dombach ist aus vergoldeter Bronze gefertigt und hat etwa die Grösse einer Ente. — Die Spezialitäten von Ulm sind: Ulmer Zuckerbrot, ein süssliches, etwas fade schmeckendes, sehr feinhelliges und lange vorhaltendes weisses Brot vom Format des Berliner Königs-kuchen; Ulmer Maserköpfe, Pfeifenköpfe aus gemasertem Holz, für Rauchtoback, neuerdings auch für Cigarren gearbeitet, und Ulmer Doggen, grosse bunte Tiere vom Schlage der Leonberger Hunde, endlich die ziemlich harten grünen Ulmer Spargeln.

#### Zum Eintritt sind angemeldet:

1. Herr Richard George, Redakteur des „Bär“, Schönhauser Allee 141.
2. „ Dr. Traugott Müller, wissenschaftlicher Hilfslehrer in Landsberg a. W., Neue Str. 32 II.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Gesellschafts-Angelegenheiten.

1. Unser Mitglied, Professor Dr. P. Ascherson ist zum Ehrenmitglied ernannt worden; derselbe hat folgendes Dankschreiben an den I. Vorsitzenden, Bürgermeister Zelle, gerichtet:

Berlin, 23. Juli 1892.

W., Bülowstrasse 91.

Hochzuverehrender Herr Bürgermeister!

Gestatten Sie mir, dem Vorstände und Ausschusse der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg für die Wahl zum Ehrenmitgliede dieser Gesellschaft meinen tiefgefühlten, herzlichen Dank abzustatten. Von allen Anerkennungen, die mir für meine Bestrebungen auf dem Gebiete, dessen Erforschung die Gesellschaft sich fügenommen hat, zu teil werden konnten, ist für mich eine so hohe Auszeichnung, wie sie mir von den berufensten Vertretern meiner Vaterstadt und der Heimatprovinz zuerkannt wird, die wertvollste. Wenn ich mir auch sagen muss, dass ich so hohe Ehren nicht verdient habe, werde ich mich doch bestreben, den Erwartungen, welche auf meine weitere Thätigkeit auf diesem Gebiete gehegt werden könnten, nach Kräften zu entsprechen. Auch als Ehrenmitglied, welche Würde ich selbstverständlich, wenn auch als unverdiente Gunst, annehme, hoffe ich in der Lage zu sein, mich möglichst thätig an den Arbeiten der Gesellschaft beteiligen zu können.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster Diener

Dr. Paul Ascherson,

a. o. Professor  
an der Universität.

2. Als Mitglieder werden aufgenommen: die Herren Richard George und Dr. Traugott Müller.

## 3. Zum Eintritt sind angemeldet:

1. Herr Carl Müllenhoff, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Pritzwalkerstr. 6 III, NW.
2. „ Zillessen, Pastor, Schönhauser Allee 141, N.
3. „ Max Ferenczy, Dr., Zeitungs-Correspondent, Weissensee, Königstr. 91.
4. „ Joh. Frenzel, Dr., Professor, Friedrichshagen, Friedrichstrasse 101.
5. „ Buchholz, Postsekretär a. D., Charlottenstr. 74, SW.
6. „ Zacharias, Expedierender Sekretär, Scharnhorststrasse, Invalidenhaus 12.

## Bericht über die 7. (3. ausserordentliche) Sitzung des I. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 14. September 1892, nachmittags**

mit Genehmigung des Ober-Hofmarschall-Amtes Sr. Maj. des Kaisers und Königs  
im Jagdschloss Grunewald.

Der herrliche Herbsttag hatte etwa 120 Teilnehmer, Herren und Damen, Mitglieder und Gäste, zum Rendez-vous-Platz nach Paulsborn herausgelockt, von wo aus der gemeinsame Gang nach dem Schloss angetreten wurde. Auf der hölzernen Veranda des kleinen Schlossgärtchens, zwischen Schloss und See, eröffnete der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, die Versammlung mit einem kurzen Überblick über die geologischen Verhältnisse dieser Gegend. Insbesondere seien viele Stellen der Diluvial-Sandschichten des Grunewaldes durch das häufige Vorkommen der *Paludina diluviana*, als dem Unteren Diluvium zugehörig, gekennzeichnet, wovon im Märkischen Museum seit dem Jahre 1883 zahlreiche Belagstücke meist durch den Vortragenden gesammelt sind. Auch habe die Oberfläche selbst seit einigen hundert Jahren noch beträchtliche Veränderungen erfahren, da sowohl von der Spree von den Nebenarmen in der Gegend der jetzigen Flora zu Charlottenburg, wie von der Havel bei Wannsee aus eine Wasserverbindung mit dem Grunewaldsee bestand, die es ermöglichte, dass die Steine zum Bau dieses Schlosses, wie aus archivalischen Quellen erhellt, zu Wasser herangeschafft werden konnten. Die betreffenden Wasserzüge sind im Laufe der Zeit vertorft und versandet, aber bei genauerer Prüfung an den nach dem Schlachtensee und weiterhin bis zum Wannsee sich hinziehenden Fennen unschwer zu er-

kennen. Es ist anzunehmen, dass die Rüdersdorfer Kalksteine für den Schlossbau vom Wann- und Nikolassee her auf Prahmen angefahren wurden.

Den geschichtlichen Vortrag hatte der I. Schriftwart, Ferd. Meyer, übernommen. Da derselbe durch Unwohlsein behindert war, so wurde das von ihm eingesandte Manuscript durch Herrn Custos Buchholz wie folgt vorgetragen:

### Zur Geschichte des Jagdschlusses Grunewald.

Dreihundert und fünfzig Jahre sind wie verschwindende Schatten fast spurlos vorübergezogen an dem turmartigen Gemäuer des still gewordenen Schösschens im „grünen Wald“. Mit seinen ewig grünen Föhren, dem Laubholz und Eichen sich gesellten, und mit seinen schilfumkränzten Seen bildete derselbe einen Teil jener Urwaldung, die zwischen den einst wendischen Orten Köpenick und Spandau sich ausdehnte.

Kurfürst Joachim II. pflegte als leidenschaftlicher Jäger den Spandauer Forst mit Vorliebe zu durchstreifen; und hier — am breiten, seeumspülten Fusse der Waldhöhe, wo er, der Tradition zufolge, einst zwei kämpfende und mit den Geweihen unlösbar zusammengeratene Hirsche erblickt haben soll — liess er vor nunmehr 350 Jahren den „ersten Stein“ zu dem von Caspar Theiss erbauten Schloss legen. Mit jener Version wird auch das über der Eingangspforte des turmartigen Vorbaues befindliche Sandsteinrelief in Verbindung gebracht, dessen Unterschrift lautet:

„Nach Christi Geburt 1542, unter Regierung des Kaiserthums Carls V., hat der Durchlauchtigste Hochgeborene Fürst und Herr Joachim II., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Oberfeldhauptmann, dies Haus zu bauen angefangen, und den 7. März den ersten Stein gelegt und zum grünen Wald genannt.“

Über dem Relief prangt das kurfürstliche Wappen; die Sonnenuhr im Giebelfelde sieht sich erst seit etwa einhundert Jahren an der Ausübung ihres Berufes durch die riesigen Kronen der sie überschattenden Kastanienbäume verhindert, von denen das dritte Prachtexemplar vor mehreren Jahren dem Sturm zum Opfer fiel.

Jagdschloss Grunewald ist auch um deshalb von nicht zu unterschätzendem Interesse, als es das erste im Stil der deutschen Renaissance errichtete Bauwerk auf märkischem Boden ist. Es veranschaulicht uns ferner (wenngleich nur in kleinem Umfange) den erst später zur Ausführung gelangten Berliner Schlossbau desselben Meisters, mit der gegen den Schlossplatz gewendeten (von Schlüter später umgebauten) stattlichen Fassade.



Auch sein eigenes Heim, Heiligegeistsrasse 10, errichtete Theiss sich nach dem Muster des Jagdschlusses Grunewald; seit einem Jahrzehnt erhebt sich dort ein moderner Prachtbau, geschmückt mit einer Gedächtnistafel. Längst verschwunden auch ist das ihm vom Kurfürsten gewidmete Epitaphium, „links am dritten Pfeiler“ in St. Nicolai; dagegen haben wir die vornehme Erscheinung seiner Gestalt auf dem einst vielumstrittenen Sandstein-Relief rechts an der Hallenwand des turmartigen Vorbaues überkommen. Professor v. Sallet hat auf Grund der Medaillon-Portraits Joachims II. nachgewiesen, dass die mittlere der drei Figuren, welche den mächtigen „Willkomm“ mit der Aufschrift „Theiss, es gilt“ diesem entgegenhält, nicht etwa den Kellermeister (dagegen spricht auch die ehrerbietige Stellung Theiss'), sondern den lebensheiteren jovialen Bauherrn selbst darstellt. Auch der bislang unbekannt gebliebene Conz Buntschuh mit der „kleinen Flasch in der Tasch“ (dessen Profilkopf übrigens eine frappierende Ähnlichkeit mit unserm Altmeister Adolf Menzel verrät) ist durch eine im Geh. Staatsarchiv aufgefundene Urkunde als der zweite Baumeister des Kurfürsten festgestellt worden.

Eine grössere Anzahl von Steinmetzzeichen der hier beim Bau beschäftigt gewesenem Steinmetzen hat unser Mitglied Herr Bildhauer Carl Schütz in Gips abgeformt und dem Märkischen Provinzial-Museum zugewendet. Dort auch befindet sich eine von demselben Künstler in Wachs bossierte Nachbildung jenes Sandstein-Reliefs und des turmartigen Schlossvorbaues.

Unter Kurfürst Johann Georg errichtete der 1578 in dessen Dienste getretene Baumeister Graf Rochus zu Lynar die das Jagdschloss im weiten Viereck umschliessenden Baulichkeiten. Dadurch fand eine Vergrößerung des Hofraumes statt; denn von der rundbogigen Eingangsthür zur seitwärts gelegenen einstigen Kapelle mit ihren hohen, von einer Mittelsäule getragenen Gewölben — die Kapelle wurde später zur Küche umgewandelt — zieht sich unter dem gepflasterten Hofraum das aus mächtigen Eichenstämmen und Feldsteinen gebildete Fundament der ursprünglichen Mauer am Schlosse vorüber.

Bald nach dem Tode Joachims II. kam die Sage von der „weissen Frau“, als Geist der „schönen Giesserin“ Anna Sydow, auf.

Nach dem am 2. Januar 1571 erfolgten Hinscheiden des Fürsten liess Kurfürst Johann Georg die Sydow zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach der Veste Spandau bringen, woselbst sie auch vier Jahre später, am 16. November 1575, im „Gefencknus“ verstarb. So meldet die Cölnische Stadtschreiber-Chronik. Die Sage aber bemächtigte sich des tragischen Endes der unglücklichen Frau in schauerlicherer Weise. An der Wasserseite des Jagdschlusses Grunewald führte eine zweite, schmalere Wendeltreppe ebenfalls bis zu den obersten Gemächern. Der Umstand nun, dass die Eingangspforte zu dieser Treppe früher oder

später vermauert wurde und erst im 2. Stockwerk, wo sie mit breiten Fliesen überdeckt ist, wieder zu Tage tritt, gab Veranlassung zu dem unbegründeten Gerüchte: Anna Sydow sei auf heimlichen Befehl in diesen Raum hinabgestossen und so dem Hungertode preisgegeben worden.

Eine andere Sage von mitternächtigem Spuk knüpft sich an die ehemalige Kapelle, in welcher die aufbewahrten Geräthschaften zu gewisser Zeit im tollen Reigen durcheinander wirbeln sollen.

Nach dem Tode Johann Georges lag das Schloss im „grünen Walde“ vereinsamt. Erst zur Zeit des Grossen Kurfürsten kehrte neues Leben in die verödeten Räume zurück, wiederholte im „grünen Walde“, unter Hörnerklang und Rüdengebell, der scharfe Ritt des „grossen Nimrod“ — wie Nicolaus Peucker seinen fürstlichen Gönner besungen.

Reichhaltig sind die Gegenstände, welche hier an König Friedrich I. und an seinen der Jagd leidenschaftlich ergebenden Nachfolger erinnern. Auch bekundet auf der Turmkuppel die Windfahne mit der Jahreszahl 1706, dass damals am Schlosse bauliche Veränderungen (vielleicht auch die Vermauerung der Wendeltreppe stattgefunden haben.

Bekannt ist Friedrichs des Grossen Missachtung des Weidwerks, das er für ebenso vergnüglich hielt wie — das Schornsteinfegen. Er stellte das Jagdschloss unter die Verwaltung des Jagdzeugmeisters Schenk, desselben, welcher die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Kunersdorf nach Berlin überbringen musste. Nach dessen im Dachknopfe des Lynar'schen Gebäudes niedergelegten Aufzeichnungen wurde 1770 ein Teil des ansehnlichen Jagdzeuges, das bis zur Errichtung der Königlichen Bank auf dem „Jägerhofe“ sich befand, hier untergebracht. In jenem Jahre wurden auch die bereits erwähnten Kastanienbäume vor dem Jagdschloss gepflanzt.

König Friedrich Wilhelm II. und III. verweilten hier nur zeitweise; letzterer liess am Uferende des stillen Sees ein Angelhaus unter dem Laubgrün der hohen Bäume errichten. Blicken wir auf das Jahr 1814 zurück, so wurden in den Räumen dieses Schlosses die zahlreichen patriotischen Blumenspenden niedergelegt, welche die hier passierenden Wagen mit der aus Paris zurückgeführten „Viktoria“ bedeckten.

Im Jahre 1828 wurden dann an Stelle der unter Friedrich Wilhelm I. eingegangenen Parforce-Jagden auf Rothwild, solche auf Wildschwein eingeführt. Am 17. November 1863 fand die Abhaltung der 1000. Parforce-Jagd statt, von denen 273 auf den Grunewald entfielen; und nachdem dann am 8. Februar 1878 mit Abhaltung der 1383. Parforce-Jagd zugleich die Feier des 50jährigen Bestehens derselben im Jagdschloss Grunewald festlich begangen worden, fand die Verlegung derselben nach Jagdschloss „Stern“ statt. So „wächst im Grunewald zu allermeist — eine Wurzel vom preussischen Reitergeist.“

Ausschussmitglied, Custos Buchholz, knüpfte hieran einige Erläuterungen. Die angebliche Sonnenuhr im Giebelfelde kann nur als Ornament in Form eines Uhrzifferblattes betrachtet werden, da ihre Ziffern regelmässig und nicht nach dem Schatten der Sonne gestellt seien. Die bauliche Untersuchung der angeblichen Kapelle habe ergeben, dass sie weder gleichaltrig mit dem Schloss, noch überhaupt jemals als Kapelle angelegt worden sein kann, vielmehr lediglich als ein Feuerungs- und Räucherungs-Raum gedient haben müsse. Die Deutung des Theiss-Reliefs bleibe auch sehr zweifelhaft (die Bedenken des Vortragenden decken sich zum grossen Teil mit den nachfolgend abgedruckten Äusserungen des Professor Dönitz). Über die Einzelheiten der Mär von der Vermauerung der „schönen Giesserin“ bestehe die Lesart, die Kurfürstin Hedwig habe den Augenblick, in welchem die Sydow die Treppe betreten hatte, um in das obere Stockwerk zu gelangen, benutzt, um oben und unten gleichzeitig den Ausgang absperren zu lassen, worauf dann die völlige Einmauerung stattfand. Wie wenig Unterlage solche Volks-sagen oft haben, ergibt der oben erwähnte Bericht von dem Tode der Giesserin in Spandau; zugleich aber auch das Bestehen einer anderen Sage von der vermauerten Treppe, nach welcher dort die Gebeine eines am Hofe Joachims angesehenen Ritters verborgen seien, der dem Zorn Joachims ein Opfer geworden war.

Die Versammlung nahm nun die Einzelheiten innerhalb des Schlosses, dessen Räume mit zahlreichen Hirschgeweihen und anderen Jagdbentestücken, namentlich auch mit Gemälden aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Spiele und Jagdscenen darstellend, ausgestattet sind, in Augenschein und zog sich dann wieder nach dem Restaurant Paulsborn zurück, von wo der Heimweg über Bahnhof Grunewald angetreten wurde.

---

## Das Dreimännerrelief im Jagdschloss Grunewald.

Von W. Dönitz.

---

So oft das Dreimännerrelief im Jagdschloss Grunewald öffentlich besprochen worden ist, hat es Veranlassung zu den verschiedensten Deutungen gegeben, und immer noch hat man sich nicht darüber einigen können, wen die drei Männer vorstellen sollen. Aber es lässt sich auch nicht verkennen, dass die bisherigen Beurteiler manches ausser Acht gelassen haben, was im Relief selber und in den darunter stehenden Versen enthalten ist. Zweck dieser Zeilen ist es nun, auf diese bisher

für nebensächlich gehaltenen Dinge aufmerksam zu machen und darauf hin noch einmal eine Deutung zu versuchen. Vorher aber wird es nötig sein, das Relief noch einmal eingehender zu beschreiben.

Wir sehen vor uns drei Männer, bis zur Hüfte hinab dargestellt. Der mittlere, von kräftigem Körperbau, mit aufgekräpften Hemdsärmeln, sieht aus dem Bilde heraus, ein wenig nach rechts gewandt, (nach links vom Beschauer), und hält mit beiden Händen einen grossen Krug, einen sogenannten Willkomm, auf dem die Worte stehen: „Cas Theys es gilt.“ Zu seiner Linken steht in Seitenansicht ein Mann, der ihm die rechte Hand auf die linke Schulter legt und in der Linken ein kleines Trinkgefäss mit aufgeklapptem Deckel hält. Er ist in der gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung des 16. Jahrhunderts dargestellt. An der linken Seite des Reliefs steht, der Mittelfigur zugewandt, also auch in Seitenansicht, ein dritter Mann mit abwehrend erhobener Linken; die Rechte streckt er gegen den Willkomm aus und berührt, wie es scheint, dessen Fuss mit zwei Fingern. Diese Figur trägt andere Kleidung als die zweite: die Ärmel sind oben gebauscht, am Vorderarm schliessen sie eng an und sind hier gestreift, oder, wie es scheint, geschlitzt. Jedenfalls macht die Kleidung einen vornehmeren Eindruck als die der zweiten Figur. Beide Figuren aber tragen an der Hüfte einen Beutel, und da die eine uns ihre rechte, die andere ihre linke Seite zukehrt, so trägt die eine den Beutel rechts, die andere links. Die beiden Figuren links und in der Mitte haben kräftigen Vollbart, die rechte etwas geringeren Bartwuchs.

Das Relief ist leider so dick mit Ölfarbe übermalt, dass alle Feinheiten, die es möglicherweise noch enthält, verdeckt werden. Das ist besonders wegen der Mittelfigur zu bedauern, von welcher gesagt worden ist, dass sie einen Weinschlauch vor sich habe. Mir schien es nichts weiter als der weit über die Fläche vorstehende Bauch des Mannes zu sein, zu dessen übriger Darstellung ein starker Bauch schon passt.

Unter dem Relief stehen folgende Verse:

Casper Theys was sal die kleine Flas  
Die Concz Buntschug hot in der Tas  
Dieser Wilkum mus zuvor heraus  
Sunst wurt ein solcher Lerman traus.

Diese Unterschrift ergibt ohne weiteres, dass die Figur mit der kleinen Kanne den historisch sonst unbekanntem Kunz Buntschuh darstellt, darüber sind jetzt wohl alle Erklärer einig. In den beiden anderen Figuren will man den Kurfürsten Joachim II. sehen, welcher das Schloss Grunewald erbauen liess, und Casper Theys, welcher es erbaut hat; nur streitet man darüber, welcher von beiden der Kurfürst sei.

v. Sallet nimmt die Mittelfigur für den Kurfürsten, welcher seiner Ansicht nach dem zu seiner Rechten Stehenden den Trinkbecher hinreicht, und dieser soll durch seine Handbewegung sein Erstaunen über die Grösse

des ihm zugemuteten Trunkes ausdrücken. Jedesmal aber, wenn diese Ansicht einem grösseren Kreise von Beschauern vorgetragen wird, stösst sie auf Widerspruch. Man glaubt nicht, dass der Kurfürst in Hemdsärmeln mit seinem Baumeister getrunken habe, und noch viel weniger, dass er sich bildlich gerade so habe darstellen lassen. Man muss hinzufügen, dass der Kurfürst sich niemals würde öffentlich so gezeigt haben, und um eine öffentliche Handlung dreht sich die ganze Darstellung. Das entnehmen wir aus der in den Versen ausgesprochenen Befürchtung: Es möchte sonst ein grosses Lärmen daraus werden. Diese Worte zeigen klar, dass es sich um eine grössere Versammlung handelt, vor welcher ein feierlicher Trunk aus dem Willkomm gethan werden soll.

Wenn also die durch v. Sallet vertretene Ansicht schon der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt, so wird sie aus dem Relief selber direkt widerlegt. Die Mittelfigur reicht nämlich keineswegs den Willkomm der andern hin. Wer mit der künstlerischen Darstellung der Bewegungen des Gebens und Nehmens vertraut ist, sieht sofort, dass die Mittelfigur das Gefäss nicht weggiebt oder weggeben will, sondern nimmt. Man sieht ferner, dass sie das Gefäss auch nicht von dem andern entgegennimmt, denn dann würde dieser andere Bewegungen machen müssen. Die Mittelfigur muss daher den Willkomm wo anders hernehmen, etwa von einem Tische oder von einem Sims herab. Man sehe nur, die linke Hand erfasst den oberen Rand, die rechte ist fest um den Bauch des Gefässes gelegt. So erfasst man einen bauchigen Gegenstand, den man aufhebt oder herunternimmt.

Sehen wir uns nun die dritte Figur näher an. Die linke Hand hat sie bis zur Kopfhöhe erhoben, die Handfläche der Mittelfigur zugekehrt; sie macht also eine abwehrende Bewegung, entsprechend dem Verse: Was soll die kleine Flasch'. Mit der rechten Hand weist sie auf den Humpen, entsprechend dem Verse: Dieser Willkomm muss zuvor heraus. Da ausserdem der Mund dieser Figur ein wenig geöffnet ist, so erscheint es wohl hinreichend erwiesen, dass gerade dieser Figur die Begleitverse in den Mund gelegt werden. Da die Verse sich aber direkt an Casper Theys richten, so muss auch im Relief der Angeredete Casper Theys sein, und das ist die Mittelfigur. Mit einer andern Deutung liesse sich auch die Inschrift auf dem Gefäss nicht in Einklang bringen. Die Worte: „Cas Theys, es gilt“ haben doch sicher nicht auf dem Gefäss gestanden, sondern sind ein erklärender Zusatz, der besagt, dass Casp. Theys den Willkomm leeren soll. Also ist derjenige, welcher ihn in Händen hält, eben Theys. Und das Alles kann man viel einfacher und kürzer ausdrücken, wenn man sagt, dass die Inschrift auf dem Gefäss gerade so viel heissen soll wie: „Dieses hier ist Casper Theys.“

Nun fragt sich's noch, wen stellt der Redende dar? Ferdinand Meyer sieht in ihm den Kurfürsten. Aber das ist doch nur eine Ver-

mutung, die sich nur würde beweisen lassen, wenn der Figur irgend welche Attribute beigegeben wären, welche zweifellos auf den Fürsten deuteten, oder wenn historisch erwiesen wäre, dass er die in Verse gebrachten Worte zu seinem Baumeister gesprochen hätte, oder endlich, wenn sich eine Porträt-Ähnlichkeit nachweisen liesse. Letztere ist nun sicherlich nicht vorhanden, denn die fragliche Figur hat eine ganz auffallend gekrümmte Nase, während die vorhandenen Portraits Joachims II. auf Münzen und Medaillen nichts auffallendes an der Nase erkennen lassen. Ferner fehlt jede historische Nachricht über den im Bilde verewigten Vorgang, so dass die fragliche Aufforderung, den kleinen Becher mit einem grossen zu vertauschen, auch auf einen andern als den Kurfürsten bezogen werden kann. Und schliesslich stempelt die etwas vornehmere Kleidung die dritte Figur auch noch nicht zum Kurfürsten, denn dieser Mann hat einen Zug mit Buntschuh gemein: die Tasche an der Seite.

Durch zeitgenössische bildliche Darstellungen ist beglaubigt, dass zu Anfang des 16. Jahrhunderts solche Taschen von Bürgern und Bauern getragen wurden. Die höheren Stände werden gewöhnlich im Mantel dargestellt, der etwa vorhandene Taschen verdeckt; wahrscheinlich aber trugen sie keine, denn das, was der Bürger hineinsteckte, konnte der Vornehme durch sein Gesinde tragen lassen. Vor allem wird der Kurfürst sich nicht mit einer solchen Tasche beschwert haben.

Noch bliebe zu untersuchen, ob man die Tasche bald an der rechten, bald an der linken Seite trug. Mir ist nichts darüber bekannt. Aber wie die Antwort auch ausfallen möge, der Umstand, dass jeder von Beiden eine Tasche trägt, der eine rechts, der andere links, scheint darauf hinzudeuten, dass beide Männer demselben Stande angehören. Die vornehmere Kleidung des linken Mannes soll ihn vielleicht als eine zum Hofstaate des Kurfürsten gehörige Person bezeichnen. Der Kurfürst ist aber überhaupt nicht im Relief dargestellt, und damit befinde ich mich in Übereinstimmung mit Herrn Kustos Buchholz.

Auf Grund der gegebenen Deutung der Figuren lohnt es sich wohl, den Versuch zu machen, auch die dargestellte Scene zu enträtseln. Dabei haben wir zunächst folgendes in Betracht zu ziehen:

1. Das Relief ist an auffällender Stelle in einem neu erbauten kurfürstlichen Schlosse angebracht worden, also jedenfalls auf Geheiss des Kurfürsten.
2. Es enthält als Hauptfigur den Baumeister, Casper Theys.
3. Der Baumeister wird aufgefordert, den kleinen Trinkbecher mit einem Willkomm zu vertauschen.
4. Aus dem Gefässe soll ein ceremonieller Trunk gethan werden, und zwar vor einer grösseren Gesellschaft, in welcher das kleine Gefäss Anstoss erregen würde.

Das Alles deutet darauf hin, dass es sich um einen Vorgang beim Schlossbau handelt; ein Vorgang, der den Kurfürsten und wohl den ganzen Hof lebhaft interessiert hat. Ernsthafter Natur kann die Sache nicht gewesen sein, da sie sich um das Trinken dreht, vielmehr wird der Vorfall lebhaft belacht worden sein. Wenn das richtig ist, so muss sich das Lächerliche auch in der bildlichen Darstellung vorfinden, und ich sehe es in dem Missverhältnis des kleinen Bechers zu der kräftigen Figur des Theys, der den Eindruck macht, als könnte er einen tüchtigen Zug thun. Wenn er mit diesem kleinen Ding vor die Versammlung trat, so musste jeder glauben, dass er damit nur verdecken wollte, was er für ein kräftiger Trinker sei.

Doch die Sache hat noch eine andere, eine kulturhistorische Seite. Die Verse besagen, dass Buntschuh den Becher in seiner Tasche gehabt habe, und das erinnert uns an die damalige Sitte, sein eigenes Trinkgeschirr mit sich zu führen. Es ist ja bekannt, dass zur damaligen Zeit eine bösartige, ansteckende Krankheit zahlreiche Opfer forderte, und dass man aus Furcht vor Ansteckung nicht aus einem Gefäss trinken mochte, das ein anderer vorher an die Lippen gesetzt hatte. Der Becher aber, den Buntschuh aus der Tasche genommen hat, ist ein solches nur für den Privatgebrauch des Besitzers bestimmtes Gefäss. Wenn also der Baumeister dieses will in der Versammlung kreisen lassen, nachdem er selber den ersten Trunk daraus gethan, so macht er sich lächerlich und verstösst zudem gegen die herrschende Sitte.

Was kann das aber für eine Gelegenheit gewesen sein, bei welcher der Baumeister einen öffentlichen Trunk that? Doch gewiss nichts weiter als das Richtfest. Damit liesse sich auch in Einklang bringen, dass Theys in Hemdsärmeln dargestellt ist. Bei all' solchen Festen wurden immer stehende Gebräuche befolgt, und es lässt sich wohl denken, dass derjenige, welcher den Richtspruch ausbrachte, in Hemdsärmeln erscheinen musste, um anzudeuten, dass er selber an dem Bau mitgearbeitet habe. Vielleicht lassen sich jetzt noch positive Beweise für oder gegen diese Annahme erbringen, mir aber liegt die Frage zu fern, als dass ich mich jetzt damit beschäftigen könnte.

Nach allem nun, was ich bisher gesagt habe, würde die Erklärung des Reliefs kurz folgende sein: Die Mittelfigur ist der Baumeister Casper Theys; zu seiner Linken steht sein Gehülfe, Kunz Buntschuh, zu seiner Rechten ein kurfürstlicher Beamter. Dieser fordert den Baumeister auf, sich mit dem kleinen, nur für den Privatgebrauch bestimmten Becher nicht lächerlich zu machen und Anstoss zu erregen, sondern das Richtfest mit einem Trunk aus dem grossen Willkomm einzuleiten, wie es die Sitte erheischt.

## Der grosse Schwieloch-See in der Nieder-Lausitz und seine Umgebung.

Von Dr. Eduard Zache.

Nur bruchstückweise ist die märkische Landschaft bisher zum Gegenstande einer Darstellung gemacht worden, und noch niemals ist der Versuch unternommen worden, einen grösseren Abschnitt aus derselben im Zusammenhange und seiner Entstehung nach zu beschreiben.

Auf einer physikalischen Karte der Mark Brandenburg fällt jedem sofort das merkwürdige Verhalten der Spree in der Nieder-Lausitz auf. Bis an das südliche Ende des Spreewaldes bewahrt dieselbe ihre Südost-Nordwest-Richtung. Im oberen Spreewald fliesst sie von Ost nach West, im unteren, nördlich von Lübben, biegt sie nach Norden um und hält in dieser Richtung aus bis zum Neuendorfer See; hier macht sie abermals eine Wendung und zwar nach rechts, so dass wiederum bis zum grossen Schwieloch-See ihr Lauf, diesmal allerdings entgegengesetzt, von West nach Ost gerichtet ist. Von dort aus strömt sie bis zum neuen Oder-Spree-Kanal nach Norden. Gegen Osten hin bildet die untere Neisse und die mittlere Oder mit ihren Süd-Nord gerichteten Strombetten die Grenze eines natürlichen Abschnittes.

Den Mittelpunkt dieses Abschnittes nimmt der grosse Schwieloch-See ein. Er ist  $8\frac{1}{2}$  km lang und an der breitesten Stelle bei Zaue  $2\frac{1}{2}$  km breit, er hat eine Oberfläche von 1133 ha. Die mannigfach gebuchteten und geschweiften Uferländer sowie die fast überall ganz flache Böschung lehren, dass er seine Entstehung durchaus nicht dem strömenden Wasser zu verdanken hat, sondern dass hier in der tiefsten Stelle der Landschaft ein natürliches Sammelbecken aller Tage- und Quellwasser entstehen musste.

Hierfür spricht auch die geringe Tiefe, denn er ist nach v. d. Borne nur 20 m tief. Die grösste Tiefe soll in dem südlichen Zipfel vorhanden sein, der eine Art Anhängsel bildet, denn er ist durch eine weit vorgeschobene Landzunge von dem Hauptsee abgetrennt und führt den Namen „Bomme“. In dem mittleren, dem breitesten Teile zwischen Speicherow und Zaue tauchen aus der Wasserfläche einzelne flache Inseln empor, und mehrere Untiefen verraten sich durch das unter dem Wasserspiegel hervorleuchtende Grün von Wasserpflanzen. Das Ackerland erstreckt sich fast überall bis an den Wasserspiegel hinab und es ist schon vorgekommen, dass bei plötzlichem Steigen des Sees die Getreidefelder unter Wasser gesetzt worden sind. Nur an wenigen Punkten erhebt sich das Ufer schärfer und zu einer auffälligen Höhe aus dem Seespiegel



heraus, so bei dem Dorfe Zaue und ihm gegenüber in dem Baben-Berge bei Jessern.

Von allen Seiten fallen grössere oder kleinere Fliesse und Bäche in den See, oder es sind künstliche Abzugsgräben angelegt, welche entfernt liegende Wiesengründe entwässern. Abgesehen von der Spree, welche bei Sawall einmündet, ist das Lieberoser-Flieiss das grösste. Es ist interessant, auf einer grösseren Karte diese Erscheinung genauer zu verfolgen. Auch zwei grössere Seen, welche innerhalb des Kreisbogens der Spree liegen, führen durch einen Bach ihren Abfluss nach Nordosten, so dass er kurz oberhalb der Mündung der Spree in den See in jene mündet. Man kann hier die Beobachtung machen, dass die Fliesse von dem äussersten Südrand des Plateaus herkommen und in den Schwieloch-See strömen z. B. von Biehlen bei Straupitz, und dass nicht ein einziges grösseres zum Spreewald fliesst. Die Wasserscheide zwischen dem grossen Schwieloch-See und der Spree während ihres ganzen Bogens liegt auf dem äussersten Rande; deshalb finden wir hier auch die höchsten Erhebungen, so in dem Straupitzer Weinberg 89 m und in dem Marienberge bei Lübben 110 m und in einer Erhebung bei Pretschen 78 m. Im Inneren erreicht das Terrain durchschnittlich einige 50 m, während der Seespiegel des Schwieloch 42 m hoch liegt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Ausbildung nach Osten zur Neisse und Oder hin, nur dass die Erstreckung eine weitere ist, und dass sich das Gelände zu grösserer Höhe erhebt. Die Wasserscheide läuft hier wenige Kilometer neben dem Plateaurande hin und bildet einen flachen Rücken, der in den Hutbergen bei Fünfeichen und Kobbeln mit 162 m die höchste Erhebung erreicht. In derselben südlichen Richtung streicht die Wasserscheide weiter bis in die Südspitze des Plateaus bei Hornow hinein, wo der Vorsprung neben der Neisse noch 100 m Meereshöhe hat.

Mit dieser breiteren Basis hängt auch eine reichere Ausbildung zusammen. So beherbergt die westliche Abdachung vor allem das herrliche Schlaubenthal, das parallel mit der Wasserscheide verläuft und bei Müllrose endigt, des weiteren aber noch ein System von Seen und Fliesen, das gleichfalls in seiner Hauptstreckung diese Richtung innehält, und endlich fliesst im Grunde die Spree als Abfluss des Schwieloch-Sees nach Norden an Beeskow vorüber.

Ganz entgegen diesem reich gegliederten östlichen Rande ist die südöstliche Ecke zwischen der Spree und der Neisse ausgebildet. Hier fehlt das Fliessende gänzlich; da die Wasserscheide eine breite und sehr coupierte Fläche darstellt, so finden sich zwischen Henzendorf und Bomsdorf zahlreiche grössere und kleinere abflusslose Seen, welche dem Gelände einen wechsellvollen Charakter verleihen. Erst nach dem Rande zu in der grossen Tauernschen Forst wird die Oberfläche eben.

Es ist nun aber doch nötig, dass wir auch einen kurzen Blick auf das linke Spreeufer werfen, um den Abschnitt kennen zu lernen, durch dessen Auftreten die Spree im Neuendorfer See gezwungen wurde nach Osten umzubiegen. Es ist das Plateau von Beeskow-Storkow. In der Höhenlage bleibt dasselbe hinter dem Rücken bei Fünfeichen zurück, denn es werden in der Mitte desselben bei dem Dorfe Herzberg nur 120 m erreicht. In der Ausbildung seiner Oberfläche weicht es von den östlich der Spree gelegenen Partien bedeutend ab, es fehlen hier vollständig jene Rinnen, welche das Gelände in bestimmte Abschnitte teilen; der Boden ist fast eben und nur gegen den Nordrand in den Rauenschen und Duberow-Bergen macht sich eine ausgeprägte Hügelung geltend. Erst nach Westen hin treten mehrere grössere Seen auf, unter ihnen nimmt der Scharmützel-See die erste Stelle ein. Im Gegensatz zum Schwieloch-See tritt bei ihm die Rinnenform in der schönsten Weise hervor. Er ist 10 km lang und 1½ km breit und von sehr wechselnder Tiefe (12 bis 30 m). Er bildet einen scharfen und tiefen Einschnitt in das Terrain, denn überall sind die Ufer steil und heben sich oft mit scharfer Böschung aus dem See heraus. Das östliche Ufer fällt in zwei schmalen Terrassen zum See ab, während das westliche glatt niedersinkt. Im Gegensatz zu der imponierenden Wasserfläche des Schwielochs macht die des Scharmützel einen freundlicheren Eindruck.

Mit dieser oberflächlichen Verteilung des Fliessenden steht die Beschaffenheit des Bodens in engem Zusammenhange. Die nähere Umgebung des grossen Schwieloch-Sees mit ihrer ausgeprägten Rinnenbildung ist daher im wesentlichen sandig. Die kleinen flachen Plateaus sind eingefasst von grünem Wiesengrunde, so dass dem Wanderer sich hier zwischen Feld und Wald und Wiese eine reiche Abwechslung bietet. Nur einmal in der Südostecke in der Nachbarschaft des Städtchens Lieberose erhält die Landschaft während einer kurzen Strecke einen coupierteren Charakter. Das Lieberoser Mühlenfluss besitzt bei dem Bahnhof Jamlitz ein tiefes und enges Thal, das sich erst gegen Lieberose hin so erweitert, dass es in seinem Bette noch einen niedrigen Rücken beherbergen kann, über welchen die Kirche und der Turm des Schlosses freundlich hinüberblicken, sobald der Wanderer von Norden her aus dem Walde austritt.

Erst wenn man sich mehr der Wasserscheide im Osten nähert, wird der Boden besser. Dies gilt namentlich von dem schon charakterisierten Strich in der Umgebung von Henzendorf. Hier tritt der fruchtbare Obere-Geschiebelehm im Zusammenhang auf. In dem malerisch gelegenen Dorfe Henzendorf, das tief im Grunde an einem kleinen See liegt, sind oft die Ställe und Scheunen förmlich in den Geschiebelehm des Bergabhanges hineingebaut. Sobald man aber nach Norden zu sich wieder dem Ursprunge der Schlaube nähert, hört der Lehm auf

und der Sand herrscht wieder; mit diesem verschwindet das Ackerland, und der Kiefernwald tritt auf. In grossartiger Entwicklung zieht er sich als ein ununterbrochenes Band am gesamten Schlaubethal entlang bis Müllrose. Die 20 und mehr Meter hohen Wände des Thales zeigen in den Einschnitten überall in der ganzen Böschung den Sand. Nur gelegentlich sind an vereinzelt Vorsprüngen Reste des Oberen Geschiebelehms erhalten geblieben. Die Feldmark von Kieselwitz, welche bis an die Schlaube heranreicht, ist durchweg Sand, der mit Steinen dicht besät ist, so dass die Vermutung nahe liegt, der Name des Dorfes möge von dieser Erscheinung herrühren. Für diese traurige Nachbarschaft entschädigt indessen die Schlaube reichlich, und es giebt in der Mark kein zweites Thal, das in diesem Massstabe und auf einer so langen Erstreckung ein gleich anmutiges Bild gewährt. Die Sohle des Thales ist breit genug, um neben dem Bache noch Platz für einen Waldweg zu lassen, und hier wölben sich über dem Wanderer breite Buchen und schlanke Erlen, die in dem feuchten Grunde einen reichen Nährboden finden, während zu beiden Seiten die Gehänge mit kräftigen Kiefern bestanden sind, deren rote Stämme ab und zu durch das dunkle Nadellaub hindurchleuchten. Gelegentlich auch ist das Ufer steiler, so dass es kein Holz trägt, alsdann hat der Regen wohl ein breites Stück Boden entblösst und eine tiefe Rinne gerissen, aus welcher der gelbe Sand hervorleuchtet. Östlich neben der Schlaube auf der hohen Wasserscheide bei Fünfeichen tritt der Lehm nur auf isolierten Kuppen auf; derartige Vorkommen werden dann, wenn sie in der Nähe der Dörfer liegen, zur Anlage von Ziegeleien benutzt, welche aber gewöhnlich aus Mangel an Boden bald wieder einzugehen pflegen.

Ganz anders liegen die Bodenverhältnisse auf dem westlichen Ufer der Spree; hier bildet überall zwischen der Spree und dem Scharmützel ein fruchtbarer Lehm die Oberfläche, es finden sich hier stattliche Dörfer, der Wald ist ganz verschwunden, und Weizen und Gerste werden gebaut. Erst nach Norden zum Plateaurande hin finden sich Sand und Kiefer wieder.

Sand und Lehm sind hier wie überall in der norddeutschen Tiefebene die obersten Schichten; ihr Auftreten und ihre Ausbildung rührt her von der Thätigkeit des diluvialen Gletschers. In der Mark lagert das Diluvium auf dem Tertiär, so dass dasselbe das Bett des Gletschers bildete und infolgedessen wohl nicht ohne Einfluss auf denselben gewesen sein kann. In unserem Gebiet begegnen wir an zwei Stellen dem Tertiär im Untergrunde; einmal in dem beschriebenen Teile des Plateaus von Beeskow-Storkow zwischen der Spree und dem Scharmützel-See und sodann am Ostrande des Gebietes etwa in der Höhe von Fürstenfelde. Das grössere von beiden ist das erstere. Am Rande in den Rauen'schen Bergen wird Braunkohle gefördert, während weiter südlich namentlich

an den Ufern des Scharmützel der Septarienthon zur Ziegelfabrikation ausgebeutet wird. In den Aufschlüssen dieser Gruben kann man beobachten, dass der tertiäre Thon völlig horizontal lagert, und dass auch der ihn bedeckende Geschiebelehm ganz regelmässig abgesetzt worden ist. Das zweite Vorkommen ist weniger umfangreich, es bildet nur ein 12 km langes schmales Band am Plateaurande; hier liegt das Tertiär zu Tage und der Betrieb auf der Grube „Präsident“ war früher Tagebau. Genau parallel mit diesem tertiären Streichen läuft die Wasserscheide, das Schlaubethal und die Spreerinne unterhalb des grossen Schwieloch-Sees.

Diese beiden tertiären Erhebungen im Gletscherbette mussten auf das anrückende Inlandeis sicher irgend eine Einwirkung ausüben. Wenn weiter kein Einfluss sich bemerkbar gemacht hätte, so wäre das Eis hier höher zu liegen gekommen als in der Umgebung, und dieselbe wurde dadurch das natürliche Strombett für die Gletscherbäche. Auf dem breiten, flachen Rücken des Tertiärs westlich neben der Spree trat die spülende Thätigkeit der Schmelzwasser nicht in Kraft, und hier ist das Eis wahrscheinlich durch Verdunsten verschwunden, so dass die Moräne vollständig erhalten blieb. Neben der höher gewölbten und schmalen tertiären Kuppe auf der Ostseite musste sich ein weitverzweigtes Rinnensystem entfalten, das dafür aber naturgemäss keine grossartigen Resultate im einzelnen hervorbringen konnte.

Aus der mächtigen Sandanhäufung, wie sie das Schlaubethal zeigt, könnte man wohl noch den weiteren Schluss ziehen, dass der anrückende Gletscher hier vor dem tertiären Hindernis eine zeitlang stationär gewesen sei, und dass, hierdurch die Gletscherbäche Zeit fanden, jene Sandmassen abzulagern, wie es heut zu Tage vor den isländischen Gletschern in den „Sandr“ geschieht.

---

## Taufschüssel von Döberitz, Kreis West-Havelland.

Mitgeteilt vom Märkischen Provinzial-Museum.

(Mit einer Abbildung.)

---

Die Abbildung stellt eine Messingschüssel von 59 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, sowie 9 $\frac{1}{2}$  Pfund Gewicht dar, welche bis jetzt in der Kirche von Döberitz, Kreis West-Havelland, Filiale der Kirche zu Premnitz bei Rathenow, zum Taufen diente und von Herrn Pastor Hülsen zu Premnitz freundlichst dem Märkischen Provinzial-Museum zugesendet worden ist.

Die Messingschüssel ist nach Art der bekannten Lübecker und Nürnberger Schüsseln, welche in der Sitzung der „Brandenburgia“ vom 22. Juni d. J.

besprochen wurden, getrieben. Die Inschriften und Darstellungen, welche durch starke Abnutzung leider sehr gelitten haben, verhalten sich wie folgt:

### I. Die Inschriften.

Auf dem Rande ist von wenig geübter Hand in lateinischen Majuskeln eingraviert:

✻ F-R-Ö-L-E-N-A S-V-T-R-A-N-Z ✻

Ferner die Jahreszahl „1706“ dergestalt, dass die 17 vor, die 06 hinter der vorstehenden Inschrift stehen. Ausserdem ist zwischen den obigen Namen



ein Stempel mit den erhabenen Buchstaben R. S. (vermutlich die Marke des Beckenschlägers) eingepreßt.

### II. Getriebene Verzierungen.

1. In der Mitte, in einem Felde von 18 cm Durchmesser, der Doppeladler mit dem grossen Wappen des österreichischen Kaiserhauses im Herzschild.
2. Im Rande des Schüsselbodens 5mal ein fliehender Hirsch, welchen ein verfolgender Hund in der Seite fasst, dabei ein Eichbaum.
3. Im Schüsselrande dieselbe Darstellung, wie ad 2, jedoch 10mal.

## III. Gebunzte Verzierungen.

Die beiden Felder ad II 2 und 3 sind nach unten von je einem Kranz blättriger Rosetten, nach oben von je einem Rautenkranz abgegrenzt.

## Eingänge für die Bibliothek.

## A. Bücher.

## Geschenke.

## Vom Herrn Verfasser.

1. Krause, Dr. Aurel, Ueber Beyrichien und verwandte Ostracoden in unter-silurischen Geschieben, Berlin 1889.
2. Derselbe, Beitrag zur Kenntniss der Ostracoden-Fauna in silurischen Diluvialgeschieben, Berlin 1891.
3. Derselbe, Neue Ostracoden aus märkischen Silurgeschieben, Berlin 1892.

## Von Herrn Carl Burkhardt.

Ludewig, Joh. Pet., Prof., Einleitung zu dem teutschen Müntzwesen mittler Zeiten nebst einem Anhang verschiedener Ao. 1708 ausgegrabener Hällischer und Magdeburgischer 500jähriger Bracteatorum, Halle 1709.  
Angebunden:

- J. H. Boecleri Collegium Politicae posthumum oder Polit. Discourse von
1. Verbesserung Land und Leuth,
  2. Anrichtung guter Policey,
  3. Erledigung grosser Ausgaben und
  4. Eines jeden Regenten jährlichen Gefäll und Einkommen.
- An das Licht gebracht von M. Wolff-Dietrich Wendeln,  
o. O. u. J.

## Von Herrn Lieutenant Schmidt.

1. Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preussen, Berlin 1807.
2. v. Pöllnitz, Carl Ludwig, Freiherr, Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preussischen Staats, Berlin 1791.
3. Hoffmann, K. Fr. V., Deutschland und seine Bewohner, 4 Bde., Stuttgart 1834/36.
4. Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin, 2 Bde., Berlin 1888.
5. Trinius, August, Von der Spree bis zum Main, Berlin 1887.
6. Kohnt, Dr. Adolf, Am Dünenstrand der Ostsee (Rügen und seine Seebäder), Berlin 1887.

7. Verwaltungs-Bericht des Königl. Polizei-Präsidiums von Berlin für die Jahre 1871—1880, Berlin 1882.
8. Ceremonial-Buch für den Königlich Preussischen Hof. X. Hof-Rang-Reglement, Berlin 1871.
9. Kiesling, Geschichte der Organisation und Bekleidung des Trains der Königlich Preussischen Armee. 1740—1888, Berlin 1889.
10. Die deutsche Marine in ihrer gegenwärtigen Uniformirung, Leipzig o. J.
11. Führer durch den städtischen Central-Vieh- und Schlachthof zu Berlin, Berlin 1888.
12. Führer durch die Sammlungen des Reichs-Post-Museums in Berlin, Berlin 1888.
13. Wegweiser durch die Sammlungen des Königlichen Zeughauses in Berlin, Berlin 1890.
14. Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde zu Berlin. Herausgegeben von der General-Verwaltung, Berlin 1890.
15. Führer durch die Königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der General-Verwaltung, Berlin 1886.
16. Führer durch die Sammlungen des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, Berlin 1889.
17. Jordan, Dr. Max, Katalog der Königlichen National-Galerie zu Berlin, Berlin 1885.

Von Herrn Redacteur **Richard George**.

„Der Bär“, Illustrierte Vaterländische Wochenschrift, Jahrgang XVIII, Berlin 1891/92 in fortlaufender Folge.

Von Herrn **Guido Touchy**.

1. Lowe, M. S., Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Enthält: L. Bendavid, E. F. Klein und F. S. G. Sack, Berlin 1806.
2. Derselbe, Joh. Erich Biesters Bildnis und Selbstbiographie, -Berlin 1806.
3. Bodinus, Dr., Die Tierwelt im zoologischen Garten von Berlin, Berlin 1874.
4. Grieben, Th., Potsdam und Umgebungen, Berlin o. J.
5. Gleditsch, D. Joh. Gottl., Anleitung zu einer vernunftmässigen Erkenntnis der rohen Arzneimittel, Berlin 1767.
6. Heynatz, Joh. Friedr., Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurteilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen, Berlin 1800.

**B. Bilder- und Karten-Sammlung.**

Geschenkt von Herrn **Guido Touchy**.

Situationsplan des zoologischen Gartens bei Berlin.

---

## Kleine Mitteilungen.

Nochmals der Spindlersfelder Bronzefund. S. 28 dieser Zeitschrift bei der ersten Erwähnung dieses merkwürdigen Hinterlegungsfundes steht Zeile 8 von unten versehentlich „Jahrhunderts“, es muss selbstverständlich „Jahrtausends“ heissen, wie dies auch aus dem Schlussabsatz des Spezialberichts S. 38 heisst. In der Sitzung der Berliner Anthropol. Ges. vom Juli d. J. habe ich bei Vorlegung desselben Bronzefundes noch besonders des hörnchenförmigen Geräts No. 18341 gedacht und darauf hingewiesen, wie Herr Schumann zu Löcknitz in Pommern und Dr. Olshausen—Berlin in den Verhandlungen jener Gesellschaft 1890, S. 608 ff. sich über ähnliche „hörnchenförmige Tutuli von stahlgrauer Bronze aus Pommern“ ausgesprochen haben. S. 610 sind vier dergl. Tutuli, zwei, von Camin bezw. von Misdroy, ähneln dem Spindlersfelder auffallend. Herr Olshausen ist geneigt, diese Hörnchen für Glöckchen oder Klappergeräte zu halten. Eine bestimmte Meinung wurde von den Mitgliedern nicht geäussert; sofern Mitglieder der „Brandenburgia“ eine bestimmte Meinung über den Gebrauch dieser seltenen, rätselhaften Geräte sich gebildet haben, werden sie um Mitteilung an das Märkische Museum gebeten.

Berlin, den 4. August 1892.

E. Friedel.

Freye Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag, 1785. — Aus diesem selten gewordenen Buch erwähnen wir drei auf Berlin bezügliche Stellen.

S. 39. Der Hang zur Musik ist vielleicht in keiner Stadt so gross, als in Berlin, und dieses erstreckt sich auch bis auf die niedrigste Klasse des Volks. Eine Menge von Konzerten vereinigen hier beyderley Geschlechter mit einander, die rührenden harmonischen Töne reissen die Seele des Jünglings und Mädchens zu den süssesten Entzückungen dahin, sie schmelzen vor Zärtlichkeit, tausend Empfindungen des Wonnegefühls und der Liebe drängen sich empor, und die Sehnsucht nach Gegenliebe wird heftiger, als jemals. Der Drang nach allen Konzerten ist daher in Berlin sehr gross, es ist selten ein junger Mensch, oder ein junges blühendes Mädchen, das sie nicht mit Vergnügen besuchte. Hier sind aller Augen auf den reizenden Sänger oder Sängerin geheftet, man lobt das schöpferische Talent ihrer Kehle, man bewundert und staunt. Ein jeder schätzt sich glücklich, von ihm angeredet, oder nur bemerkt zu werden.

Die Konzerte, welche in den Kirchen zum Besten der Armen gegeben werden, sind zwar auf der einen Seite sehr löblich, aber auf der andern werden sie auch schändlich gemissbraucht. Die Absicht ist blos, durch die Einnahme derselben, den Unglücklichen zu unterstützen, und dieses gereicht der Menschheit zur Ehre; sie werden auch häufig besucht, und von dem Publikum begünstigt. Sie sind aber leider, (kaum sollte man's glauben) die Gelegenheit zu den grössten Ausschweifungen.



Die leichtsinnige Jugend findet sich hier in zahlreicher Menge ein, durchstreift alle Gänge des Gotteshauses, und macht auf jeden weiblichen Gegenstand, von dem sie glauben, dass er ihre Mühe nicht unbelohnt lässt, förmlich Jagd. Sie vergessen, dass es das Gotteshaus ist, und profaniren diese heilige Stätte durch schändliche Reden und Geberden, die das Auge des wahren Gottesverehrsers auf das anstößigste beleidigen. Wahrlich! es ist etwas schreckliches, dass man die Heiligkeit eines Ortes, der nur der stillen Andacht von tausenden geweiht seyn sollte, zu einem Tempel der Wollust macht.

S. 50. Christmarkt. Hier ist es wie in Leipzig. Man kommt nicht dahin, um die Seltenheit und Schönheit der Waaren, die sich da befinden, zu bewundern; sondern nur um Menschen zu sehen. Des Abends wird er am häufigsten besucht, und da fällt freylich auch jeder Gegenstand besser in die Augen. Tausend Menschen kreutzen hin und her; von allen Seiten wird man gestossen und gedrängt. Eine Menge von Wagen, die hin und herfahren, verursachen, dass man oft seines Lebens nicht sicher ist.

Hier werden Liebesgeschichten zur Reife gebracht, die sonst in keinem Fall statt finden würden. Der dunkle Schleyer der Nacht deckt sorgfältig mit seinen schwarzen Flügeln die Auftritte der Liebe.

Man kauft dem Gegenstand seiner Liebe allerhand unbedeutende Kleinigkeiten, welche zu so einer Zeit oft mehr Eindruck machen, als zu einer andern, Geschenke von Wichtigkeit. Doch herrschen bey dieser Gelegenheit nicht solche Ungezogenheiten, als wie in Leipzig.

S. 51. Lindenpromenade. Diese ist im Sommer sehr angenehm und erquickend, man hat alles angewandt, um diesen Spaziergang bequem zu machen, und die Berliner sind den Männern viel Dank schuldig, die es so weit brachten, worin sie jetzt ist. Schade, dass die schönsten von diesen Bäumen meistens absterben, woran vermutlich der Kalkstaub der neu erbauten Häuser Schuld seyn mag. Man setzt zwar immer junge Bäume an ihre Stellen, aber sie kommen nicht fort, und verdorren, wenn sie eine Zeitlang gestanden haben. Es wäre zu beklagen, wenn diese schöne Promenade eingehen sollte; Berlin würde da eine grosse Annehmlichkeit verlieren, und das Vergnügen der Einwohner würde sehr darunter leiden.

(Mitgeteilt vom Märkischen Provinzial-Museum.)

Tierleben der Provinz Brandenburg. (Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

### I. Schlangen.

1. Von einer Kreuzotter gebissen wurde anfangs der vorigen Woche die 13jährige Tochter eines in Friedrichsberg wohnenden Drechslers, welche mit einer Altersgenossin nach der Wuhlhaide gegangen war. Der linke Fuss der Kleinen, in dem sich die Bisswunde befand, schwoll zusehends an, und das Mädchen musste auf ärztliche Anordnung in ein Krankenhaus gebracht werden. Aus demselben wurde es nun zwar als geheilt entlassen, aber vor einigen Tagen machten sich eigenartige Symptome bei der Patientin be-

merkbar; sie klagte über Lähmung der Augenlider und eigenartiges Prickeln und Stechen im Augapfel, und es währte nicht lange, da war die Sehkraft auf beiden Augen erloschen. Nach ärztlichem Gutachten ist keine Hoffnung auf Wiederherstellung des Augenlichtes vorhanden. Das unglückliche Kind soll nunmehr der kgl. Blindenanstalt überwiesen werden. B. T. 6. 8. 1892.

2. Aus dem Spandauer Stadtwald erzählt der „Anz. f. d. Havelland“ im Januar 1889: Die Kreuzotter, die in unserer städtischen Forst nicht selten ist, verkriecht sich bekanntlich mit dem Eintritt kälterer Witterung, wo sie ein frostfreies Winterquartier, meist in den Höhlungen unter alten Bäumen, aufsucht und dort den Winter in einem ermatteten, aber nicht völlig erstarrten Zustand zubringt. In einem Revier, das besonders reich an Kreuzottern ist, fanden nun vor einiger Zeit mit dem Ausroden von Baumstämmen beschäftigte Forstarbeiter nicht weniger als 34 dieser gefürchteten Giftschlangen, und zwar nicht einzeln, sondern gemeinschaftlich, in einem Falle sogar neun Exemplare unter einem Stamm. Selbstverständlich wurden die gefährlichen Tiere sämtlich getötet.

3. Landeshut (Schlesien), 26. Juli. Schlangenfang. Der Kreuzotternfang im hiesigen Kreise ist trotz Herabsetzung der Prämie von 50 Pf. auf 25 Pf. für das Stück noch immer im Gange, natürlich nicht mehr so schwungreich wie die erste Zeit, denn die giftigen Reptile scheinen doch schon etwas decimirt zu sein. Bis zum letzten Sonnabend waren nach der „Br. Z.“ in diesem Jahre für nahezu 1100 gefangene und getötete Kreuzottern Prämien auf dem hiesigen Landratsamte bezahlt worden. Von diesen 1100 Stück ist für circa 800 Stück bis Ende Mai der bis dahin übliche Preis von 50 Pf. das Stück bezahlt worden; von Liebau wurden innerhalb drei Tagen allein 103 Stück Kreuzottern eingeliefert. B. T. Bl. 29. Juli 1891.

4. Von einer Kreuzotter gebissen. Der unweit des Görlitzer Bahnhofes wohnhafte Tischler L. machte am letzten Sonntage mit seinen Kindern eine Landpartie nach Johannisthal. Nachdem man die hübschen Waldpartien wacker durchstreift hatte, rastete man mitten im Walde. Dicht neben dem einen Knaben raschelt es plötzlich am Boden und man erblickt eine Kreuzotter, welche eiligst entfliehen will. Auf Bitten seiner Kinder fängt nun der Vater mit vieler List und Mühe die Otter ein, und in ein Taschentuch gebunden wird sie voll Freude mit nach Hause genommen. Dort angekommen, weist man ihr den Aufenthalt in einem leeren Bierglase an. Die Frau des Tischlers aber, welche noch niemals eine Otter gesehen haben wollte, nimmt darauf das Glas in die Hand, um auch ihrerseits das Tierchen zu besichtigen. Mochte sie nun mit den Fingern jener zu nahe gekommen sein, oder hatte das rasche Emporheben des Glases die Otter erregt, kurz, dieselbe erhebt sich auf einmal züngelnd weit aus dem Glase heraus. Laut schreiend fährt die Frau zurück, aber leider war es zu spät, und schon fühlte sie mit stechendem Schmerze den Biss des Reptils an ihrem Arme. Bald darauf zeigte sich an der Bissstelle eine äusserst schmerzhaft und heftige Geschwulst, die trotz kalter Umschläge fortwährend zunahm. Auf Zureden mehrerer Hausbewohnerinnen, welche mit einer ganzen Reihe guter Ratschläge

und sogenannter Hausmittelchen schnell herbeigeeilt waren, saugte darauf die Frau die Wunde aus, aber nunmehr schwoll auch die ganze Mundpartie der Ärmsten derartig an, dass diese noch am späten Abend in das Krankenhaus Bethanien überführt werden musste, und ist der Zustand derselben noch zur Zeit ein so bedenklicher, dass Niemand, selbst keiner der Angehörigen, zu ihr gelassen wird. Hoffentlich mahnt dieser Fall unsere Touristen und Sommerfrischler zu mehr Vorsicht. B. T. Bl. 27. 5. 1886.

5. Als Ergänzung Ihrer Wirbeltiere der Provinz Brandenburg teile ich Ihnen mit, dass ich heute ein trächtiges Weibchen von *Coronella austriaca* Laur. erhalten habe, welches gestern bei Ragow, zwischen Müllrose und Beeskow gefangen ist.

Berlin, den 24. Juli 1890.

A. Nehring.

An Herrn Stadtrat Friedel.

6. Mittel gegen Schlangengift. (Mitth. über Landw. Beil. z. Berl. Tageblatt No. 41, 1891, S. 245.) Chromsäure. Unmittelbar auf die Wunde in einer Lösung von 1:100. Wirkung vorzüglich.

## II. Schildkröten.

1. Lenzen a/E. Am 10. September wurde auf dem Elbdeiche oberhalb des Dorfes Lütkenwisch eine lebende Schildkröte gefunden; dieselbe wurde vom Hofbesitzer Theek dem Lehrer Rinelothe für die Schule übergeben, um den Kindern gezeigt zu werden. Havelberger Wochenblatt 16. 9. 1891.

2. Die grosse Schildkrötenschale in der Kirche zu Hönow, Kreis Nieder-Barnim, stammt von *Chelone viridis* Schneider. Näheres darüber werde ich in einem Sonderbericht mitteilen.

Hönow, den 14. August 1892.

E. Friedel.

3. *Cistudo lutaria* Gesner. Ein altes Stück, bei welchem die Schildpattplatten teils bis auf den Knochenpanzer abgenutzt waren, erhielt ich lebend im Herbst 1891 aus Steglitz bei Berlin. Das Tier musste ich dem Fänger wieder zurückgeben, obwohl ich 3 Mark dafür bot; sonst hätte ich es für's Museum erworben.

Die Jungens des Dorfes Lankwitz kennen den Pfiff der Schildkröte ganz genau; ein Beweis, dass sie daselbst noch nicht zu den Seltenheiten gehört.

Zu S. 23 von Friedel's Wirbeltiere der Provinz Brandenburg.

W. Hartwig.

4. *Emys lutaria* Marsili. Am 5. September 1892 wurde von spielenden Kindern in einem Graben bei Lankwitz, dem südlichen Vororte Berlins, eine Sumpf-Schildkröte gefangen und von dem Aquariumbesitzer Herrn Matte mir heut nach meiner Wohnung als dankenswerthes Geschenk für das Märkische Museum überbracht. Das Tier misst mit ausgerecktem Kopf bis zur gestreckten Schwanzspitze 20 cm, gehört also zu den kleineren Stücken aus

der Provinz. Sonderbarer Weise werden nämlich bei uns, worauf ich in meinen „Wirbeltieren der Provinz Brandenburg“ S. 23 (1886) bereits aufmerksam gemacht habe, nur alte und grosse Tiere gefunden. J. H. Schulz, Fauna Marchica, 1845 sagt S. 443: „selbst bei Lankewitz und Tempelhof nahe Berlin haben wir sie gefunden“. Die Fundstelle ist also bereits, so zu sagen, klassisch. Das wohlgenährte Tier scheint ein Männchen zu sein.

Berlin, 7. 9. 1892.

E. Friedel.

Bitte um Angaben von neuen Fundstellen der Wasser-Schildkröte. In meinen „Wirbeltieren“ (Berlin 1885) S. 23 vermerkte ich folgende Fundstellen von *Emys lutaria*:

„Tegeler See bei Berlin, Lankwitz und Tempelhof bei Berlin, Pichelswerder bei Spandau, Havel und Havelseen bei Potsdam, Buckow in der Märkischen Schweiz, Müggelsee bei Friedrichshagen und Rahnsdorf, Dahme bei Grünau, See bei Rheinsberg, Eberswalde, Freienwalde a/O., Liepe a/O., Oderberg i/M. (überhaupt in fast allen Seen des Kreises Angermünde“, Flössermeister Mielentz), Selbelang und Brieselang im Osthavelland, Frankfurt a/O., Bernstein i. d. Neumark, in den Seen bei Lauchstädt und Dolgen, unweit Friedeberg i. d. Neumark. Fossil aus dem alluvialen Süßwassermergel bei Hermsdorf nahe Berlin, im Märkischen Museum.“ —

Hieran schliesse ich folgende nachträgliche Beobachtungen:

Auf den Geleisen der Niederschlesisch-Märkischen Bahn bei Rahnsdorfer Mühle wurde ein grosses Exemplar gefunden.

Fischer Ziekow fing ein sehr grosses Tier mit dem Netz bei Tegelort im Oktober 1887, Mitteil. des Dr. Carl Bolle.

Im Landgraben bei Sorau, siehe Verhandlungen der Berl. Ges. für Anthropologie 1878, S. 313.

Bei Lenzen a/E., vergl. No. 1 dieser Mitteilungen.

In Charlottenhof bei Potsdam war bis in die sechziger Jahre hinein nahe dem Hofgärtnerhause ein Teich, in welchem sich viele grosse und stattliche Wasserschildkröten aus den Potsdamer Gewässern befanden, deren Pflege dem Hofgärtner Nietner oblag. Damit das die Tiere gern fütternde Publikum dieselben besser sähe, waren die Rückenschilder in phantastischer Weise roth und blau bemalt, was den Tieren ein höchst seltsames Aussehen gab. Als die Kronprinzessin Viktoria, jetzige Kaiserin Friedrich, im Neuen Palais ihren Sommeraufenthalt wählte, kamen die durch das plötzlich wuchernde Auftreten der Wasserpest (*Eloдея canadensis*) arg verkrauteten Gewässer der benachbarten Königlichen Gärten in übeln sanitären Geruch, sie wurden meist verschüttet, darunter leider auch der viel und gern besuchte Schildkrötenteich. Seitdem sind die Tiere aus den Hofgärten verschwunden.

Ich schliesse diesen Bericht mit der dringenden Bitte, im Interesse der Tierkunde und unserer „Brandenburgia“ alle bekannt gewordenen, vorstehend nicht erwähnten Fundorte der Schildkröte in der Provinz dem Unterzeichneten oder dem Märkischen Museum mitteilen zu wollen.

Berlin, den 8. September 1892.

Ernst Friedel.

## III. Lurche.

1. Die Fabel von den ewig lebenden Kröten findet sich u. a. bei von der Hagen, Beschreibung der Kalkbrüche bey Rüdersdorf. Berlin 1785, S. 25 mit folgenden Worten: „In einem Rüdersdorfschen Kalksteine soll auch einstmahls eine lebendige Kröte gefunden worden sein.“

Ernst Friedel.

2. In den Rüdersdorfer Kalkbergen wurden beobachtet lebend: *Bufo vulgaris Laurenti*, die gemeine Erdkröte, die veränderliche Kröte *Bufo variabilis Pallas* und als Seltenheit die Knoblauchkröte *Pelobates fuscus Laurenti*. Vergl. meine Mitteil. in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift VII, Berlin 1892, S. 16.

Ernst Friedel.

3. *Pelobates fuscus*. Exemplare der Knoblauchkröte, welche Professor Dr. Alfred Nehring an der zu No. 2 angegebenen Fundstelle erbeutete, sind von ihm, Zwecks Eingewöhnung des seltenen und nützlichen Tieres, im Berliner Tiergarten unweit des Hippodroms lebend ausgesetzt worden.

Mitteilung des Prof. Dr. Nehring.

E. Friedel.

4. Die Feuer-Unke, *Bombinator igneus*, in dem Weiher nahe Finkenkrug im Wald Brieselang bei Spandau, Teste Dr. Erwin Schulze, 1891.

5. *Bufo calamita Laur.* Die Rohrkröte oder Kreuzkröte ist bei Berlin herum, wie ich nach dem Gehör — ich hörte oft ihre Stimme — schliessen darf, vielleicht nicht so selten; doch wollte mir niemals das Fangen glücken. Im September 1891 erhielt ich nun aus dem Keller des Herrn Matte in Lankwitz zwei lebende Stücke. (Dieselben stehen jetzt als Spiritus-Präparate im Märkischen Museum.) Zu S. 20 der „Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“. Bei Küstrin ist das Tier ebenfalls häufig.

W. Hartwig.

6. *Bufo variabilis Pallas*. Die grüne Kröte fand ich vom 10.—12. Juni 1889 bei dem Städtchen Drossen (Kreis Sternberg) häufig und besonders in auffallend grossen Stücken. Zu S. 20 von Friedel's Wirbeltiere der Provinz Brandenburg.

W. Hartwig.

7. *Rana esculenta Laur.* *Ran. escul. typ.* zog ich aus Laich. Den Laich nahm ich aus Johannisthal im Frühjahr 1887 mit nach Hause, um *Apus productus* damit zu füttern. Ein Pärchen liess ich gross wachsen; es wurde so zahm, dass es mir das Futter schliesslich aus der Hand nahm. Das ♂ entwichte mir 1890; das ♀ aber setzte ich am 7. März 1891 in Spiritus. Es war nun fast  $3\frac{3}{4}$  Jahre alt. Für das Märkische Museum ist es wohl von Wert, weil man daran ersehen kann, zu welch' riesiger Grösse unser Wasserfrosch in  $3\frac{3}{4}$  Jahren heranwachsen kann. Wohl kaum dürfte man von einem Museums-Exemplar so genau das Alter angeben können.

Zu S. 19 von Friedel's Wirbeltiere der Provinz Brandenburg.

W. Hartwig.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

1. Unser I. Vorsitzender Herr Bürgermeister Robert Zelle ist von der Stadtverordneten-Versammlung zu Berlin zum Oberbürgermeister erwählt worden.

Die königliche Bestätigung erfolgte alsbald auf ungewöhnliche und deshalb besonders denkwürdige Art durch folgende Depesche.

Oberbürgermeister von Berlin, Herrn Zelle.

Marmor-Palais 1892, 7. 10., 8 Uhr 50 Minuten.

Spreche meinen Glückwunsch zur Wahl aus, die ich um so freudiger bestätige, als ich weiss, wie sehr Ihnen das Wohl meiner Residenzstadt am Herzen liegt. Ich hoffe Sie recht lange an der Stelle zu sehen und mit Ihnen manches schöne Werk zusammen zur Verschönerung Berlins und zu seiner Fortentwicklung durchzuführen. Ihre treuen Gesinnungen gegen mich und mein Haus wohl kennend, bin ich der Ueberzeugung, die Wahl konnte keinen Besseren und Geeigneteren treffen.

Wilhelm, I. R.

Vorstand, Ausschuss und Mitglieder unserer Gesellschaft nehmen an diesem freudigen Ereignis herzlichen Anteil.

2. Als Mitglieder werden aufgenommen: Die Herren Gymnasiallehrer Dr. Karl Müllenhoff, Pastor Zillessen, Professor Dr. Joh. Frenzel, Oberpostsekretär a. D. Buchholz, Expedierender Sekretär Zacharias und die Grossherzogliche Bibliothek in Neustrelitz.

3. Zum Eintritt sind angemeldet:

1. Fräulein Elisabeth Meyer, SW., Anhaltstr. 2.
2. Herr Ende, Geh. Regierungs- und Baurat, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Vize Präsident d. Königl. Akademie d. Künste etc., Wannsee, Villa Ende.
3. „ Richard Schaeffer, Buchhändler, Kurfürstenstrasse 42, III., W.

4. Herr Eduard Bertz, Schriftsteller, Frankfurt a. d. Oder.  
Bergstrasse 52.

**Wohnungsveränderung.**

Fräulein W. Weiergang: Neue Promenade 4, II., C.  
Herr Dr. Traugott Müller, Philippstr. 13a, II., NW.

4. Die Büchersammlung der Gesellschaft, welche im Märkischen Museum Berlin C., Breitestr. 20a, untergebracht ist, kann daselbst werktäglich von 10 bis 2 Uhr benutzt werden. Meldungen bei Herrn Museums-Kustos Buchholz.

**Bericht über die 8. (4. ausserordentliche) Sitzung  
des I. Vereinsjahres**

**Dienstag, den 4. Oktober 1892, mittags 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im Berliner Dom.**

Eine stattliche Versammlung — an ihrer Spitze die beiden Herren Vorsitzenden, Oberbürgermeister Zelle und Stadtrat Friedel — hatte die Sitzplätze vor dem, den Altarraum abschliessenden Bronzegitter eingenommen, in welch' letzterem die zwölf Apostel, nach Peter Vischers Originalen in der St. Selbaldus-Kirche zu Nürnberg von Tieck modellirt, die Verbindung bilden.

Herr Hof- und Domprediger Faber, welcher zwei Tage zuvor die letzte Predigt in diesem Gotteshause gehalten, machte zunächst einige Mitteilungen über die in den oberen Räumen aufgestellten Prunksärge, und verbreitete sich sodann über die Sarkophage in der unteren Fürstengruft.

Im hohen Chor des Kirchenschiffs erhebt sich das prächtige Doppelmonument aus Bronze, welches Kurfürst Joachim I. für seinen am 9. Januar 1499 zu Arneburg verstorbenen Vater Johann (Cicero) hatte fertigen lassen. Es stellt den auf einem Sarkophag im vollen Ornat ruhenden Kurfürsten dar, während die vier Eckträger mit einer starken, auf dem Estrich ruhenden Metallplatte verbunden sind. Letztere zeigt das lebensgrosse Bildnis Joachims I. in halb erhabener Arbeit, und ist schon bei Lebzeiten desselben angefertigt worden.\*)

\*) Nicolai's Angabe, dass Kurfürst Joachim II. dies Grabdenkmal für seinen Grossvater bzw. Vater habe errichten lassen, ist eine irrige. Die Ausführung desselben hatte der berühmte Nürnberger Meister, Peter Vischer kurz vor seinem am 7. Januar 1529 erfolgten Tode überkommen; dessen dritter Sohn Hans (Johannes)

An der nördlichen Seite des Kirchenschiffes stehen die beiden in Zinn gegossenen und zum Teil vergoldeten Prunksärge des Grossen Kurfürsten und seiner zweiten Gemahlin Dorothea. In der westlichen Vorhalle des Hauptportals erheben sich diejenigen König Friedrich I. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte.\*)

In der Fürstengruft sind, längs der Lustgartenseite, 15 der ältesten Zinnsärge aufgestellt, grösstenteils mit einem Kreuz oder Wappen geschmückt und mit kaum noch lesbaren Inschriften versehen. Die Särge Johann Ciceros und Joachim I. fehlen jedoch; sie wurden bei der Ueberführung hierher nicht vorgefunden. Ein halb verfallener Sarkophag in dieser Reihe enthält vermutlich die Gebeine des prachtliebenden Joachim II. Dort ruhen Kurfürst Johann George, seine dritte Gemahlin Elisabeth von Anhalt und seine Schwester Elisabeth Magdalena, Herzogin von Braunschweig, welche das „Haus der Herzogin“ (östlich vom alten Kapellenhofe) bewohnte und sich die Erziehung der 23 Prinzen und Prinzessinnen angelegen sein liess. Dann folgt sein Sohn Joachim Friedrich mit den beiden Gemahlinnen: Katharina und der wegen ihrer Schönheit berühmten Eleonore. Weiter dessen Söhne: Kurfürst Johann Sigismund, August (Domherr zu Strassburg), Albrecht Friedrich Joachim und Markgraf Ernst, Heermeister von Sonnenburg.

Es folgen die Sarkophage der Kurfürstin Elisabeth Charlotte (Gemahlin George Wilhelms) und ihrer Schwester Catharina Sophie von der Pfalz; ferner diejenigen des Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seiner beiden Gemahlinnen Luise Henriette von Oranien (die Begründerin Oranienburgs) und Dorothea von Holstein, nach welcher die Dorotheenstadt den Namen trägt. In der Umgebung des Grossen Kurfürsten stehen auch die Sarkophage seiner Söhne: des im 20. Lebensjahre verstorbenen Kurprinzen Carl Aemil, des ersten Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, Philipp Wilhelm, und des

vollendete jedoch das herrliche Kunstwerk 1530, nach dem von seinem älteren Bruder Peter hergestellten Modell, in der Giesshütte des Vaters. Dort war jedenfalls der Giesser Dietrich aus Burgund beschäftigt, welchem die Ausführung zugeschrieben wird. Joachim II. liess nur mit Aufhebung der Klöster in der Mark, bei Einführung der Reformation, jenes in der Lehniner Klosterkirche aufgestellte Monument nebst den Gebeinen seines Grossvaters und Vaters 1545 nach der von ihm hergerichteten Familiengruft im Dom auf dem Schlossplatz überführen. F. M.

\*) Nach Nicolais Angabe soll der Sarkophag des Königs ebenfalls nach Schlüter's Modell von Jacobi gegossen sein. Jener befand sich aber im Todesjahre Friedrich I. bereits in Petersburg, woselbst er im Mai des folgenden Jahres (1714) verstarb. Das Kunstwerk müsste daher dem Nebenbuhler und Nachfolger des grossen Meisters, Eosander zugeschrieben werden, oder auf Bestimmung des Monarchen gleichzeitig mit dem Sarkophage der 1705 verstorbenen Königin zur Ausführung gelangt sein. F. M.



Markgrafen von Brandenburg, Carl Philipp. Dieser wurde bei Casale wohin er 1695 mit 4 Bataill. brandenburgischer Hülfsstruppen vorgerückt war, verwundet und soll am Fieber verstorben sein.

Im zweiten Pfeilerdurchgange zur Rechten stehen 4 kleinere Säрге mit den im frühen Alter verstorbenen Kindern des Kronprinzen, nachmaligen ersten Königs von Preussen. Der erste dieser Säрге zeigt auf dem Deckel von Ebenholz die halb aufgerichtete, überlebensgrosse Gestalt des ersten, 1707 geborenen Prinzen Friedrich Ludwig; auf dem Haupte trägt er die schwere Königskrone, deren Druck bei der Taufe den Tod des Thronerben im folgenden Jahre herbeigeführt haben soll. Diese kunsthistorisch bemerkenswerte Darstellung soll von Schlüters Meisterhand herrühren. Hier erheben sich auch die Sarkophage König Friedrich I. und seiner zweiten Gemahlin Sophie Charlotte (die Begründerin Charlottenburgs).

Im ersten Pfeilerdurchgang auf der nördlichen Seite ruht im schlichten schwarzen Marmor-Sarkophag die königliche Sophie Dorothea, die Mutter Friedrichs des Grossen, und davor die Schwester des letzteren — die kunstsinnige und geistvolle Prinzessin Amalie.

In der mittleren Nische des nördlichen Seitenganges erhebt sich der schlichte Todtenschrein der Wittwe Friedrich des Grossen, Elisabeth Christine (von Braunschweig). Unfern der Nische ruht in einem kolossalen Metallsarge König Friedrich Wilhelm II.; daneben dessen zweite Gemahlin Friederike Louise (von Hessen-Darmstadt). Hier auch sind die Säрге der drei Kinder Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise — zwei derselben im zartesten Alter verstorben und eine todtgeborene Tochter — aufgestellt.

Im zweiten Schiff des Gewölbes steht der prunklose braune Holz-sarg des Prinzen Ludwig Ferdinand, welcher am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld fiel, vorläufig dort begraben und erst 1811 hierher überführt wurde. Auf dem Sargdeckel liegt ein metallener Lorbeerkrantz, dessen Schleifen die Widmung der Offiziere seines Regiments und die Worte tragen: „Mit Leonidas' Mut starb er Leonidas' Tod.“

Ein anderer tapferer Held ruht im dritten Gange: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Schwedt — ein Neffe des Grossen Kurfürsten. Er fiel, 31 Jahre alt, in der mörderischen Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741). Sein Sarkophag ist eines der kostbarsten Grabmonumente. Neben demselben steht der schlichte Sarg des nicht minder tapferen Markgrafen Friedrich Wilhelm (ein jüngerer Bruder des Vorgenannten), welcher in der Schlacht bei Prag (12. September 1744) in den Trancheen durch eine feindliche Kugel getödtet wurde.\*)

\*) Mit ihm erlosch der Heldenstamm dieser Seitenlinie des Grossen Kurfürsten.

Vor dem zweiten Pfeiler des Mittelschiffs ruht in einem mächtigen Sarkophag der Bruder des Heldenprinzen Ludwig Ferdinand, Prinz Ludwig Wilhelm Heinrich August, General der Kavallerie und Reformator der preussischen Artillerie, deren General-Inspekteur er war († 1843).

Vor dem zweiten Pfeiler daselbst stehen die Sarkophage des Prinzen Friedrich Wilhelm Carl (Sohn Friedrich Wilhelm II.) und dessen Gemahlin Marianne von Hessen Homburg, — er der ritterliche Held der Befreiungskriege, sie das Muster einer deutschen Frau, Freundin der Königin Luise und Vorsteherin des am 3. August 1814 gestifteten Luisen-Ordens. In der Nähe ruhen ihre Söhne: der hochbegabte Prinz Waldemar, welcher in Indien an einem Feldzuge der Engländer gegen die Sikhs teilnahm († 17. Febr. 1842), und sein am 6. Juni 1873 verstorbener Bruder, Prinz Adalbert, der hervorragende Admiral.\*) Ihm, dem letzten der hier Beigesetzten, war im Tode vorausgegangen Prinz Albrecht von Preussen (Sohn Friedrich Wilhelm III.), General der Kavallerie († 14. Oktober 1872).

Die Sarkophage aus neuerer Zeit sind mit Silberstoff, besetzt mit schwarzen Adlern und Kronen, überzogen und von goldenen Gurten und Quasten geziert.

Seit der Einweihung des Domes, am 6. September 1750, sind nunmehr 142 Jahre,\*\*) und seit dem vollendeten Umbau desselben, durch Schinkel, 75 Jahre vergangen. Das Gotteshaus hat die schmach- und ruhmvollsten Zeiten des Vaterlandes erlebt; seine Steine könnten erzählen von der tiefsten Erniedrigung und höchsten Erhebung desselben. In ihm ist das Te Deum nach dem siebenjährigen Kriege, nach den Befreiungskriegen und nach den grossen Siegen der letzten Zeiten gesungen, manches herrliche Fest gefeiert worden. Aber auch manche andere bedeutende Feier bleibt in unserer heiligsten Erinnerung. Hier vor dem Altare lag der edle entseelte Leib des greisen Kaisers Wilhelm bis zu seiner Bestattung gebettet; hier auch stand vom 10. bis 11. Mai 1859 das Todtenlager Alexanders von Humboldt.\*\*\*)

\*) Er kämpfte am 7. August 1856 mit Heldenmut gegen die Riff-Piraten bei Tres-Forces an der nordafrikanischen Küste, machte 1864 den Feldzug gegen Dänemark, dann den Feldzug von 1866, und endlich den deutsch-französischen Krieg mit.

\*\*\*) Die Ueberführung der Sarkophage in die Fürstengruft hatte bereits während der letzten Dezembertage des vorausgegangenen Jahres stattgefunden. Hierbei wurden die, zweifellos gänzlich zerfallenen, Särge Johann Ciceros und Joachim I. vermisst.

\*\*\*) In der Sakristei des Domes stand der Sarkophag mit der Leiche der Königin Luise bis zum 23. Dezember 1810 — dem Jahrestage des letzten Einzuges der Verewigten in Berlin. Von dort wurde er in der vierten Morgenstunde, gefolgt von Tausenden von Leidtragenden, nach der neu erbauten Gruft im Schlossgarten zu Charlottenburg überführt. Dann fand, am 11. Juni 1840, im Dom eine

Bemerkenswert im Altarraum ist der kunstvolle weisse Marmortaufstein und ein italienisches Mosaikbild; ferner das schöne, die Ausgiessung des heiligen Geistes darstellende Gemälde von Begas, und der, auf Anregung und unter Mitwirkung der Königin Augusta von vierzehn Fürstinnen unseres Hohenzollernhauses eigenhändig gearbeitete Altar-Teppich.

Nach diesen Mitteilungen des Herrn Hof- und Dompredigers erfolgte die Besichtigung der letzteren Gegenstände, und ein gruppenweiser Rundgang durch die Fürstengruft.

Ferdinand Meyer.

## Bericht über die 9. (3. ordentliche) Sitzung des I. Vereinsjahres

am Mittwoch den 26. Oktober 1892

im grossen Sitzungs-Saale des Brandenburgischen Ständehauses  
Matthäikirch-Strasse 20/21.

Der I. Vorsitzende, Oberbürgermeister Zelle eröffnete die Sitzung um 7<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr; kurze Zeit darauf erschien der Ehrenpräsident, Landesdirektor von Lewetzow, welcher nun den Vorsitz übernahm. Es hatten sich über 80 Mitglieder und Gäste versammelt. Zunächst erhielt der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel das Wort zu einigen geschäftlichen Mitteilungen, in denen er auseinandersetzte, dass die Gesellschaft 500 M. Zuschuss für ein Jahr vom Provinzial-Landtage bewilligt erhalten habe, und dass vom Magistrat zu Berlin eine ebenso grosse Summe in den Etat für 1893/94 eingestellt worden sei, so dass, falls die Zustimmung der Stadtverordneten zu diesem Posten erfolge, die Gesellschaft am 1. April 1893 über 1000 M. verfügen könne. Damit wären die Mittel zur Herausgabe eines „Archivs“ gegeben, zum Abdruck grösserer Abhandlungen, welche in den regelmässig erscheinenden Monatsheften keinen Platz haben. Auch sonst seien die Finanzen günstig, da der Schatzmeister einen Ueberschuss von 500 M. gemeldet habe. Hierauf teilte er der Versammlung mit, dass im Märkischen Ständeause eine Treppe höher 20 Entwürfe zu dem Friesack-Denkmal für Kurfürst Friedrich I.

Trauerfeierlichkeit für den dort aufgebahrten Gemahl der Königin statt, und in prunkloser Stille erfolgte, Seiner letzten Willensbestimmung gemäss, die Ueberführung der sterblichen Ueberreste des Hochseligen Königs in der Mitternachtsstunde nach dem Mausoleum.

F. M.

ausgestellt seien und dass eine Besichtigung derselben sich wohl empfehle. Alsdann verlas er ein Dankschreiben des Herrn Oberbürgermeisters Zelle, das derselbe an den Vorstand der Gesellschaft gerichtet hat als Erwiderung auf ein Glückwunschsreiben, welches Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft ihrem I. Vorsitzenden zu seiner in so ehrenvoller Weise erfolgten Allerhöchsten Bestätigung überreicht hatten. Beide Schreiben haben folgenden Wortlaut

Berlin den 10. Oktober 1892.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Hochverehrter Herr Oberbürgermeister!

Die Wahl unsers Ersten Vorsitzenden zum Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Berlin und die so schnell und so huldvoll erfolgte Allerhöchste Bestätigung dieser Wahl haben den Vorstand, den Ausschuss und, wir dürfen wol sagen, sämtliche Mitglieder der „Brandenburgia“ mit besonderer Genugtuung und Freude erfüllt. Das Königswort: „Die Wahl konnte keinen Besseren und Geeigneteren treffen“ unterschreibt jedes Mitglied aus vollster Ueberzeugung.

So drängt es uns denn diesen Gefühlen durch einen herzlichen Glückwunsch, wie hiermit geschehe, auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben.

Möge es Ihnen vergönnt sein, zum Segen der Stadt Berlin und deren Bürgerschaft lange ungezählte Jahre in stets gleicher Kraft und Schaffensfreudigkeit Ihres bedeutungsvollen Amtes zu walten!

Gleichzeitig drücken wir die Bitte und die Hoffnung aus, dass unser hochverehrter Erster Vorsitzender auch in seiner neuen Stellung unserer Gesellschaft ein Freund und Förderer immerdar bleiben wolle.

In ausgezeichnetster Hochachtung

Der Vorstand.

Der Ausschuss.

Berlin den 21. Oktober 1892.

Der Vorstand hat an mich aus Anlass meiner Bestätigung als Ober-Bürgermeister von Berlin innige Worte der Beglückwünschung gerichtet. Indem ich dem Vorstande hierfür verbindlichst danke, darf ich die Versicherung hinzufügen, dass es mir ein Herzensbedürfniss ist, die Bestrebungen und Arbeiten des Vorstandes, so viel ich kann, fördern zu helfen.

(gez.) Zelle  
Oberbürgermeister.

Des Weiteren unterbreitete der II. Vorsitzende der Versammlung einige Kunstgegenstände, Bücher, Altertümer u. s. w., welche der Gesellschaft zum Geschenk gemacht worden sind: so eine Amateurphotographie des Mitglieds Paul Telge, Mitglieder-Gruppe im Hof vor dem Jagdschloss Grunewald aufgenommen am 14. September 1892, welche wegen ihrer Deutlichkeit als ganz ausgezeichnet gelungen betrachtet werden darf, ferner das Buch unseres I. Schriftwartes Ferdinand Meyer über den Berliner Tiergarten, das von dem Verleger Herrn Zillissen überreicht worden ist, sodann eine Skizze der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche im Berliner Tiergarten, deren Grundsteinlegung am 18. Oktober d. J. stattgefunden hat und endlich das „Wanderbuch durch die Mark Brandenburg“ von Albrecht von Grauppe.

2. Kustos Buchholz legt einige, von F. A. Schwartz aufgenommene Photographien zur Ansicht vor, welche das Innere des bei der letzten Wanderversammlung der Gesellschaft besichtigten, nunmehr zum Abbruch gelangenden Doms, sowie das Peter Vischer'sche bronzene Grabdenkmal für Johann Cicero und 4 Prachtsarkophage des Grossen Kurfürsten, dessen zweiter Gemahlin, des Königs Friedrich I. und dessen zweiter Gemahlin, darstellen.

Derselbe legt ferner einen für das Dorf Lichterfelde bei Eberswalde vom General Tottleben während des 7jährigen Krieges in Königsberg N./M. ausgefertigten und mit Siegel versehenen Original-Schutzbrief vor, dessen Uebersetzung lautet:

Auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth Petrowna, der Selbstherrscherin aller Reussen p. p.

ist dieser Schutzbrief für das Dorf Lichterfelde erteilt worden, auf dass Niemand von den Truppen Ihrer Majestät, welchen Ranges er auch sein mag, in dem erwähnten Dorfe den Einwohnern ein Unrecht zufügen oder Zerstörungen verüben soll, bei der im Militär-Reglement, im Abschnitt über die Schutzbriefe, bestimmten Strafe.

Zur Beglaubigung dessen ist der obige Schutzbrief von mir eigenhändig unterzeichnet und mit dem üblichen Insiegel bekräftigt worden, zu Königsberg am 21. Oktober 1760.

(L. P.)

Graf Tottleben.

Ihrer Kaiserlichen Majestät der Selbstherrscherin aller Reussen  
General-Major der leichten Truppe, des Alexander Newski und des  
Annen-Ordens Ritter.

Von demselben wird eine von Robert Mielke gefertigte Abzeichnung zweier Siegel der Markgrafen Johann I. und Otto III. vorgelegt; für die kürzlich seitens des Magistrats den Stadtverordneten vorgeschlagene

Errichtung von Standbildern dieser Markgrafen auf der Mühlendammbrücke würden die in diesen Siegeln ausgeprägten Figuren die einzigen Vorbilder abgeben.

Markgraf Johann I.  
von Brandenburg.

Markgraf Otto III.  
von Brandenburg.



Orig. im Kön.  
Staats - Archiv.

Siegel an Urkunden aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Derselbe zeigt auch ein Album mit photographischen Aufnahmen von Ansichten aus dem Tiergarten und dem Zoologischen Garten vor, welche von unserem Mitgliede Tismar gefertigt sind.

Der II. Vorsitzende, Stadtrath Friedel teilt sodann noch mit, dass Frau Müller-Nietsch der Gesellschaft das im Verlage von Carl Flemming in Glogau 1884 erschienene Werk Fedor von Köppen's „Die Hohenzollern und das Reich“ zum Geschenk gemacht habe.

Nach diesen kleinen Mitteilungen nimmt Mitglied Altrichter das Wort zu einem Vortrage über eine im Märkischen Museum aufbewahrte bleierne Miniatur-Figur eine Art von Roland mit rätselhafter Inschrift. Der Vortrag wird weiterhin abgedruckt werden. Am Schlusse desselben macht der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel auf eine merkwürdige Parallele aufmerksam, nämlich auf die Miniatur-Gerichtslauben, die sich in Norddeutschland erhalten haben und von denen im Märkischen Museum eine Nachbildung aufgestellt ist. Auch das jetzige winzige Armsünder-Glöckchen an Stelle der alten Gerichtsglocke bietet eine Parallele. Vgl. im Uebrigen den Sonderbericht des Herrn Friedel später in ausführlicher Fassung.

Herr Oberlehrer Dr. Müllenhoff erhält das Wort zu dem Vortrage über die Herkunft der Märkischen Fauna und Flora, welcher ebenfalls weiterhin abgedruckt wird. Hierauf dankt der Vorsitzende den beiden Vortragenden für ihre lehrreichen und interessanten Mitteilungen und erinnert noch einmal an die ausgestellten Modelle. Nach dem um 9 $\frac{1}{4}$  erfolgten Schluss der Versammlung wurden die im oberen Saal des Ständehauses aufgestellten Entwürfe zu dem Friesacker Denkmal des Kurfürsten Friedrich I. besichtigt, worauf noch eine gesellige Zusammenkunft in dem Lokal zum Grossen Kurfürsten stattfand.

---

## Die Herkunft der Märkischen Fauna und Flora

von

Dr. Karl Müllenhoff.

---

Die Forschungen über die Bildungsgeschichte unseres norddeutschen Tieflandes haben in den siebziger Jahren bekanntlich zu einem höchst überraschenden Ergebnis geführt. Von unserem Boden, der früher so geringschätzig als Schwemmland bezeichnet wurde, wissen wir jetzt, dass er das Produkt eines der grossartigsten Naturprozesse ist, von dem die Geologie überhaupt weiss. Von Skandinavien und Finnland aus hat sich, das lehrte die geologische Untersuchung unseres Landes, ein grosser Gletscher erstreckt bis an den Fuss der Sudeten, des Harzes und der Weserberge. Dieser Gletscher oder, wie man besser sagt, dieses Inlandeis hat lange Zeit das gesamte jetzt von der Ostsee eingenommene Gebiet und ganz Norddeutschland bedeckt. Das Eis transportierte grosse Massen von Gesteinsschutt aller Art mit sich; unser gesamter Boden im norddeutschen Tieflande ist anzusehen als die Grundmoräne des Inlandeises.

Diese Darstellung der Bildungsgeschichte Norddeutschlands, die Inlandeistheorie, giebt eine einfache und befriedigende Erklärung für die Bodenbeschaffenheit unseres norddeutschen Tieflandes. Sie ist seit ihrer ersten Aufstellung im Jahre 1875 durch zahlreiche neue Beobachtungen immer wieder von neuem bestätigt worden; sie ist schnell zu einer allgemeinen Anerkennung gelangt und viele Forscher haben sie weiter ausgebaut und schon lässt sich für viele Teile des ungeheuren zur Eiszeit vergletscherten Gebietes erkennen, wie sich der Vorgang im Einzelnen vollzogen hat.

Gerade bezüglich unserer Mark Brandenburg liegen eine grosse Reihe geologischer Spezialarbeiten vor und wir können uns daher, wenn

auch über viele Punkte noch Zweifel bestehen, doch ein Bild machen, wie sich unsere märkischen Thone und Sande, unsere Mergellager und der Blocklehm gebildet haben. Auch über die Veränderungen die unser Land seit dem Abschmelzen des Inlandeises erlitten hat, über die Entstehungsgeschichte unserer Stromläufe, über die Veränderungen der Oberfläche unseres Bodens durch die Wirkungen des Windes, ja auch über die allmähliche Besiedelung des Landes mit Pflanzen und Tieren sind bereits sichere Resultate gewonnen.

Der eisfreie Teil Europas hatte zur Zeit der grössten Ausdehnung der Gletscher die Gestalt einer schmalen von Ost nach West gerichteten Halbinsel. Die damalige nördliche Grenzlinie zwischen dem Inlandeise und dem Festlande zog sich von Calais aus durch Belgien nach Bonn zu, wandte sich dann nordöstlich durch Westfalen, und das südliche Hannover bis zum Nordrande des Harzes; sie schlang sich um den Harz herum nach Thüringen hinein; hier bildete eine weit vorspringende Eiszunge einen tiefen Busen. Von hier verlief die Grenze des Eises ziemlich genau östlich durch Sachsen, bei Grimma, Wurzen und Dresden vorbei, sie ging am Fusse des Iser und Riesengebirges und der östlichen Sudeten entlang durch Polen und Russland bis nach Tula hin also südlich von Moskau, dann wandte sie sich nach Nordosten bis sie am nördlichen Ende des Uralgebirges das karische Meer erreichte.

Es lag somit der ganze Norden Europas Holland, Norddeutschland, Dänemark, Polen und Nordrussland, das gesamte jetzt von der Ostsee eingenommene Gebiet und vor allem auch ganz Skandinavien unter einer zusammenhängenden Eisdecke begraben und befand sich demgemäss in einem Zustande, wie ihn jetzt das Innere Grönlands darbietet.

Zur selben Zeit nun, wo von den skandinavischen Gebirgen die riesigen Eismassen ausgingen, welche den Norden Europas erfüllten, erzeugten auch die Alpen Gletscher, welche die jetzigen an Grösse bei weitem übertrafen. Das gesamte Thalgebiet der Arve und Rhone, der Aare, der Reuss, der Linth und das des Rheins bis über Konstanz hinaus war von Eismassen erfüllt und bis weit nach Baiern und Schwaben hinein erkennt man an den grossen Wanderblöcken Herkunft und Ausdehnung der mächtigen Gletscher der Eiszeit.

Von den 540 000 Quadratkilometern Deutschlands waren 350 000 also mehr als die Hälfte unter dem Eise begraben; der schmale Streifen unvereisten Landes umfasste Böhmen und Franken, Nordschwaben und Hessen, sowie den Mittellauf des Rheins.

Die im fränkischen Jura und im rheinisch-westfälischen Gebiete in grosser Zahl erhaltenen Tier- und Pflanzenreste lassen deutlich erkennen, dass die Temperatur dem Klima des jetzigen nördlichen Russlands ungefähr gleich gewesen sein muss. Keineswegs war die Temperatur so niedrig, dass nicht Tier- und Pflanzenleben in der Nähe der Gletscher



bestehen konnte. Auch jetzt reichen ja die Gletscher selbst bis in Gegenden mit gemässigtem Klima hinab. Wächst doch unweit des Aaregletschers Weizen und in Norwegen gedeiht ein Kornfeld nur 200 m vom Buerbrä-gletscher, ja kaum 3 km von demselben entfernt wird sogar Obst gebaut.

Auch als das Eis der Alpengletscher sowie das nordische Inlandeis zu schwinden begann, blieb die Temperatur des Landes im wesentlichen unverändert. Die Veränderung des Klimas, welche den Rückgang der Eismassen bewirkte, bestand nicht in einer plötzlichen Temperatursteigerung, sondern in einer Abnahme der Niederschläge.

In Norddeutschland wurde durch das Abschmelzen der Gletscher der bis dahin als Grundmoräne unter dem Eise verborgene Blocklehm freigelegt; aus ihm entstanden durch die mannigfache Thätigkeit des Wassers unsere Thone und Sande. Das Regenwasser sowie das fließende Wasser der Flüsse zerstörte das ursprüngliche Aussehen des Blocklehms; an manchen Stellen führte das Wasser langsam fließend nur den feinsten Thonschlamm fort; an andern Stellen, wo die Wasserbewegung schneller war, wurde nicht nur Thon sondern auch Sand fortgeführt und dann an andern Orten nach und nach wieder abgesetzt.

In diese Zeit, als das Stirnende des Inlandeises allmählich immer mehr nordwärts rückte, fällt die Entstehung des grossen Diluvialstromes. Die gesamten Wassermassen der grossen sarmatischen Centralsenke zwischen dem uralisch-baltischen und dem uralisch-karpatischen Höhenzuge ergossen sich nach Westen mitten durch das norddeutsche Tiefland und mündeten schliesslich in die Nordsee. Die Weichselwässer wurden vermehrt durch die Oder, die Spree und die Elbe von Süden her, durch die Havel, den Rhin, die Dosse von Norden her; die vereinigten Wassermassen schnitten sich ein vollkommen einheitliches Flusssystem in den Boden ein. Noch jetzt lässt sich das riesige Flussbett des Hauptstromes von Warschau nach Fordon und von da über Bromberg, Küstrin, Frankfurt, Berlin, Nauen und Havelberg bis Hamburg verfolgen.

Es bedarf keines Beweises, dass das gesamte norddeutsche Land eine vollkommen leblose Wüste war, so lange die Eisbedeckung währte. Erst als das Abschmelzen des Eises den Boden freigelegt hatte, konnte Pflanzen- und Tierleben auch hier sich wieder entfalten.

Die Pflanzen die den freien Boden zuerst in Besitz nahmen, wanderten aus den benachbarten auch während der Zeit der grössten Ausdehnung der Gletscher eisfreien Gebieten Mitteldeutschlands ein: es sind durchweg solche Gewächse, die jetzt Charakterpflanzen des hohen Nordens und der Alpen sind. *Betula nana*, *Ledum palustre*, *Salix myrtilloides*, *Rubus-Chamaemorus*, *Dryas octopetala*, *Empetrum nigrum*, *Scheuchzeria palustris*.

Diesen boreal-alpinen Gewächsen entsprechen auch die Tiere der auf die Eiszeit folgenden Epoche: das Renntier, der Vielfrass, das Schneehuhn, der Moschusochse und die Lemminge. Von allen diesen jetzt nur in nördlichen Ländern vorkommenden Tieren sind zahlreiche Reste in unserem Lande gefunden. Mit diesen unzweifelhaft hochnordischen Tieren zusammen lebten auf den Torfmooren Norddeutschlands auch das Mammoth sowie zwei Nashornarten; irrtümlich hat man früher aus dem Vorkommen dieser Tiere auf ein warmes Klima geschlossen.

Das Ende der Eiszeit, der definitive Rückgang der Gletscher, war nicht durch eine bedeutende Zunahme der Temperatur, sondern durch eine Verminderung der Niederschläge herbeigeführt. Die gleiche Veränderung des Klimas bewirkte auch, dass sich die Moossümpfe, die lange Zeit den grössten Theil unseres Landes bedeckt hatten, allmählich in trockene Steppen umwandelten; auf die Zeit der Moossümpfe folgte die Steppenzeit.

Viele der früher hier verbreiteten Pflanzen und Tiere starben aus. Steppengräser und andere Gewächse von ähnlicher Lebensweise traten an die Stelle der nordischen Alpenkräuter; Trappen, Antilopen, Wildesel, Pfeifhasen, Hamster und Zieselmäuse tummelten sich, wo früher Rennthiere, Mammute und Moschusochsen geweidet hatten. Die grosse Zahl der versteinerten Reste dieser Tiere zeigt, dass die Steppenperiode eine geraume Zeit gedauert hat. In diese Zeit der Steppen fällt wohl auch die Entstehung der häufig so auffallend geformten Sandschliffe, von denen das märkische Museum eine schöne Sammlung besitzt. Solche Sandschliffe treten häufig an unseren grossen und kleinen märkischen Findlingen auf, die ja oft in dichter Steinbestreuung den Boden an manchen Stellen bedecken z. B. auf den Krähenbergen bei Kaput und auf den Sandflächen in der Nähe des Grossen Schwieloch-Sees in N.-L. Jene Steine zeichnen sich in der Regel durch eine scharfe Kante aus, in welcher zwei Flächen von ausserordentlich glatter, fast polierter Beschaffenheit zusammenstossen; diese Politur ist hervorgerufen worden dadurch, dass der Wind den Sand ununterbrochen während einer langen Zeit über diese Flächen hinjagte, wobei die scharfen und harten Quarkörnchen jede Unebenheit des Steines beseitigten.

Das kontinentale Steppenklimate wich schliesslich dem jetzt hier bei uns herrschenden ozeanischen; wiederum mussten zahlreiche der typischen Tiere und Pflanzen verdrängt werden; es erfolgte die Einwanderung unserer Waldflora und Fauna.

Seitdem ist unsere Pflanzen und Tierwelt nur noch durch den Menschen verändert worden. Der Wisent, der Bär, der Luchs und zahlreiche andere der grössten Tiere unseres Landes sind durch den Menschen bei uns ausgerottet; andererseits sind zumal aus den Mittelmeerländern

und in neuester Zeit aus Amerika zahlreiche Gewächse eingeführt und meist unabsichtlich verbreitet worden.

Unsere märkische Flora und Fauna besteht demgemäss aus einem Gemisch von vier verschiedenen Bestandteilen.

1) Die Pflanzen und Tiere der Zeit der arktischen Moossümpfe; die Pflanzen unserer Torfsümpfe sind die übrig gebliebenen Reste dieser Epoche.

2) Die Pflanzen und Tiere der Steppenzeit z. B. der Hamster und zahlreiche Gräser und andere Kräuter.

3) Die Waldflora und Fauna. Ihr gehört die überwiegende Menge unserer Pflanzen und Tierarten an.

4) Die durch den Menschen zumal aus den Mittelmeerländern eingeführten Kulturpflanzen und Haustiere sowie die zahlreichen in neuester Zeit hauptsächlich aus Amerika eingeschleppten Gewächse.

---

## Moabit.

---

Im September-Hefte Nr. 6 unsrer Vereinsschrift *Brandenburgia* S. 107/8 bringt Herr Stadtrat E. Friedel aufs Neue die oft verhandelte Frage „was heisst Moabit“ zur Sprache und entscheidet sich unter Hinweis auf die Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1885 für die Auffassung: „Moabit“ sei biblisch symbolische Bezeichnung für „Zufuchtsstätte“.

Mir stehen jene Mitteilungen z. Z. nicht zur Verfügung. Doch wie: enthalten auch sie nichts weiter als den in unserm Monatsblatt wiedergegebenen abgestandenen Zank zweier an sich unhaltbarer Deutungsversuche? Sollte unser hochverehrter Vorsitzender, sollte mit demselben unser Sagen-Altmeister Prof. Schwartz, beide Moabiter, die auf ganz anderem Gebiet gelegene nach meinem Dafürhalten einzig mögliche Erklärung des Namens Moabit nicht kennen? Sollte ich wieder einmal der Einzige sein, welcher die im märkischen Volke einst lebendig unlaufende, meiner Erinnerung nach vor länger als vierzig Jahren von dem Gymnasiallehrer Dr. Jettmar in Potsdam aufgewiesene Deutung des Wortes „Moabit“ in die Gegenwart hinein bewahrt hat?

I. Zu verwerfen ist die Deutung der Entstehung des Namens aus biblischer Wurzel. Soviel ist annehmbar, dass Kanzelredner und einfache Fromme damals, als französische Flüchtlinge nach einem längst bestehenden Landfleck — vielleicht auch schon Dorf = Flecken — ähnlichen Namens wie „Moab“ hingelangten, nach der von Theologen ebensoviel geübten wie verspotteten regula:

„Gottes Wort geht frisch und munter:  
Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter!“

den Bibelspruch Jes. 16,4 und noch mehr Buch Ruth ep. 1 sich zurechtdeutelten, indem sie solche Stellen auf das beim Einzug vorgefundene Wort anwandten. Ich bin in früheren Lebensjahren, namentlich in der Zeit, wo ich als Berliner Dom-Kandidat ab und zu in Moabit zu thun hatte, solches Bibelgebrauchs aus dem Munde der Leute häufig inne geworden. Übrigens ist bei Scherzreden, namentlich bei Toasten, ähnliches Verfahren bekanntlich allgemein beliebt.

Merkwürdig nur, dass kein derartiger Exeget bedachte, dass Jes. 16 eine „Massa“ d. i. eine Fluchweissagung, enthält, in welcher Ideal und Wirklichkeit einander grauenvoll entgegengestellt werden. Merkwürdig, dass keiner sich vergegenwärtigte, wie zwar Berg und Gefilde des biblischen Moab für Lot, für Naemi, wahrscheinlich auch für David eine vorübergehende Angst- und Not-Zufuchtstätte war, im Übrigen aber als ein Land der Sünde und des Grauens in den Augen der Israeliten dastand, von dem der ächte Jünger Mosis sich mit „grossem Zorn“ am liebsten abwandte.

II. Ein Gefühl von der „Ungastlichkeit Moabs“ mag jene französischen Witzlinge und deren Nachtreter, welche die Erklärung „terre maudite“ veranlassten, angeweht haben. Sie waren ja keineswegs die lebenswürdigen Leute, welche man zum sehr gerechtfertigten Staunen der übrigen Brandenburger traditionell aus ihnen hat machen wollen, jene Refugiés und ihre Nachkommen. Was Willibald Alexis im „Kabanis“ von der „Kolonie“ witzig darstellt, das kennen wir Alten nur zu sehr: die heillose Überhebung und Exklusivität jener verhätschelten Männlein und noch mehr Weiblein aus der „Kolonie“ in Berlin wie aller Orten, wo selbige eingensistet ward. Der grosse Schwamm der Bewegung 1870/71 musste erst über dieses Baroktum in unserm Vaterlande dahinfahren — und hat's noch nicht ganz fortgewischt!

Sehr glaublich, dass eine leichte Zunge, welche La belle France mit den sumpf- und sandvollen Siedelflecken Brandenburgs, darunter Moabit, verglich, das geflügelte Wort „cette terre maudite“ den Winden preisgab; um vielleicht augenblicks von den Landeseingeborenen verholzt zu werden. Der — an die „Geusen“ unwillkürlich erinnernde — Ausdruck war gefallen und blieb!

III. Der richtige Weg ist nur findbar durch Rückgang auf die Slavensprache; der Wegweiser dorthin ist der märkische Volkswitz. Diesem Schlaglicht ist seiner Zeit Dr. Jettmar in Potsdam bei seinen ersten Vermutungen gefolgt; demselben bin auch ich, geborener Potsdamer und früher viel von eigenen Wanderfüssen umhergetragener Markwanderer, den Volksgeist und seine Sprachbildungen durchforschend, nachgegangen. Ich hege nebenbei den guten Glauben, dass auf diese meine Andeutungen hin mancher ältere Brandenburger sein Gedächtnis auffrischen wird.

1. Auch der Berliner Jargon sprach gleich dem allgemein märkischen früher nicht „Moabit“, vielmehr: „Mo-ja-bit“ und „Mo-cha-vit“. Die Bewohner hiessen: „Mojaviter“, nebenbei betitelt: „vermoste, infamigte Bande“. Offiziell lange „Moabit“ geschrieben, hiess jener Stadtteil dem Berliner unsrer Jugendzeit, und hiess dem Volke noch anno 1869: „Mochab“. Man achte auf den von der spitzen Berliner Zunge unvermerkt allmählich weggestossenen weichen Zwischenlaut „j“, bez. „ch“.

2. Nicht die Landeshauptstadt Berlin allein erfreute sich einer „Iejend Mojabit“. Vielmehr an vielen anderen Stätten Brandenburgs kannte früher das Volksgerede Mochavit und Mochaviter, abgekürzt im biblischen Anklang in „Moabiter“. Das sind Erinnerungen an eine Zeit, wo das Reisen nach Berlin für einen Provinzialen ein Lebensereignis war und wo, wer dorthin kam, das abgelegene, verrufene Moabit ebensowenig wie das „Voigtland“ besonders aufsuchte. Dazumal wussten nur wenige Provinzialen etwas davon, dass es auch bei Berlin eine Stelle „Mojabit“ genannt, gab, während jeder Betreffende sein heimatliches „Mojavit“ aus sich selbst herauskannte. Erst die Erbauung des jetzt wieder geschlossenen „Hamburger Bahnhofs“, des Zellengefängnisses, der Ulanenkaserne machten im weiteren Umkreise der Mark den Namen „Moabit“ auch für Berlin mehr bekannt.

Mir ist der Name z. B. begegnet (bis zu 40 Jahren zurückgerechnet!) a, in Frankfurt a. Oder für Häuser oderabwärts nahe einer Fuhrmannschenke (Dammkrug??) gelegen; b, in Küstrin für das oderabwärts gelegene Örtchen Bleyen; c, in Landsberg a. d. Warthe und überhaupt im Warthebruch sowie Kreis Oststernberg für Kolonien auf den sog. „Bürgerwiesen“. Noch Anfang der siebziger Jahre begegnete mir in der Unterhaltung solche Bezeichnung, als Leute meiner damaligen Pfarrgemeinden Kriescht und Mauskow dorthin zu ziehen beabsichtigten und gleicher Zeit der mir befreundete Prediger Hembd in Eulam — kürzlich in Brandenburg a. Havel als Superintendent an St. Pauli verstorben — die kirchliche Versorgung jener „Bürgerwiesen“ übernehmen sollte; d, in Zellin a. Oder für drei Wohnstätten am Unterlaufe des Kuritzbaches, dem sog. „Moor“; e, in Königsberg (Neumark) für Wohnstätten am Unterlaufe der Rörrike, speziell noch für die feucht gelegene Quandtsche „Neue Mühle“ im Gegensatz zu dem „rolligen“ = d. h. „sandigen“ „Krügers Grenzhof; f, in Mohrin und Butterfelde, Kreis Königsberg, für eine am See gelegene Mühle — damals, glaube ich mich zu erinnern, doch ist Irrtum möglich, dem Vater meines Schulkameraden Schulze, nomine „Stammerschulze“, gehörig; g, in den Dörfern Belgen, Nordhausen, Gossow und rundum für die Moor-Kolonie Gräfendorf. Noch sehe und höre ich das neckische Lächeln des Herrn Rittergutsbesitzers Robert Kraher auf Belgen, als er mir, seinem Hauskandidaten, den aus Gräfendorf auf Hammelhandel herübergekommenen Schullehrer als „den Kollegen aus Moabit“ vorstellte! h, in Gröben, Kreis Teltow; wo der alte Lehrer Hoffmann die Bewohner des „Kietzes“ an der Saare mir schelmisch scherzend in der Einzelunterhaltung als „unsere Moabiter“ bezeichnete; i, vor allen in Potsdam.

In Potsdam benannte man „Mojabit“ verschiedene Stellen, insbesondere trug solchen Namen das Havelufer vor dem Berliner Thore. Das Wort „Moabit“ gab seiner Zeit viel Gelegenheit zu Scherz in meiner Familie. Es handelte sich um Grundstückskaufabsichten von Seiten des Vaters meiner Mutter, Kgl. Kammerdiener Lutzke, welcher das Havelufer vor dem Berliner Thore, bez. die Gegend gegenüber dem Marmorpalais, für seine Zwecke ins Auge fasste. Mein anderer Grossvater, Hofgärtner Hauttmann in Sanssouci, riet davon ab und mein auf dem Collège zu Berlin ausgebildeter Vater, damals Lehrer der französischen Sprache auf dem Kadettenkorps, scherzte in bekannter Weise noch viele Jahre später über „Moabit, terre maudite“

Dr. Jettmars, im Kreise der Kollegen kund gegebene Ansicht fand bei den Vertretern des biblischen wie des klassischen und des noch mehr prävalierenden französischen Standpunktes keinerlei Beachtung. Dazumal vermutete eben noch niemand die Bedeutung des slavischen Weltelements.

Aber während die Herren im Oberstock und im Garten stritten und scherzten, füllte im Erdgeschoss die Dienerschaft das Volksurteil: „Wat se man will'n; wi sinn ja sülwsten Mochabiter un de olle Hofjärtner hier uf de Meierei is ok so en vermoster Kerl!“

So wenig ich damals solche dem Kinde immerhin haftende Rede verstand, so glücklich hat dieselbe mir später weiter geholfen.

3. „Mochab“ und „vermoster Kerl“ sind die leitenden Stichworte. „Móchab“ ist eine slavische, verkürzte Prädikativform. „Moch“ = Moos. Die russische Sprache hat noch jetzt sowohl das Substantiv *мохъ* = Moch wie das Adjektiv, letzteres in der Attributivform *моховой* = mochawoi, in der Prädikativform *моховъ* = mochaw, d. i. moosig, moosreich mit dem Nebenbegriff: feucht, sumpfig. *Край моховъ* = kraj móchaw heisst: die Gegend ist moosig, sumpfig; *берегъ моховъ* = bereg móchaw heisst: „das Ufer ist moosreich, trägt Wiesencharakter“.

Welche einfache, natürliche Erklärung des Namens Mochaw, Mojab, Moab! Es heisst: „Moosland“, bez. „Sumpfwiese“. Bekanntlich haben die Menschen aller Zeiten, ganz besonders alte Naturvölker, Ortsnamen aus der Beschaffenheit der Anlagegegend mit Vorliebe herausgebildet. So auch hier. Wir kennen noch recht gut Alt-Moabit als unmittelbar in der flachen Gegend am Spreerand gelegen. Fügen wir gleich ein: wie bald und leicht mögen einzelne Kolonisten, später Zuziehende, namentlich die Franzosen, die nahen trockenen Landgrund und mehr trockene Luft darbietenden Berge bei den Mooswiesen aufgesucht haben. Ferner: wie schnell mögen sprachlich unverständige Fremdlinge, Deutsche bez. Franzosen aus dem slavischen Worte „bereg = Ufer“ sich das ganz entgegengesetzte Wort „Berg“ zurechtgeformelt und damit der Vorbewohner Bezeichnung verwischt haben!

Im Gegensatz zum deutsch gewordenen „Dem Berlin“ blieben bekanntlich südwärts von Wenden bewohnt die „Rollberge“, d. h. „Sandberge“. Desgl. — vergl. die neuesten Funde auf der nahegelegenen „Judenwiese“ im Märkischen Museum — nordwärts am Spreeunterlaufe blieben Reste der Wenden. Jene: Sand-Berg-Bauern; diese Moos-Wiesen-Bauern. Beide nach Brauch der Zeit missliebig betrachtete und wenig freundlich behandelte Leute.

4. Immer ist es der deutschen Zunge schwer geworden, die weichen Laute der Slavensprache nachzubilden. Daher namentlich seitdem französeler Geschmack die Zunge übermässig spitzte und schärfte, ward bei „Móchaw“ aus dem weichen Schluss-w ein hartes b; und das mittlere ch ward dem Berlinismus zu j, er sprach Mojabiter. Schliesslich warf er achtlos und verführt durch den Bibelnamen „Moabiter“ das j ganz fort.

Dass für die „Bewohner“ an die Ortsbenennung die Doppel-Endung „iter“ statt der gemeinhin üblichen „er“ gehängt worden ist, hat gleichfalls im Volksscherz seinen Anlass. Wir, die wir dazumal die Bänke der Klippeschule redlich gedrückt haben, sind sehr bibelgeübt. Und volkstümlich

war es bei uns, den sieben itern und titern der Bücher Mosis und Josua — als da sind Kananiter, Heviter, Hethiter, Amoriter, Girgesiter, Pheresiter, Jebusiter — nach Möglichkeit Eigennamen für Stadt- und Dorfbewohner nachzubilden. So z. B. hiess einer unserer Schulgenossen, der aus dem Oderbruchsdorfe „Zechin“ stammte, nie einfach „Zechiner“ sondern „der Zechiniter“. Selbst der grimme Gymnasialdirektor machte mir gegenüber in einer Horazstunde bei guter Laune gelegentlich den Scherz „a ja so, Sie Zelliniter“, nämlich vom Orte „Zellin“ her. So sehr war die Namensverlängerung „iter“ damals Volksbrauch.

Nun ist auch völlig klar, was es mit der Schimpf-Titulatur „vermooste Bande, bez. Kerle“ auf sich hat.

„Nante Strump“ freilich, d. i. der „jebildete Bärliner“ — Giggerl unsrer Jugendzeit — jene typische Spottgestalt, die sich nach dem altbrandenburgischen, insbesondere Potsdamer Mutterwitz mit Schnallenschuhen und Wadenstrümpfen wichtig that und überall seine schnoddrige Zunge ohne Sinn und Verstand laut werden liess; dessen Weisheit und Umblicksfähigkeit aber nicht über Wadenhöhe hinaufging und niemals bis zum Kopfpunkt reichte: besagter Nante Strump französelte sich aus „vermoost“ das Wörtlein „famos“ zurecht und wurde nun erst gar nicht daraus klug. Denn von Famosität war bei den behäbigen Moabitern nichts zu spüren, weder im Berliner Gesichtskreis an der Unterspreewald noch sonstwo in der Mark. Besonders sich hervorthun für Mit- und Nachruhm war nicht ihr Fall. Jeder folgte für gewöhnlich, ohne es zu wissen, der Gellert'schen Regel: „er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Sie waren gut situierte, abgelegen wohnende Gras- und Viehbauern. Sie galten als „däsig“, d. i. denkfaul, hatten bei leichter Arbeit guten Erwerb, schafften viel „Moos“ — in diesem Falle „Geld“ — und ihre Töchter, die „Moosbeeren“ oder „Moosröschen“ — spöttisch auch, namentlich von abgewiesenen Liebhabern „Moospogge-Sumpffrosch“ benamset — (woraus die Berliner sich wieder das unverständliche „Mussbacke“ zurechtradebrechten und erklärten: „Mädchen mit unsauberen, von Pflaumenmuss oder von Russ geschwärtzten Backen“) waren sehr begehrt, aber schwer zu erreichen von Werbern, die nicht gleichfalls „schwer wogen“.

Manch ein von diesen „Geldkröten“ (tropisch „Protze“ d. i. = „Kröte“) abgewiesener Berliner und sonstwie städtischer Lumpacivagabundus tröstete sich mit dem für solche Heimkehr volksüblichen Gesange:

„Meine Mutter hat gesagt:

Nimm Dir kene Wiesenmagd;

Nimm dir ene aus de Stadt,

Ob se hundert Dhaler hat.

Die da, die da (nämlich die hinter dem Rücken befindliche  
Wiesenbewohnerin)

Die hat blaue (alias: dicke) Füsse!

Wiesen- Wiesen-

Schaumkraut is nich süsse!“

Ward man den Grasbauern lästig, so schlugen sie ähnlich wie die „Spurrkater“ d. i. die Bergwenden der Rollberge, mit Wagenrungen ihres teils mit „Bäsbäumen“ = Heubäumen aus Rysterstämmen (wjæss) derb drein.

D. h. Sie machten es sehr grob. „Vermoost“ bekam hierdurch die Nebenbedeutung = kräftig, tüchtig. Analog dazu bewies uns in Königberg so ein „Moabiter“ einmal, dass „Mochab“ = „Muck-uf“ zu deuten sei.

Auch den Moabitern Berlins ist die Fähigkeit, tüchtig zu arbeiten und unter Umständen tüchtig drein zu schlagen, im Wandel der Zeiten und Verhältnisse rühmlich geblieben. Mögen sie sich solchen Ruhmes und ihres achtbaren Ortsnamens stets erfreuen. Ihr Name ist kein zufälliger Gelegenheitsname, der auf Franzoseneinwanderung warten musste. Er ist dem Boden urwüchsig: darum gut und schön! Mochab, einst als Moosland, Wiesenland am Flussrand ob leichter Arbeit und guten Ertrages begehrt und vielbeneidet, in seiner behäbigen Erscheinung menschlicher Weise auch wohl bspöttelt und beim Ansteigen seiner Neusiedler auf die benachbarten Sandhügel zwecklos bekritelt: es lebt fort im rührigen, des Sumpfes wie des Sandes mächtig gewordenen, sich stets glücklich verschönernden Moab, Moabit!

E. Handtmann.

## Kleine Mitteilungen.

Verein der Freunde mit dem Hut. — In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts bestand unter der angeführten Bezeichnung in Berlin ein Verein, dessen Aufnahme-Diplom das Motto trägt:

„Das Hutabnehmen ist eine Erfindung französischer Hoflakaien. Goethe.“

Dasselbe ist geschmückt mit Emblemen und Randzeichnungen von Boehmer, welche darauf schliessen lassen, dass der Verein die Tendenz gehabt habe, ähnlich wie auch neuere Vereinigungen, gegen das Hutabnehmen Front zu machen. Das im Besitze des Einsenders befindliche Diplom trägt die Unterschrift: „Das Directorium, Berlin den 15. Juny 1845“ und ist eigenhändig unterzeichnet von Dr. L. Weyl, Hillgenhoff, D. Friedländer, Dr. Gumbinner und Quehl. Aus einem gemeinsamen Flugblatte der Mitglieder Friedländer und Wustendt vom Jahre 1846, worin dieselben gegen den Präses Weyl den Vorwurf der Parteilichkeit erheben, geht hervor, dass der Verein im „Mehlhause“ sowie im Milenz'schen und Koblanz'schen Lokale seine Sitzungen abgehalten hat. — Näheres über denselben zu erfahren wäre dem Einsender sehr erwünscht.

Schmidt-Neuhaus.

### Taxus noch wild in der Mark.

Bei dem lebhaften, wenn auch wehmütig angehauchten Interesse, welches zur Zeit den verschwindenden Grössen und Schönheiten unserer heimischen Natur entgegengebracht wird, ist es selbstverständlich, dass auch der Eibe öfters gedacht wurde. Hinsichtlich dieses anscheinend im Niedergang begriffenen edlen Baumes ist mir soeben eine Kunde geworden, die ich mit lebhafter Freude begrüsse, weil sie begründeter Hoffnung auf ein noch



währendes Fortbestehen desselben in wildem Zustande innerhalb unserer Grenzen Ausdruck leiht. Schlimmsten Falls würde dadurch den von mir an anderer Stelle aufgezählten geschichtlich-spontanen Standorten dieser hochinteressanten Conifere\*) ein neuer hinzugefügt und zwar ein solcher der das Erlöschen der Species, falls ein solches hier wirklich Platz gegriffen haben sollte, in eine nur wenige Decennien von der Gegenwart entfernte Vergangenheit herabrückt.

Es sind die Waldungen der Priegnitz aus denen uns diese vegetative Thatsache, sagen wir lieber noch nicht diese frische historische Erinnerung, entgentritt.

Zugleich ist es der kenntnisreiche und geistvolle Monograph der Eibe für Westpreussen, Herr Professor Conwentz, dem ich in Betreff des in Rede stehenden Punkts folgende wichtige und willkommne Notiz, datiert Danzig vom 16. Oktober d. J. verdanke:

„Vor acht Tagen traf ich auf einer Dienstreise in die Provinz mit Herrn Oberförster Exss aus Lindenberg bei Schlochau zusammen. Derselbe teilte mir mit, dass er vor ca. 30 Jahren 1 bis 1,5 Meter hohe Eiben in der der Familie von Voss angehörigen Forst Stavenow unweit des Löcknitzflusses (Bahnhof Karstädt), gesehen habe. Es ist wohl anzunehmen, dass dort noch alte Stubben von *Taxus* vorhanden sind, sofern die lebenden Pflanzen eingegangen sein sollten.

Ich hoffe mit Sicherheit, mich der Aufgabe unterziehen zu können baldigst die Eventualitäten eines für die Dendrologie unserer Mark so belangreichen Lokalvorkommens in volle Klarheit zu rücken.

Berlin, 17. Oktober 1892,

Carl Bolle.

Das Geheimnis des Jagdschlösses Grunewald. Die Wanderfahrt der Brandenburgia nach dem Jagdschloss im Grunewald und die daran geknüpften Erörterungen haben in den weitesten Kreisen Interesse erregt. Hiervon zeugen auch die nachfolgenden Mitteilungen, welche sich an die geheimnisvolle Treppe anlehnen.

Was zuvörderst Anna Sydow, die Weisse Frau, anlangt, so lautet die Sage, dass sie innerhalb der jetzt oben und unten zugebauten Treppe eingemauert und dort verhungert sei. Die Geschichte weiss, dass die bedauernswerte Frau nach mehrjähriger Haft im Gefängnis zu Spandau verstorben ist. Um so charakteristischer sind folgende wohl verbürgte Thatsachen:

Friedrich Wilhelm IV. weigerte sich, die Erlaubnis zum Oeffnen der Treppe zu geben, indem er sagte, wenn meine Ahnherren den Treppenaufgang zugemauert haben, so müssen sie ihre guten Gründe dazu gehabt haben; ich will nichts daran ändern. Unter Kaiser Wilhelm I. hoffte man das geheimnisvolle Innere der stillen Treppe bei der Gelegenheit lichten zu können, als

\*) cf. C. Bolle, Andeutungen über die freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg (1886) pag. 79.

ein Kaminrohr durch den vermauerten Treppenraum gelegt wurde; der Monarch aber schränkte seine Genehmigung dahin ein, dass gerade nur das Loch zum Hindurchziehen des Rohres gebrochen würde, und dass sich Niemand unterstünde, das Innere des Hohlraumes der Treppe zu untersuchen. Nachmals hat sich eine Anzahl von Geschichtsfreunden an den Kaiser Friedrich als Kronprinzen wegen Erteilung der Erlaubnis zur Durchsichtigung des geheimnisvollen Winkels gewendet. Dem aufgeklärten Prinzen verursachte die Bitte, die er als Kaiser wohl erfüllt haben dürfte, augenscheinlich einige Verlegenheit, schliesslich zog er sich mit dem Bemerkens aus der Sache, dass er leider die Erlaubnis nicht erteilen könne. Offenbar mochte er seinem Vater nicht mit einem bezüglichen Antrage kommen. — So liegt die Sache noch im Dunkeln, bis ein preussischer Monarch selbst den Befehl zur Untersuchung der geheimnissvollen Treppe geben wird. Das sollte je eher je lieber geschehen. Finden wird man in dem Hohlraum ausser dem Staub vieler Jahrzehnte nichts, aber die unheimliche Gestalt der Weissen Frau, welche nun einmal nach dem Volksglauben in dem Treppenverliess spukt, wird von da ab gebannt sein, denn man darf wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass die Schliessung der Treppe nur aus baulichen und konstruktiven Gründen erfolgt ist. Die Vermauerung einer eisernen Kaminplatte als Treppenverschluss im oberen Stockwerk, welche aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt, und der Turmknopf mit der Wetterfahne von 1705 deuten darauf, dass erst damals die geheimnissvolle Treppe verschlossen wurde. Ferner wird uns Folgendes geschrieben. Nachdem in der Familie des Grossen Kurfürsten in Folge seiner zweiten Ehe mit der Prinzessin Dorothea und der Bemühungen dieser, ihren eigenen Kindern einen Teil der brandenburgischen Lande zuzuwenden, arge Misshelligkeiten ausgebrochen waren, fand eine notdürftige Verständigung statt, welche während eines Jagd-Frühstücks auf Jagdschloss Grunewald noch weiter befestigt werden sollte. Als der Kurprinz, spätere König Friedrich I., auf Geheiss seiner Stiefmutter eine Tasse Chokolade erhalten und genossen, verfiel er plötzlich in Krämpfe und Ohnmacht. Jedenfalls handelte es sich bei dem sehr schwächlichen und nervösen Kurprinzen nur um einen heftigen Kolikanfall, im Volke aber wurde gemunkelt, die Kurfürstin Dorothea habe den ihr unbequemen Kurprinzen im Grunewald vergiften wollen.

Näher mit dem eigentlichen Geheimnis des Schlosses hängt die durch eingeweihte Kreise überlieferte Tradition zusammen, dass ein Mitglied des Herrscherhauses nach einem Jagdschmaus auf der verhängnissvollen steinernen Wendeltreppe im Weinrausch und Jähzorn einen Jagdkavalier erstochen habe. Man habe, um fatalen Erinnerungen in Zukunft vorzubeugen, die Treppe alsbald vermauern lassen. Der Volksmund fügt nun hinzu, der Tote sei auf der Treppe liegen geblieben und eingemauert worden. Wenn man die Treppe öffne, würde das Gerippe des Erschlagenen gefunden werden. Deshalb das strenge Verbot gegen die Erschliessung derselben. All diesem Gerede, welches Thatsächliches mit phantastischen Zusätzen vermengt und gerade deshalb schwer ausrottbar erscheint, dürfte ein Ende bereitet werden, wenn man die Treppe öffnen und deren Inhalt durch einwandfreie Zeugen untersuchen liesse.

Das Nauener Jubelfest, welches am 15. September stattfinden sollte, wegen der Cholera-gefahr auf den 18. Oktober und schliesslich mit Rücksicht auf die Grundsteinlegung der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche im Berliner Tiergarten sowie die Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals zu Spandau auf den 20. Oktober 1892 verlegt wurde, hat vom schönsten Wetter begünstigt stattgefunden. Vor 400 Jahren erhielt Nauen von Markgraf Otto mit dem Pfeile Stadtrechte. Schweres hat das kleine Landstädtchen erduldet: 1414 eine Verwüstung durch die Pommern in Folge der Zettelungen Dietrich's von Quitzow, während des dreissigjährigen Krieges wiederholte Plünderungen. Seit 1718, als Friedrich Wilhelm I. die Entwässerung des grossen havelländischen Luchs anbahnte, blühte die Gemeinde langsam auf. Mit Recht hat die Bürgerschaft das sechshundertjährige Bestehen ihrer Stadt mit der Enthüllung eines Denkmals für diesen landesväterlichen, wahrhaft volkswirtschaftlichen Herrscher verbunden. Zu ausserordentlichem Vorteil gereicht es dem freundlichen Nauen, dass es durch die günstige Eisenbahnverbindung unter die eigentlichen Vororte von Berlin aufgenommen worden ist. Die „Brandenburgia“ hat die Feier, zu welcher der II. Vorsitzende eingeladen war, mit regem Interesse verfolgt und bringt der alten Stadt und ihrer wackern Bewohnerschaft die herzlichsten Glückwünsche für alle Zeiten dar.

## Gesellschaften und Vereine.

Die Zeitschrift der rührigen „Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde“ enthält im eben erschienenen 5. Heft des II. Bandes folgende grössere Aufsätze:

### Vorgeschichtliches.

Die Spiralfibel von Forst i. L. und verwandte Funde aus der Niederlausitz. Von H. Jentsch in Guben. Mit einer Tafel.

Das Hügelgräberfeld bei Horno, III. Von Hauptstein in Friedersdorf.

Zwei Bronzezelte von Haaso, Kr. Guben. Von H. Jentsch.

### Sage und Brauch.

Ueberreste des Wendischen im Kreise von Luckau. Von Dr. E. Degner in Berlin.

Ähnliche Sammlungen wie die verdienstlichen des Herrn Dr. Degner sollten in allen Teilen der Provinz Brandenburg veranstaltet werden und möchten wir hierzu eine Anregung geben.

Am 10. und 11. Juli wurde die Hauptversammlung der Gesellschaft in Guben und Neu-Zelle sowie in der Umgebung beider Orte abgehalten.

Das Märkische Provinzial-Museum war durch den Pfleger Herrn Karl Künne, die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg durch unser Mitglied Paul Telge vertreten.

Die Niederlausitzer Gesellschaft ist unserer Gesamtvereinigung als Mitglied beigetreten, was wir dankbar begrüßen. Hoffentlich folgen die übrigen wissenschaftlichen Vereinigungen diesem Vorgang recht bald nach.

E. Fr.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1892. Grössere Aufsätze. Nr. 5. Ueber Miniatur-Malerei. — Nr. 6. P. Wallé: Ueber Graf Rochus zu Lynar Aufenthalt am Hofe Johann Georgs von Brandenburg. S. 48. Ueber die Wassernuss im Wernsdorfer See, Kreis Beeskow-Storkow und Altertümer in den Wehlocker Bergen. (Wenn es dort heisst „Vor den Wenden sollen hier die Wilzen und Lutizier gewohnt haben, also teutonische Stämme“, so ist dies unrichtig, die Wilzen wie die Lutizier sind wendische Stämme.). — Nr. 7. Bolle's Meierei in Berlin. — Dr. Clauswitz; die Schlossfreiheit. — Briefe des Generalmajor v. Salpius (1785—1866). Bonnell: Ferdinand August von Colomb (1775—1854). — Dr. Brendicke: Zinna-Jüterbog S. 71 fig. — Wallé, Markuskirche, Berlin S. 72.

Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Heft XXIX. Berlin 1892.

1. Das juristische Berlin beim Tode des ersten Königs. Von Amtsrichter Dr. jur. Holtze.
2. Lynars Briefwechsel mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen (1576—1592). Von Peter Wallé.
3. Zur Geschichte der Krieges- und Domänen-Kammern. Von Geh. Archivrat B. Reuter.
4. Der Berliner Volksdialekt. Von Dr. Hans Brendicke.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heft I bis III des 24. Jahrgangs der Zeitschrift für Ethnologie, Organ der hochangesehenen Gesellschaft (Berlin 1892), enthält nichts auf die Provinz Brandenburg Bezügliches. Dagegen ist aus den diesjährigen „Verhandlungen“ ders. Vereinigung, soweit erschienen, Folgendes hervorzuheben. S. 87 fig. Feuersteinmeissel und Schale mit senkrechtem Zapfen in der Mitte von einer germanischen Brandgräberstelle in Guschter Holländer, Kreis Friedeberg, 2 Abbild. sowie eine grosse bronzene Plattenfibula vom Grossen Werder im Liepnitz-See, Kreis Nieder-Barnim, Abbildung, aus dem Märk. Museum vorgelegt von R. Buchholz. — S. 96. Ed. Krause: Harz an einer jungsteinzeitlichen Urne von Buchhorst nahe Rhinow bei Friesack. — Derselbe Herr, Conservator am K. Museum für Völkerkunde, erklärt S. 98 gewisse becherförmige, germanische Thongefässe für thönerne Trommeln, wozu die ethnologischen Sammlungen Parallelen bieten. — S. 121 fig. Dr. Ed. Hahn erklärt den vielbesprochenen Schelch des Nibelungenliedes und das in der auf das Drenther Forstgebiet bezüglichen Urkunde

Ottos des Grossen vom 26. November 944 enthaltene Verbot „bestias insuper, quae teutonica lingua Elo aut Schelo appellantur“ zu erlegen, als auf das Wildpferd (Onager anderer mittelalterlicher Urkunden) bezüglich und erinnert, dass das vom Hengst noch jetzt gebräuchliche Wort „Beschäler“ mit Schelch zusammenhänge. Professor Dr. Alfred Nehring, bester Kenner der einschläglichen Fossilreste, bemerkt zunächst, dass die gewöhnliche Erklärung des Wortes Schelch als Riesenhirsch (*cervus megaceros*) nicht passe, da alle in Deutschland gemachten Riesenhirschreste diluvial, also aus einer Zeit vor aller geschichtlichen Erinnerung stammen. Ref. kann dies, soweit seine Kenntnis zureicht, nur voll bestätigen. Dann macht Nehring es recht annehmlich, dass der „grimme Schelch“ des Nibelungenliedes nichts weiter sei, als ein starkes Elenthier oder Elch. Uebrigens hat schon Dr. Much in der Wiener Jagdzeitung 1880 S. 67 den Schelch auf den Zuchthengst, Schelhengst (so in Luthers Bibelübersetzung genannt) oder Beschäler zu beziehen unternommen. — Götze: Grabfund der jüngeren Steinzeit von Warnitz, Kreis Königsberg N./M. — S. 178. — Derselbe, Die Schnurkeramik an der untern Oder (berücks. die Uckermark). — R. Virchow: Torfschädel von Stuttgarten bei Storkow S. 219. Vielleicht einige hundert Jahr alt, *hypsimesocephal*.

Ernst Friedel.

## Briefkasten.

(Anonyme Anfragen bleiben unberücksichtigt.)

**Dr. B.:** Die Namen Grünwald — Wannensee — Ziegel für Grunewald — Wannsee — Tegel kommen vor, aber niemals im Volksmunde, sondern lediglich als echt deutsche Gelehrtschrullen. So nennt z. B. der 1882 verstorbene Kustos des Kgl. Zoolog. Museums hierselbst Dr. I. P. E. Stein in seinem lehrreichen Büchlein: Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins, Berlin 1850, unsern guten Grunewald stets Grünwald. — Die Kgl. Direktion der Berlin-Potsdamer Eisenbahn fühlte sich anfänglich gemüssigt, die Schreibweise Wannensee einzuführen und so prangte die Verschlimmbesserung wirklich auch einige Jahre an dem betreffenden Bahnhofsgebäude. In Folge allgemeinen Protestes der öffentlichen Meinung ist alsdann die volkstümliche Schreibweise Wannsee angenommen worden. — Den Vogel im Kapitel gelehrter Namensverbildungen schiessen aber die beiden Bekmann, Oheim und Neffe, ab, die in ihrer Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg 1751 statt des ehrlichen plattdeutschen Namens unsers Nachbardorfs Tegel stets die hochdeutsche Uebersetzung Ziegel gebrauchen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

---

1. Als Mitglieder werden aufgenommen: Herr Kaufm. Erik Hammer, Carácas (Gran Ferrocarril de Venezuela), Fräulein Elisabeth Meyer, Herr Geh. Regierungs- und Baurat, Professor Ende, Herr Buchhändler Richard Schaeffer, Herr Schriftsteller Eduard Bertz.
  2. Zum Eintritt sind angemeldet:
    1. Herr Dr. Ernst Gasner, Köthenerstr. 31, III, W.
    2. „ von Kühlewein, Regierungs-Rat a. D., Director der Gr. Berliner Pferde-Eisenbahn, Friedrich Wilhelmstr. 18, W.
  3. Wohnungsveränderung: Herr G. Gantzer, Herbertstrasse 1, Schöneberg.
- 

## Bericht über die 10. (5. ausserordentliche) Versammlung des I. Vereinsjahres

**Dienstag, den 15. November 1892, Vormittags 11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr:**

Besichtigung der Wasserbauten am Mühlendam.

---

Auf die Einladung hin hatten sich wohl 50 Herren pünktlich in dem Thorwege des Mühlenweges an der Breitenstrasse versammelt. Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, stellte zunächst den Herrn Stadt-Bauinspektor Pinkenburg der Versammlung vor und dankte demselben für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er die Erläuterungen übernommen habe. Sodann gab er mit kurzen Worten eine Skizze von der historischen Bedeutung dieser Örtlichkeit. Sie sei immer eine Übergangsstelle gewesen, zuerst in wendischer Zeit, als die Spree die Sorben von den Wilzen schied, hierfür sprächen die Stein-, Bronze- und Urnenfunde, welche in der Nachbarschaft gemacht worden seien und dann auch in germanischer Zeit. Die Deutschen seien von

Südwesten gekommen und hätten zuerst die Insel besetzt, deshalb müsse Cölln älter sein als Berlin, hier scharten sich die Fischer wohl früher um St. Peter als die Gewerbtreibenden um Nicolai. Ebenso seien die Mühlenanlagen an dieser Stelle charakteristisch, sie stammen indessen erst aus germanischer Zeit, da die Wenden Handmühlen gebrauchten. Dafür, dass die Besiedelung in dieser Richtung vor sich gegangen sei, spräche weiter die alte Benennung „Neuer Barnim“ für das Plateau auf dem nordöstlichen Spreeufer.

Hierauf nahm Herr Stadtbauinspektor Pinkenburg das Wort; er erläuterte zunächst an zwei Situationsplänen, welche an der Hauswand befestigt waren, die alte und die neue Anlage und gab darauf einen Abriss von der Regulierung der Spree und ihren Ursachen, aus dem wir Folgendes wiedergeben: Die Spree besitzt zwar im Spreewald einen vorzüglichen Regulator, so dass bei ihr schwere Hochwassergefahren nicht entstehen können, dessen ungeachtet haben die Frühjahrshochwasser doch fast in jedem Jahre Unzuträglichkeiten herbeigeführt sowohl für die Stadt Berlin selbst als auch für die Oberspree. Diese bestanden in erster Linie in dem oft ungeheuren Aufstau des Wassers oberhalb des Mühlendamms, der nicht nur in sanitärer Hinsicht äusserst nachteilig wirkte wegen der Hebung des Grundwasserspiegels, sondern auch das Eintreten des Wassers in die Kellergeschosse der Häuser bewirkte. Fühlbarer aber machten sich die Übelstände noch an der Unterspree, denn diese war durch Sinkstoffe allmählich derartig verflacht, dass die Stromgeschwindigkeit, namentlich bei niedrigem Wasserstande nicht mehr ausreichte, die Reinhaltung des Bettes zu besorgen. Je mehr nun Berlin an Bedeutung gewann, desto schärfer traten diese Übelstände für die Stadt selbst hervor, sie wurden noch verstärkt, als mit der Fertigstellung des Neuen Oder-Spree-Kanales durch die Königliche Staatsregierung eine grossartige Wasserstrasse zwischen Oder und Spree also zwischen Breslau und Hamburg geschaffen worden war, und Berlin mit seinen traurigen Wasserverhältnissen hemmend dazwischen lag. Zur Beseitigung dieser Missstände sind nun schon folgende Wasserbauten durchgeführt worden. Die Flussrinne der Spree oberhalb Spandaus ist durch einen Kanal abgekürzt worden, ihr Bett wurde auf 1,5 m vertieft und bei Charlottenburg ein Stauwerk mit Schleusen errichtet. Innerhalb der Stadt war aber eine Besserung am schwierigsten durchzuführen, hier waren es namentlich die Mühlenwerke am Mühlendamm, welche hindernd im Wege standen. Erst nachdem im Jahre 1880 die Mühlräder beseitigt worden waren, konnte vorgegangen werden. Trotz der besseren Regulierung des Stromes verhinderte aber immer noch die geringe Weite der in verschiedene Wassergänge zerlegten Mühlgerinne eine schnelle Abführung des Oberwassers. Dem ist nun gründlich dadurch abgeholfen worden, dass man neben dem südlichen Spreeufer ein grosses Gerinne

geschaffen und neben dem nördlichen eine breite Schleuse gebaut hat. Ehe die Spree aber für den Schiffverkehrsverkehr freigegeben werden kann, sind auch die Kurfürstenbrücke und die Friedrichsbrücke neu zu erbauen, denn einmal sind die Bogen der alten Brücken für die heutigen Schiffsgefässe zu enge und andererseits sind sie auch zu flach fundiert, so dass sie bei einer Vertiefung der Spreerinne an Sicherheit verlieren würden. Was nun die Kosten betrifft, so sind dieselben so verteilt, dass die Stadtgemeinde 8 600 000 M. und der Fiskus 3 400 000 M. trägt; dafür werden von der Stadt die Brücken und vom Fiskus die übrigen Bauten hergestellt.

Nach diesen Erläuterungen stieg die Versammlung unter der Führung des Herrn Stadtbauinspektors und zweier jüngerer Kollegen desselben in die freigelegte Flussrinne neben dem südlichen Ufer hinab. Man konnte hier die Fundierung der Mühlendammbrücke betrachten. Dieselbe ist ganz aus Eisen erbaut und ruht auch auf eisernen Pfeilern, welche auf gemauerten Steinsockeln stehen, die eben aus dem Flussbett herausragen. Ähnlich ist die Fischerbrücke angelegt, welche noch nicht fertig ist, sie wird nach ihrer Vollendung gegenüber dem Hauptturm des grösseren Gebäudes in die Hauptbrücke einmünden. Zu beiden Seiten ihres Einganges befinden sich die Postamente für die strittigen Standbilder. Auf der nördlichen Seite zwischen den Gebäuden und dem Ufer ist die grosse Schleuse errichtet. Sie war schon völlig fertig gestellt und überrascht durch ihre gewaltigen Dimensionen; sie ist 100 m lang und 10 m breit, so dass sie entweder einen grossen, sogenannten Elbkahn von 7—8000 Ztr. Tragkraft oder vier kleinere, sogenannte Oderkähne beherbergen kann. Unterhalb der ganzen Anlage, von dem Ende der Schleuse hinüber bis an die Hinterhäuser der Breitenstrasse erstreckt sich das Wehr, das von nun an die Regulierung des Wassers zwischen der Ober- und Unterspree besorgen wird. Zwischen diesem und den ehemaligen Mühlgebäuden wird dann noch eine Fussgängerbrücke errichtet werden. Sehr hübsch nimmt sich hier das Schleusenmeisterhäuschen aus, das aus rotem Sandstein erbaut, lebhaft von den hellen Backsteinen der zukünftigen städtischen Sparkasse sich abhebt.

## Bericht über die 11. (4. öffentliche Sitzung) des I. Vereinsjahres

Mittwoch, den 30. November 1892, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im Bürgersaale des Rathauses.

Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Sitzung um 7<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr. Er machte zunächst davon Mitteilung, dass an den Vorstand



die Aufforderung herangetreten sei, die nächste Sitzung nicht an dem durch die Statuten fixierten letzten Mittwoch des Dezembers abzuhalten, da derselbe in die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr fällt; deshalb wird vom Vorstande der zweite Mittwoch bestimmt.

Auf dem Tische waren eine Anzahl von Kunstgegenständen ausgestellt, auf welche der Vorsitzende die Aufmerksamkeit der Versammlung lenkt, und welche in den Cirkel gegeben werden. Zunächst eine grosse prachtvolle Photographie des Inneren der Schlosskirche zu Wittenberg, alsdann mehrere Photographien von den Bauten des Mühlendamms aus der Zeit vor unserem Besuche, weshalb auf dem einen Bilde noch die zahlreichen Pfähle zu sehen sind, welche aus dem Flussbette herausragten und die später abgesägt worden sind, sodass bei unserem Besuche das Flussbett wieder das ursprüngliche Aussehen hatte; hierbei lenkte der Vorsitzende die Aufmerksamkeit auf die prachtvollen Wandbilder des Saales, unter denen das erste jene Zeit vor der Existenz der Mühlendammbücke zur Darstellung bringt. Ferner lagen eine Anzahl Zeichenbücher aus, welche die künstlerischen Arbeiten der Söhne des Grossen Kurfürsten enthielten, und über welche das Ausschussmitglied Dr. G. Galland in seinem anschliessend abgedruckten Vortrage sich verbreitete. Sodann hatte der I. Schriftwart Ferd. Meyer zwei grosse Kunstblätter seiner Sammlung ausgestellt, welche er in dem später folgenden Vortrage erläuterte. Beide Vorträge wurden mit grossem Beifalle aufgenommen. Am Schluss der Sitzung machte Ausschussmitglied Alfieri einige Mitteilungen über die Bestrebungen früherer Zeiten, der Umgebung des Schlossplatzes ein würdigeres Aussehen zu geben. Auch diese Äusserungen, sowie die zugehörige Urkunde werden später gebracht werden. Nach dem um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr erfolgten Schluss der Sitzung fand eine gesellige Zusammenkunft im Ratskeller statt.

## Der Kunstunterricht am Hofe des Grossen Kurfürsten\*)

von

Dr. Georg Galland,

Privatdocent a. d. Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin.

Brandenburg hat niemals zu den von den Musen begünstigten Ländern gehört. Und deutlicher als andere Gebiete des schöngeistigen

\*) Diese Abhandlung ist einer soeben (bei H. Keller in Frankfurt a. M.) erschienenen Sammlung von „Studien zur Brandenburgischen und Holländischen Kunstgeschichte“ entlehnt. Der Titel dieses Werkes (Preis 4 Mk.) lautet: „Der Grosse Kurfürst und Moritz von Nassau der Brasilianer.“

Schaffens trug hier die bildende Kunst die Signatur des Verpflanzten. Sie schien den Bewohnern nicht bluts-, sondern höchstens adoptivverwandt.

Man muss die ursprünglichen Verhältnisse der märkischen Erde kennen, um zu begreifen, dass dieser Boden mit seinen etwas spärlichen Reizen und Gaben seine unverwöhnten Söhne zu weit dringenderen Aufgaben, als zur anmutigen Phantasiethätigkeit erzog. Doch nachdem der Märker, Dank den Hohenzollern, die Erfolge einer langen mühseligen Laufbahn gesichert wusste, begann er sich für ideale Fragen, selbst für die Künste zu interessiren, um darin z. B. dem Vorbild Hollands zu folgen, das erst in die Reihe der Kunstländer trat, nachdem es analoge Aufgaben erfüllt hatte wie Brandenburg unter seinen Markgrafen und Kurfürsten. Diese allein schritten in der Bethätigung idealer Interessen ihren Unterthanen weit voran. Joachim I. und noch mehr Joachim II. (1535—1571) sind echte Renaissancefürsten gewesen. Von letzterem bemerkt schon der alte Lokalhistoriker König: „Er liess in der Fremde künstliche Sachen verfertigen und sandte Leute aus, die ihm Seltenheiten und merkwürdige Dinge ankaufen mussten“. Indess wurden der Entfaltung der Kunst durch die rein persönliche Förderung dieser und der folgenden Fürsten, so enge Grenzen gezogen, dass damals nicht einmal von einem bemerkenswerten lokalen Kunstleben irgendwo in der Mark die Rede sein konnte.

Erst seit den Tagen des Gr. Kurfürsten änderten sich diese Verhältnisse. Wie Friedrich Wilhelm als der Begründer des brandenburgisch-preussischen Staates gilt, wie durch ihn das politische Leben unseres Vaterlandes auf ein stattliches Postament gehoben wurde, so hat er auch dem Kunstleben in Brandenburg eine der Neuzeit entsprechende Basis gegeben. Es ist hinlänglich bekannt, was er für die Bildung des Geschmacks durch Anstellung tüchtiger und betriebsamer Künstler that und wie er durch zahlreiche künstlerische Werke und Anschaffungen die Nacheiferung wohlhabender Leute anregte. Minder allgemein bekannt aber ist seine, auf den künstlerischen Nachwuchs im Lande und auf die Erhaltung des Kunstsinnes in seiner eigenen Familie gerichtete eifrige Fürsorge, von der er bis zuletzt erfüllt war. Talentirte, ihm empfohlene junge Leute liess er, wie schon F. Nicolai hervorhebt, im Ausland bei berühmten Meistern studieren, fähigen älteren Künstlern und Technikern aus seiner Umgebung gewährte er die Mittel, ihre Kenntnisse und Erfahrungen im Auslande zu erweitern. Und wie er sich auch darin als ein wahrer Landesvater erwies, so sah er andererseits als Familienhaupt ernstlich darauf, dass bei den Prinzen von Jugend auf idealer Sinn und Kunstliebe, besonders durch andauernde Zeichenübungen, gepflegt wurden.

In diesen schönen Bestrebungen steht der Grosse Kurfürst indess

nicht ganz ohne Zusammenhang mit seinem Vorgänger Georg Wilhelm, dessen Gemahlin Elisabeth Charlotte bekanntlich aus dem kunstsinnigen pfälzischen Kurhause stammte. Wie mit einem dichten Nebel, den kein freundlicher Lichtstrahl zu durchdringen vermag, so umgiebt das abfällige Urteil der Nachwelt die historische Gestalt Georg Wilhelms. Und doch sollten ihm, ungeachtet seiner politischen und sonstigen Sünden, als Menschen und Vater unsere Sympathien nicht vorenthalten bleiben. Denn aus den Geschichtsquellen ersehen wir, welche Sorgfalt der lange Zeit kränkelnde Fürst auf die Erziehung seines einzigen Sohnes, des Kurprinzen, verwenden liess. Sie wurde nach seinen Instruktionen zu Küstrin, wie später in Holland, von Johann Friedrich von Leuchtmar, einem energischen, fein gebildeten Edelmann aus dem Herzogtum Berg geleitet. Leuchtmar, der eigentlich „von Kalkun“ hiess, stand der Praeceptor Jacob Müller zur Seite.

Zu den Lehrgegenständen des kurprinzlichen Unterrichts gehörte in Küstrin auch das Zeichnen.\*) Und gerade diese Beschäftigung scheint dem damals 8jährigen Knaben grosses Vergnügen bereitet zu haben. Denn Leuchtmar konnte im Dezember 1628 an den Hof berichten, dass der Prinz zum Malen viel Lust verrathe und sich fleissig darin übe; in anderen Studiis aber, so musste er wahrheitsgemäss hinzufügen, gehe es trotz aller Mühe nur langsam. Wie natürlich für einen phantasiereichen Knaben die Schwierigkeit des mechanischen Lernens! Solchem Kinde fehlt noch der feste Wille, den Geist so zu concentrieren, dass es gleichen Schritt halten kann mit der Verstandesthätigkeit anderer Knaben, die nicht durch das Gaukelspiel reger Phantasie abgelenkt werden. Erst wenn sich mit den Jahren dieser feste Wille einstellt, dann entwickeln sich, wie von Raumer richtig bemerkt, „aus den langsam lernenden Köpfen oft die begabtesten Männer“. „Die Liebe zu den zeichnenden Künsten aber hat den grossen Kurfürsten durch das ganze Leben begleitet“.

Und dass Georg Wilhelm auch seines Sohnes frühentstandene Neigung für Antiquitäten gern unterstützte, erkennen wir daraus, dass er ihm kurze Zeit nach der Ankunft im Universitätsort Leyden, als Erwidern auf ein Geschenk, welches in einigen indischen und anderen Curiositäten bestand, ein Kästchen mit seltenen Denkmünzen verehrte, das indess bei Rathenow von schwedischen Reitern erbeutet wurde. Ferner suchte er das für die militärischen Studien seines Sohnes sehr wichtige geometrische Zeichnen dadurch zu fördern, dass er sich den Luxus nicht versagte, ihm die subtilsten mechanischen Instrumente in Leyden kaufen zu lassen. Folgende Stücke sollte der clevische Rentmeister Lucas Blaspiel für den Kurprinzen auswählen

\*) Lehrer war Valtin Müller, vielleicht ein Verwandter jenes Praeceptors Jacob M.

resp. bestellen: „1) Einen ganzen Cirkel von Messing mit Stab und Zubehör, darauf auch eine Scala gerissen ist, um jede Höhe, Breite und Weite zu messen, und ein Futteral oder Custodi, dazu 2) Einen stähler-  
nen Handcirkel, daran der eine Fuss getheilet und mit einem subtilen Schraubchen kann gerücket werden, 3) Einen Handcirkel, daran beide Füsse ganz, und 4) Ein Paar Reissfedern von Messing, einen Quadranten zum Schiessen und Werfen aus dem Mörser“.

Aus alledem geht hervor, dass schon der grosse Kurfürst in trüber Jugendzeit die Wohlthaten des zeichnerischen und technischen Unterrichts erfahren hatte und dass er in der ihm selbst einst gewiesenen Bahn nur fortgeschritten ist, als er die Erziehung seiner prinzlichen Kinder in künstlerischer Richtung so vervollständigen liess, dass Geist und Phantasie eine harmonische Bildung erfuhren. Sie sollten dadurch — so wünschte er zweifellos — nicht etwa blos ihrem hohen Stande einen idealen Schimmer verleihen, sondern sich selbst eine Quelle feinsten Lebensgenusses begründen und anderen Fürsten, welchen gesegneten Ländern diese auch angehörten, in den Äusserungen und Ansprüchen ihres ästhetischen Geschmacks nicht nachstehen. Wie sehr ist dieser Wunsch durch König Friedrich I, der uns in den folgenden Zeilen als lernender Prinz interessiren wird, in Erfüllung gegangen! —

Von seiner ersten Gemahlin Louise Henriette, Prinzessin von Oranien, hatte der Kurfürst mehrere Söhne, von denen die Prinzen Wilhelm Heinrich und Heinrich im frühesten Kindesalter starben. Kein Wunder, dass auf die Pflege des darauffolgenden Prinzen Karl Aemil, welcher 1655 geboren wurde, und seines zwei Jahre jüngeren Bruders Friedrich das höchste Mass von Sorgfalt verwendet wurde. Und dies war um so mehr nötig, als beide Knaben gleich ihrer zarten Mutter, die im Alter von 39 Jahren starb, eine schwächliche Constitution besaßen. Der Jüngere war noch dazu schiefen Wuchses und musste während eines Aufenthaltes des Hofes zu Cleve (1665/6) in die Behandlung eines Utrechter Chirurgen gegeben werden, der den kleinen Körper des Prinzen in ein förmliches Gerüst presste. Unter diesen Umständen war es für Erzieher und Lehrer schwierig, den vorgeschriebenen Lehrplan stets streng inne zu halten.

Der Kurfürst hatte die Leitung der Erziehung keinem unbedeutenderen Manne als seinem bisherigen Hofmeister Otto von Schwerin, den die Geschichte den Älteren nennt, übertragen. Dieser, als kurbrandenburgischer Premierminister und Oberpräsident rühmlichst bekannte Edelmann, dessen Namenszug sich unter einer Reihe wichtiger kurfürstlicher Rescripte und vortrefflicher Verfügungen findet, nahm sich, obwohl er selbst Kinder besass, des ihm anvertrauten Erziehungsamtes, das sich zunächst blos auf den Kurerben, nach einiger Zeit aber auf beide Prinzen erstreckte, mit hohem Ernst und freudigem Eifer an.

Und letzterer war so gross, dass Schwerin über den Verlauf seiner pädagogischen Thätigkeit auf das Genaueste berichtete. Diese Tag um Tag niedergeschriebenen Berichte liegen in jenem zwei Foliobände umfassenden Erziehungs-Journal des Geh. Staatsarchivs zu Berlin vor. Das Journal, die Hauptquelle für unsere Betrachtungen, ist nicht allein eins der wichtigsten Dokumente, die von Prinzenenerziehung handeln; es enthält auch eine Fülle kulturhistorisch interessanter Bemerkungen über Begebenheiten des Brandenburgisch-Preussischen Hoflebens aus dem allerdings nur kurzen Zeitabschnitt von 1663 bis ca. 1672.

Das Journal beginnt am 1. Januar 1663. Schwerin äussert sich zunächst in einem Vorwort über seine Erziehungsmethode, wie sie bei dem damals 8jährigen Kurprinzen in Anwendung gebracht wurde. Niemand wird ihr das Lob, dass sie nach rationellen Gesichtspunkten aufgestellt ist, vorenthalten. Schwerin schreibt: „Der Anfang zum Studiren ist auf diese Art gemachet. Um 6 Uhr habe ich den Prinzen gewöhnet willig und ohne Verdruss aufzustehen. Darauf allsofort geschwind kleiden lassen. Nach Ende solcher Kleidung habe ich Ihn alle Zeit suchen zum Sprechen zu bringen, und deshalb das Eine und Andere erzählt. Hiernach habe ich nebst dem Prinzen sofort das Gebet knieend gethan . . . Um 7 Uhr hat Monsieur Stephani den Anfang mit dem Instituiren gemachet, erstlich mit Lesen, da der Prinz noch nicht recht buchstabiren können; hiernach Vokabeln und kleine Fragen aus dem Katechismus beigebracht, dann wieder etwas lesen lassen und dann in der Chartre von Europa unterwiesen. Nach 9 ist der Prinz im Schreiben unterrichtet, und darauf bis Essen im Tanzen. Nach Essen ist dem Prinzen bis 2 Uhr zu spielen vergönnet, worin ihm alle Zeit sein freier Wille gelassen, jedoch habe ich allemal dahin gesehen, dass Er auch zugleich solche Spiele gethan, dabei Er zugleich etwas lernen und so wohl das Ingenium als auch den Leib exerziren können. . . . Von 2 bis 3 schreibt der Prinz wiederum, hernach studiret der Prinz Vorgesdachtes bis 4, halb 5 oder gar bis 5 . . . Um halb 9 aber auf's späteste bringe ich den Prinzen nach gehaltenem Gebet zu Bette.“

Weder von Musik noch von zeichnerischer Übung ist also zunächst die Rede, dagegen wird dem Tanzunterricht von Anbeginn ein ganz besonderer Spielraum gelassen. Doch tritt sehr bald auch die erst-erwähnte Kunstübung in den Lehrplan. Der Kurprinz erlernt das Flötespiel und giebt sich ihm eifrig hin, da desselben in der Folgezeit mehrere Male in der Woche Erwähnung geschieht. Wer diesen Unterricht ertheilte, wird leider an keiner Stelle des Journals mitgeteilt. Dieser Umstand und gewisse Bemerkungen, wie: „Der Musikant heute nicht gekommen“, scheinen mir darauf hinzudeuten, dass der Lehrer kein namhafter Künstler war. Sicherlich darf man ihn unter den Mitgliedern der kleinen Hofkapelle des Kurfürsten suchen. In dieser wirkte auch

ein gewisser Ambrosius Schärle, von dem wir aus dem Budget für den Hofstaat lediglich die Höhe seines nicht gerade beträchtlichen Einkommens erfahren. Schärle wurde Anfang der siebziger Jahre entlassen. Doch da sich der Kurfürst für sein Fortkommen noch weiter interessirte, so nehme ich an, dass dieser Musiker eine besondere Stellung bei Hofe eingenommen hatte. Unter den Hamburger Aktenstücken des geheimen Staatsarchivs aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms fand ich zufällig ein Kurfürstliches Rescript, das, unterzeichnet von dem Erzieher der Prinzen O. v. Schwerin, an den kurbrandenburgischen Residenten in Hamburg, Otto von Guericke gerichtet ist (Dat. Köln a d. Spree 30. April 1671). Das Schriftstück lautet:

„Friedrich Wilhelm Churfürst. Unsern gnädigen Gruss zuvor. Vester Raht und Lieber Getreuer. Aus dem Einschluss ersehet ihr, Was gestalt Ambrosius Schärle, Musicus, sich in Hamburg nieder Zu lassen, und alda bey dem Magistrat Dienste zu suchen gesonnen, auch deshalb unsere gnädigste Vorschrift unterthänigst gebeten. Ob wir nun wol desfalls selbst an den Magistrat zu schreiben bedenken tragen, So möchten wir doch gleichwol Ihm sein glück gerne gönnen, und in seiner Intention befördert sehen, Zu mahlen er Uns hier Bevor vor einen Cammer Musicant an die zehn Jahr unterthänigst aufgewartet, befehlen auch demnach hiermit in Gnaden, euch dahin zu bemühen, dass Ihm sein Desiderium bey dem gedachten Magistrat Zu wege bringet, damit er daselbst zu einem Dienst gelangen möge. Und etc.

Die Entlassung Schärle's fällt in die Zeit, da der Kurprinz sein 16. Lebensjahr eben überschritten und daher der Jugendunterricht Karl Aemils sein Ende erreicht hatte. Also nehme ich an, dass der eine Umstand mit dem anderen unmittelbar zusammenhing. Es würde in der That die ausserordentliche Form der kurfürstlichen Empfehlung des Musikers bei dem Hamburger Magistrat nur völlig verständlich sein, falls sich der so angelegentlichst Empfohlene durch langjährigen Unterricht der Prinzen bei Hofe beliebt und verdient gemacht hatte. Was wir Bestimmtes aus dem Schwerin'schen Journal erfahren, ist blos, dass der Kurprinz bis 1667 Flöte spielte und diese dann mit einem Streichinstrument, der Viola di Gamba, vertauschte, während Prinz Friedrich, nachdem er einige Zeit das Flötenspiel betrieben und mit seinem Bruder Duette geübt hatte, Unterricht auf dem Clavikord erhielt. Karl Aemil übte in manchen Monaten täglich zwei Mal, so dass man bei der Lektüre jener Aufzeichnungen zuweilen fast den Eindruck empfängt, als lese man das Tagebuch eines angehenden jungen fürstlichen Musikers.

Zu anderen Zeiten, wenn die Musik mehr in den Hintergrund der täglichen Beschäftigung trat, nahm dafür der Zeichenunterricht an Bedeutung zu.

An diesem Unterricht, der im Jahre 1664 begann, war anfänglich

allein der Kurprinz Karl Aemil beteiligt. Erster Lehrer war der Holländer Johann Gregor Memhard, der am 12. März 1650 als kurfürstlicher Ingenieur und Baumeister nach Berlin gekommen war und sich in seinen Obliegenheiten die grössten Verdienste erwarb. Grade um jene Zeit galt seine Hauptwirksamkeit der Befestigung der Residenz, und es erscheint daher begreiflich, wenn der Lehrer bemüht war, dem kleinen Prinzen, neben dem Freihandzeichnen, schon die ersten Elemente des Festungsbaues beizubringen. So heisst es am 25. November 1664 im Schwerinschen Journal: „Herr Memmart in der Fortifikation unterrichtet“. Gezeichnet oder „gerissen“ — wie es nach damaligem Sprachgebrauch ebenso häufig lautet — wurde wöchentlich zwei Mal; zuweilen hinderten indess die umfangreichen anderweitigen Berufsarbeiten den holländischen Baumeister an der regelmässigen Erteilung der Lectionen. Dann liest man im Journal z. B.; „Herr Memmart ausgeblieben“, oder wenn die Übung vorzeitig angebrochen werden musste, steht vermerkt: „Umb 9 mit Herrn Memmart etwas gezeichnet“, „Umb 2 mit Herrn Memmart etwas gerissen“. Man ersieht aus diesen Notizen nebenbei auch, dass damals eine bestimmte Tagesstunde für das Zeichnen noch nicht fixiert war. Erst später, als jüngere, anderweitig minder in Anspruch genommene Kräfte für den technischen Unterricht bei Hofe herangezogen wurden, setzte der prinzliche Lektionsplan für diese Übungen ein für alle Male die Nachmittagszeit von 2 Uhr ab fest. Und wenn, aus irgend welcher Veranlassung, kein Lehrer zur Stelle war, so erhielt ein geeigneter Kammerjunker den Befehl, die Zeichenübung zu beaufsichtigen. Alsdann meldet das Journal z. B.: „Umb 2 mit Mons. Podewils gezeichnet“.

Den ersten Lehrerwechsel für das Zeichnen brachte die im November 1665 stattgefundene Übersiedelung des Hoflagers nach Cleve mit sich. Es scheint, dass der unter Memhard in Berlin thätig gewesene, junge märkische Architekt und Ingenieur Joachim Ernst Blesendorf, der 1640 zu Zielenzig geboren wurde, gleichzeitig die Reise nach dem Niederrhein gemacht hatte. Schon am 7. November berichtet das Journal: „Nach Essen seindt die sämmtlichen Clevischen Rächte gekommen und haben den Prinzen Gratuliret, dann der Churprinz selbst geantwortet, um 2 hat der Churprinz gezeichnet“. Der Unterricht bei Blesendorf dauerte aber nur wenige Monate, unterm 16. März 1666 lesen wir im Journal: „Umb 2 hat der Chur Printz mit Wulfgrüber, weil Blesendorff weggeriset, gezeichnet“.

Der neue künstlerische Ersatzmann war ein, nach F. Nicolai, aus Cleve gebürtiger junger Maler, den der Kurfürst zur Ausbildung nach Holland und Belgien gesandt hatte. Darüber sind wir durch verschiedene interessante Urkunden des Geheimen Staatsarchivs auf das Ausführlichste unterrichtet. Am 25. Februar 1661 gelangt das folgende, von O. von

Schwerin unterzeichnete Rescript an den in Amsterdam residirenden brandenburgischen Rath und Agenten Matthias Dögen: „Friedrich Wilhelm Churfürst. U. G. G. Z. Rat und lieber getreuer. Nachdem wir gnädigst resolviert haben, Unseren Unterthan Georg Wolfgrübel in der Mahlerkunst und Architectura, alss worzu Er von natur incliniret, unterrichten zu lassen, und Zu dem ende nacher Ambsterdam Zu verschicken. Alss befehlen wir Dir hiermit in gnaden, dass Du demselben anitzo bei Deiner abreise mitnehmen und bei den besten Meister in Ambsterdam nicht allein recommendiren, sondern auch so wol wegen der information als unterhalts vorerst auff ein Jahrlang verdingen, auch die noturfft deshalb ausslegen und uns solches in Rechnung bringen wollest, unterdessen ehestens unterthänigsten berichten, wie Hoch sich alles auff ein Jahr belauffen werde. Etc. . .“

Zwei Jahre darauf (1663) sieht sich der fürsorgliche Kurfürst veranlasst, aus Königsberg an dieselbe Adresse eine Mahnung betreffs weiterer Unterstützung des jungen Malers zu senden. Er lässt Matthias Dögen in Amsterdam folgendes Rescript zugehen: „Friedrich Wilhelm Kurfürst. U. g. g. Z. Raht und Lieber getreuer. Nachdem Wir vernehmen, dass Du schwierigkeit machen sollest, Hanss Georgs Wolffgrübels, den Wir zu Ambsterdam die Mahler Kunst lehren lassen, die Mittel zu seiner ferneren Unterhaltung zu reichen, Und aber Unsere meinung ist, dass er von nun an, noch ein Jahr und also inssgesambt 3 jahr die Kunst recht Zu erlernen alda verbleiben und unterhalten werden solle. Alss ergeheth Unser gnädigster Befehl an Dich, ihm, Wolfgrübern, ferner die nohtturfft abfolgen und Dich von ihm quittiren Zu lassen. Etc. . .“

Auch das dritte Jahr ging vorüber, und der Kurfürst überzeugte sich, dass für die Ausbildung des jungen Mannes noch mehr gethan werden müsse. Deshalb wandte er sich an seinen clevischen Statthalter Johann Moritz von Nassau, der ein geschätzter Kunstfreund war und sich in damaligen niederländischen Kunstkreisen grosser Beliebtheit erfreute. Das kurfürstliche Schreiben lautet: „Hochwürdiger, Hochgeborener Fürst, Freundlich lieber Vetter. Ew. Liebden geben wir hiermit freunt-Vetterlich Zu vernehmen, welcher gestalt Wir eine Zeitlang Hanss Jürge Wolffgrübel Zu Amsterdam in der Mahler Kunst unterrichten lassen, Weil sich nun derselbe sehr fleissig erwiesen, wir auch die Hoffnung haben, dass er in dieser Kunst dermaleinst Zu unserm gnädigstem contento bestehen wirdt, Und demnach entschlossen sein, ihn noch eine Zeit lang bey erfahrenen Meistern Zu Antwerpen unterrichten zu lassen, So gesinnen Wir an Ew. Liebden hiermit freunt Vetterlich, Sie wollen diesen Wolffgrübel so bald er sich bey Deroselben anmelden wird, behülflich sein, dass er nicht allein dahin gelangen und von Ew. Liebden an die Jenige Meister, so Ew. Liebden er benennen



wird, auf's beste recommendiret werden möge, besonders ihm auch alle Viertel Jahr so viel nachgeschicket werde, alss zu seinem ausskommen er benötiget sein wird, Gestalt wir dan auch an Unsern General Wachtmeister den Freiherrn von Spaen gnädigst befehlen, Ew. Liebden hierin an die Hand Zu gehen. Etc. Köln a. d. Spree 2 Februar 1664. An Printz Mauritzens Fürstliche gnaden“.

Und gleichzeitig empfing genannter Generalwachtmeister den folgenden Befehl: „Frd. Wilh. Churf. U. g. g. Z. Wolgeborener Raht, Lieber getreuer. Nachdem wir eine Zeit lang Hanss Jürgen Wolffgrübel zu Ambsterdam in der Mahler Kunst unterrichten lassen, und mit seinem bisshero verspürten Fleiss gnädigst woll Zufrieden sein, auch die Hoffnung haben, dass er Künfftig sich in dieser Kunst genugsam perfectioniren wird, Und demnach entschlossen sein, ihn noch eine Zeitlang bey erfahrenen Meistern zu Antwerpen unterrichten zu lassen, So haben wir bey Unseres Clevischen Statthalters Printz Mauritzens Liebden die Vorsehung gethan, damit ihm so lange alss wir ihn daselbst halten wollen, die nöthigen mittel dazu quartaliter mögen nachgeschicket werden, Und wollen Zugleich auch Euch hiemit gnädigst befohlen haben, Ihre Liebden darin auf Begehren Zu assistiren und es dahin zu richten, damit diesem Wolffgrübel an solchen mitteln es niemallss ermangeln und er dadurch an seinem Fleiss behindert werden möge. Und etc. Cöln a. d. Spree 2. Februar 1664. An den General-Wachtmeister Freiherrn von Spaen“.

Wolffgrüber ging indess nicht nach Antwerpen, sondern — vielleicht auf Vorschlag des Fürsten Moritz von Nassau — in die Werkstatt des bekannten Rubensschülers Theodor van Thulden, der damals wieder in seinem nordbrabantischen Geburtsort Herzogenbusch lebte. Dieser Meister gehörte mit zu den Malerdekorateuren des Oraniensaales im „Haus im Busch“; und später hat sich auch der Grosse Kurfürst seiner Hand zur Ausschmückung des Marmorsaales im Potsdamer Stadtschlosse bedient. Sein Name erinnert uns ausserdem an einen gewissen H. G. van Thulden aus Herzogenbusch, der zur selben Zeit wie Friedrich Wilhelm in Leyden studierte und nach dem Album Studiosorum, am 6. April 1635 an der dortigen Unisersität inscribiert wurde. Auf dessen mutmasslichen Verwandten, den Maler, bezieht sich nun ein im Geheimen Staatsarchiv bewahrtes Konzept zu einem kurfürstlichen Schreiben. Am Rande des Papiers steht zwar bemerkt: „Dieses schreiben ist von S. Churf. Durchlaucht nicht abgegangen, sondern namens des Herrn Ober-Präsid. (Schwerins) auf solche Massen an den Mahler geschrieben worden“. Doch scheint mir der Inhalt dieser Zeilen so wichtig zur Beurteilung des Verhältnisses Friedrich Wilhelms zur Bildenden Kunst, dass ich mir die wortgetreue Wiedergabe des Schriftstückes nicht versagen kann:

„An Theodorum van Thülden, Kunst Mahlern zum Hertzogenbusch“.

„Friedrich Wilhelm Churfürst. U. G. G. Z. Lieber Besonder. Nachdem Wir al Zeit ein sonderbares gefallen an Euer Kunst getragen, So haben Wir Johan Christoff Wolffgrübeln, welchen wir bisshero in Amsterdam lernen lassen, sich eine Zeitlang bey euch aufzuhalten und sich in der mahler Kunst fleissig Zu üben, Befohlen, Und gesinnen demnach an Euch in gnaden, dass Ihr diesen Menschen Euch auf's beste recommendiret sein lassen wollet, ihn in der Kunst fleissig unterrichtet, damit er darin zur perfection kommen möge, Solches wird Euch zu grossem Ruhm gereichen, Und wir seind es in gnaden Zu erkennen geneigt. Cöln a. d. Spree 14. Juni 1664.“

Dasselbe Datum trägt ein zweites Schreiben ohne Adresse, die sich indess leicht als diejenige des Freiherrn von Spaan zu Cleve ergänzen lässt. Es lautet: „Friedrich Wilhelm Churfürst. U. g. g. z. Wohlgeborener Raht, Lieber getreuer. Ihr werdet Euch zu erinnern wissen, was Wir Euch hierüber unterm Dato Cölln a. d. Spree den 2. Februar dieses Jahres wegen Johann Christoff Wolffgrübeln, welchen wir die Mahler Kunst erlernen lassen, in Gnaden befohlen. Nachdem nun derselbe sich anitzo bey Theodoro Thülden Zum Hertzogen Busch auf Unsern gnädigsten Befehl, sich in der Kunst daselbst zu perfectioniren, aufhält, So ergeheth hiemit Unser gnädigster Befehl abermalss an Euch, dass Ihr dafür sorget, damit es diesem Menschen an behörigen mitteln nicht ermangelt, Und wegen des geltmangels nicht aufgehalten, noch verursacht werde, künftig selbst nach Cleve zu kommen, solche gelder zu sollicitiren, weil er dadurch sich merklich versäumen würde. Und etc. Cölln a. d. Spree den 14. Juni 1664.“

So viel geht aus den mitgetheilten Schriftstücken zur Evidenz hervor, dass dieser junge clevische Künstler dem Kurfürsten sehr warm empfohlen worden sein muss und dass man auf sein Maltalent grosse Hoffnungen gesetzt hat, ist doch sogar von dem Ruhm die Rede, den sich van Thulden durch seinen deutschen Schüler erwerben würde. Nun kommt aber später der Name Wolfgrüber unseres Wissens überhaupt niemals im Zusammenhang mit künstlerischen Arbeiten, weder in der Mark noch sonstwo, vor, und so darf man wohl annehmen, dass der kurfürstliche Schützling eines vorzeitigen Todes starb und dadurch verhindert wurde, jene hochgestellten Erwartungen zu erfüllen. Im März 1666 hatte er seine Studien bei van Thulden in Herzogenbusch bereits beendet, denn damals ersetzte er in Cleve, wie wir oben hörten, Blesendorf als Zeichenlehrer der jungen Prinzen. Auch dieser reiste als kurfürstlicher Stipendiat ins Ausland. Sein Studienaufenthalt in Italien und besonders in Rom dauerte von 1666 bis 1668. Zurückgekehrt, nahm Blesendorf's Karriere einen raschen glänzenden Verlauf, er wurde Oberbauingenieur und Baudirektor und 1673, nach de Chieze's Tode, sogar zum Generalquartiermeister der Armee ernannt. —

Auf Jahre hatte die kurfürstliche Familie im Oktober 1666 Abschied von Cleve genommen. Die Kurfürstin hatte sich zunächst von den Ihrigen getrennt und war nach dem Haag gefahren. Die Prinzen kamen am 6. November wieder in Berlin an. Und drei Tage darauf heisst es im Erziehungs-Journal: „Umb 2 hatt der Chur Printz mit dem Kupferstecher angefangen zu reissen“. Offenbar handelt es sich hier um einen neuen Lehrer, der leider nirgends genannt wird. Der Unterricht schwankte zwischen zwei und drei Stunden wöchentlich, fand aber gewöhnlich nur zwei Mal, zur üblichen Nachmittagszeit, statt. Ausnahmsweise ist am 16. und 19. Januar 1667 Vormittags vermerkt: „statt des Dantzens gerissen“. Anfänglich nahm ich an, dass es sich damals lediglich um eine Fortsetzung der früheren Uebungen handelte. Doch bald gewann ich die Ueberzeugung, dass der Kurprinz, wie später Prinz Friedrich, bei diesem ungenannten Kupferstecher das Radiren, Ätzen und Drucken von Kupferplatten erlernte. Unterm 2. März 1672 meldet nämlich Schwerin: „Prinz Friedrich gezeichnet, auch etzliche Kupffer in seiner Kammer auff einer Kleinen presse gedrucket“.

Wer war nun der Kupferstichlehrer der Prinzen?

Wären die beiden Brüder Samuel und Konstantin Friedrich Blesendorf wirklich wie nemlich Nicolai behauptet, auch die Brüder jenes Ingenieurs Blesendorf, so könnte man wohl auf die Vermutung kommen, dass einer von ihnen damals bei Hofe unterrichtete. Ich habe indess ermittelt, dass Konstantin Friedrich erst im Jahre 1674 geboren wurde. Und also bleibt die Frage nach dem Kupferstichlehrer der Prinzen offen.

Am 6. Februar 1667 hatte Karl Aemil sein zwölftes Lebensjahr vollendet. Und seitdem finden wir im Journal fast täglich Zeichenübungen vermerkt, was die Richtung der Ausbildung dieses begabten Prinzen um so mehr kennzeichnet, als auch der Musikunterricht damals keineswegs vernachlässigt wurde. Selten genug liest man „Der Kupferstecher ist ausgeblieben“, so am 25. Januar 1667 und erst wieder am 31. Juli des folgenden Jahres. Einige Zeit darauf erlitt der technische Unterricht durch die Uebersiedelung des Hofes nach Königsberg kurze Unterbrechung. Am 20. November zeichnete der Kurprinz hier ohne Anleitung. Vier Tage darauf heisst es: „Umb 2 hatt der Chur-Printz mit einem neuen Meister alhier angefangen zu zeichnen“. Wer dieser Königsberger Lehrer war oder gewesen sein kann, vermag ich nicht einmal anzudeuten; er erhält im Journal gelegentlich (20. Nov.) den Titel „Kunst-Meister“.

Die grosse Lücke, welche das bis dahin so sorgfältig verfasste Journal bezüglich der Jahre 1669 und 1670 aufweist, verhindert uns leider, über den Fortgang der künstlerischen Studien der beiden Prinzen in dieser Zeit Betrachtungen anzustellen. Was wir alsdann aus den flüchtiger werdenden Angaben des Tagebuches entnehmen, ist, dass der

Kurprinz nach Vollendung seines 16. Lebensjahres aus dem Kreise strenger stündlicher Beaufsichtigung trat, und dass in den beiden letzten Jahren des Schwerinschen Erzieheramtes Prinz Friedrich die Hauptperson des Journals bildete. Während sein älterer Bruder mit der vollen Leidenschaft seiner heissblütigen Natur sich der erworbenen Freiheit hingibt, um sein Leben mit kräftigen Zügen zu geniessen\*), während er ohne Ermüdung spielt, tanzt, reitet, auf die Jagd zieht, sehen wir den Prinzen Friedrich in seinem Gemache emsig lernend, musizierend, in Kupfer stechend oder von Blesendorf im Zeichnen, in der Festungslehre und in der Mathematik unterwiesen werden. Fast täglich liest man im Journal über ihn: „mit Mons. Blesendorf gerechnet“ oder „mit Mons. Blesendorf gezeichnet“. Am 17. Oktober 1671 steht vermerkt: „Prinz Friedrich gerissen und zu Hause geblieben“, und interessant ist die Notiz vom 3. November, die nach dem Vermerk, dass allein der Kurprinz Urlaub zu angenehmem Zeitvertreib erhalten, hinzufügt: „Prinz Friedrich aber mit Mons. Blesendorf mit Schantzen machen von Wachs sich exerciret“.

Ob die Prinzen während eines vorübergehenden Aufenthalts in Landsberg noch anderweitigen technischen Unterricht genossen, schien mir der Frage werth, nachdem mir die Notiz des Journals zu Gesicht gekommen war: „Um 10 Uhr ist der Herr Rüdger zu den Prinzen gegangen“ (23. Sept. 1671). Mir fiel nämlich bei dieser Gelegenheit der Holländer Rütger van Langerveld ein, der Schöpfer des Köpnickers Schlosses, von dem auch durch Nicolai bezeugt wird, dass ihm neben seiner Thätigkeit als Maler und Architekt „zugleich die Unterweisung der Kurfürstlichen Prinzen in der Mathematik aufgetragen“ wurde. Doch ist dies erst später gewesen, wie aus der Erneuerung seiner Bestallung als Hofmaler (Dat. Potsdam, 31. Mai 1679) hervorgeht. Langervelds Unterweisung kann sich also nur auf den Prinzen Ludwig (geb. 1666), den jüngsten Sohn der Louise Henriette, und auf den ältesten Sohn aus der zweiten Ehe des Kurfürsten, den Prinzen Philipp Wilhelm (geb. 1669), beziehen. Nicolai erwähnt übrigens noch einen schon unter Georg Wilhelm seit 1630 beschäftigt gewesenem Rüdiger von Waldow, der den Festungsbau zu Küstrin und Spandau geleitet hatte. Ein Joachim Rüdiger von Golze war, nach demselben Autor, 1661 kurfürstlicher Generalmajor, 1665 Generallieutenant und sonst, seit 1661, verschiedene Jahre lang Gouverneur zu Berlin; auch dieser betrieb den Festungsbau. Es bleibt also fraglich, wer jene im Jahre 1671 mit „Herr Rüdger“ bezeichnete Landsberger Persönlichkeit war und in welcher Funktion dieselbe die beiden Prinzen besucht hatte.

Dass der Kurfürst kurz vor Langervelds Heranziehung zum prinz-

\*) Er starb drei Jahre darauf, während eines Feldzuges, zu Strassburg i. E.

lichen Unterricht in der That eine hierfür geeignete Persönlichkeit gesucht hat, dürfte auch aus einem Schreiben\*) des Fürsten Moritz von Nassau hervorgehen, der einen jungen Edelmann Namens Donep als „gewünschtes subject bey Ew. Durchlaucht Junge Prinzen“ angelegentlichst empfahl . . . Und noch von einem anderen Zeichenlehrer am Hofe zu Berlin haben wir zum Schluss Erwähnung zu thun, von Gottfried Leygebe, dem aus Schlesien stammenden Eisenschneider und Maler. Wann Leygebe unterrichtete, meldet freilich Nicolai nicht, dem wir diese Kenntniss verdanken.

(Schluss folgt.)

## Ein illustriertes Flugblatt auf die Schlacht bei Fehrbellin.

Von Ferdinand Meyer.

Das ausgestellte Original-Flugblatt versetzt uns im Geiste zurück in eine Zeit der Kriegseignisse von nationaler Bedeutung, denen es seine unmittelbare Entstehung verdankt. Es vergegenwärtigt uns insbesondere jene glänzende Waffenthat, wie solche nur je von den berühmtesten Feldherren vollbracht worden ist: den Sieg Friedrich Wilhelms bei Fehrbellin, — des „Grossen“ Kurfürsten, wie damals das elsässische Volkslied ihn zuerst angesungen und gefeiert hat.

„Gedruckt in diesem Jahr 1675“, darf das Flugblatt wohl als eine grosse Seltenheit betrachtet werden können, denn in keinem der mir vorgekommenen Werke ist seiner erwähnt. Bevor ich aber näher auf dasselbe eingehe, sei es mir gestattet, bei der ebenfalls ausgelegten Kopie eines anderen Flugblattes zu verweilen, das eine Analogie mit jenem darbietet. Diese Kopie ist dem umfangreichen Werke „Geschichte des preussischen Staates“ von Dr. Ernst Berner beigegeben; leider fehlt der Vermerk, wo das Original sich befindet.

Die obere Hälfte des 55 cm hohen und 35 cm breiten Blattes stellt ein von dem holländischen Peintre-Graveur Romeyn de Hooghe radiertes Schlachtenbild in zwei Abtheilungen dar: links die „Ueberrumpelung Rathenows bei Nachts“, und zur Rechten die Schlacht bei Fehrbellin, welches „halb in Flammen steht“. Inmitten des Kampfgewühls erscheint der Grosse Kurfürst; ihm zur Seite Emanuel Froben, tödtlich getroffen vom Pferde sinkend.

Die bekannte und vielfach glorifizierte Erzählung von dem Pferdewechsel zwischen Beiden wird aber in keinem der recht ausführlichen gleichzeitigen Berichte erwähnt; auch hätte de Hooghe sicherlich eines solchen

\*) Vom 16. Februar 1678 (Geh. Staatsarchiv zu Berlin.)

Opfermutes in der Beschreibung seines Bildes gedacht. Anscheinend ist es denn auch ein Schimmel, den der Kurfürst reitet, und die wohl für das glänzende Ziel des feindlichen Schützen bestimmte Kugel erreichte den Diener an der Seite des Herrn.

Der Text des Blattes ist in holländischer Sprache verfasst; die Ueberschrift am Kopfe desselben lautet verdeutscht: „Glorreiche Erfolge Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg gegen die Schweden im Havellande, und Seine grosse Viktoria vom 26. Juni bis 2. Juli 1675“. Unterhalb der Illustration folgt eine Schilderung der Kämpfe, das Verzeichnis der hervorragendsten gefallenen bzw. gefangen genommenen Personen, der eroberten Trophäen und sonstigen Beutestücke. Letztere kamen, nebst den 140 verwundeten Gefangenen, „unter Trommeln, Trompeten und Schalmeien“ am 2. Juli in Berlin an; der Zug hatte 2 Stunden gedauert „zum Jubel der Gemeinde“.

Das Blatt erschien, wie die Unterschrift besagt, in Amsterdam, bei Romeyn de Hooghe, „Kunstverkooper in der Kalverstraat. 1675.“ Der Künstler, hiernach zugleich Kunstverleger, war ein trefflicher Illustrator der Ereignisse seiner Zeit, die er oft mit beissendem Spott behandelte, wie dies auch aus dem gegen die Franzosen und Schweden gerichteten allegorischen Beiwerk zur Ueberschrift jenes Blattes ersichtlich wird.

Das von mir ausgestellte Flugblatt von 40 cm Höhe und 27 cm Breite schildert dagegen in deutschen Reimversen die Einnahme von Rathenow, die Schlacht bei Fehrbellin, und streift darüber hinaus auch den Feldzug der Verbündeten gegen die Franzosen unter Führung Montecuculi's bzw. Turenne's. Hierauf bezieht sich zunächst die Ueberschrift:

„Tapferes Helden-Siegen / nach Blut-gefärbten Kriegen /  
der Reichs-bekandten zweyen Helden  
**Chur-Brandenburg / und General Montecuculi /**  
Sampt traurigem Stückerliegen des dritten sogenannten erklärten Reichsfeindes  
Mons. de **Turenne.**

Darunter erscheinen die Bildnisse des Grossen Kurfürsten und der genannten beiden Heerführer. Das Brustbild Friedrich Wilhelms, ein kleines Meisterwerk des Grabstichels, spiegelt die geistige Grösse und Energie in dem Antlitz des grossen Hohenzollern wieder, den die Unterschrift als „Friederic. Wilhelm. d. G. Elector Brandenburgicus, Germaniae Libertatis Propugnator“ bezeichnet.

Ihm zur Seite erblicken wir das Bildnis Montecuculi's, des deutschen Reichsfürsten und österreichischen Feldherrn, welcher den in jüngster Zeit mehrfach zitierten Ausspruch gethan hat, dass man zur Führung eines Krieges Geld, und abermals Geld, und viel Geld brauche.

Turenne, dessen Kontrefei als drittes in der Reihe erscheint, hatte zu Beginn des Jahres 1675 die Verbündeten aus dem Elsass gedrängt, war dann über den Rhein vorgedrungen und im Juli bei Sasbach auf die Kaiserlichen unter Montecuculi gestossen. Aber noch vor Beginn der Schlacht traf ihn am 27. Juli, während der Rekognoszierung des Terrains, eine Kanonen-

kugel und bereitete seiner ruhmvollen kriegerischen Laufbahn ein jähes Ende. Darauf deutet das Todtenkreuz links über seinem Bildnis hin.

Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm, durch den Einfall der Schweden in die Mark genötigt, den Kriegsschauplatz verlassen und am 28. Juni den glorreichen Sieg bei Fehrbellin errungen. Eine hierauf bezügliche Attaque der Reiterei befindet sich unter seinem Bildnis. Mit technischer Virtuosität ist die winzig kleine und eine zweite Darstellung ausgeführt, die eine kriegerische Aktion zwischen den Kaiserlichen unter Führung Montecuculi's, und den Franzosen unter Turenne's Oberbefehl, während des viermonatlichen erfolglosen Manövrierens beider gegeneinander, behandelt.

Leider ist der Name des Stechers nicht ersichtlich, wie denn auch das Blatt nur den Vermerk „Gedruckt in diesem Jahr / 1675“, ohne Angabe des Druckortes, enthält. In Betreff des letzteren werde ich meine Vermutung später noch aussprechen.

Wenden wir uns nun den Reimversen oder „Dreyer Tapferer Helden Kriegs- und Sieg-Lieder“ zu, so kann hier nur das erste derselben für uns von speziellerem Interesse sein. Es ist ihm die, unserer Zeit fremd gewordene Melodie: „Ein' schöne Dahme wohnt in pp.“ zum singen vorgeschrieben, und lautet:

„Es pflegt die Untreu ihren Mann / Gemeinlich zu schlagen:  
Die Schweden habens dargethan / Nicht ohne Nach-Weh-Klagen:  
Sie drungen unter gutem Schein dort in die Chur-Mark listig ein /  
Mit Macht und vollen Hauffen.\*)

2. Sie machten endlich selbst Quartier / Als ungeladne Gäste /  
Sie hausten nach Gefallen hier / Versahen sich aufs beste: Und wo  
dann alles aufgezehrt / Da wurden Land und Leut verheert / Und  
übten Schad und Schande.

3. Der Churfürst der mehr umb das Reich / Als um sein Land  
sich kränkte: Und demnach jenem sich zugleich / Und seine Völcker  
schenkte / Er wachte letzlich auf zur Rach / Des Krieges Glück Ihm  
zoge nach! Und traf den Feind im Schlafen.

4. Ein Havel-Pass heisst Rattenau / Besetzt von den Finnen /  
Den suchte bey dem Morgen-Thau Er wieder zu gewinnen; Der  
Anschlag glücklich ging zu End: Der Oberst sambt dem Regiment /  
Zu Schanden da gegangen.

5. Hierauf kam Schrecken / Forcht und Graus / Gleich in dess  
Feindes Heere; Er eilte zu dem Land hinaus / dass nicht der Streich  
sich mehre; Chur-Brandenburg verfolgte ihn / Die Wahlstatt war bey  
Fehrbellin / Da wollt es scharff hergehen.

6. Der Stücke Donner knallte laut / Von beiden Krieger-  
Theilen: Darauf man näher auf die Haut / Sie sah zusammeneilen /  
Es traff des Landes Reuterey / Starek auf die Schweden / die dabey /  
Von Flüchten waren matte.

\*) Angeblich, um den Kurfürsten zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen.

7. Zum Vortheil diesen kam die Nacht / darum sie mählig wichen / Und Wittstockwerts mit ihrer Macht / Zu ihrem Vortheil schlichen. Viel hundert liessen sie im Stich / Dass auf dreyttausend streckten sich / Ohn / was man nicht kann wissen.

8. Es blieb auch noch der meiste Theil / Dess Reiss- und Rüstzeugs hinten / Den im Verfolgen sonder weil / Die Märkischen gewinnten; Bey denen / wie es glaublich scheint / Auch mancher tapfrer Mann und Freund / Bey diesem Kampff entschlieffe.

9. Die Welt von solchen Helden-Muht / Wird langen Ruff behalten: Sie aber wünsch' auch / dass die Gluth / dess Krieges mög' erkalten! Und dass doch durch das Kriegs-Gebänd / Was nun die Zweytracht hat getrennt! Vereinigt werd die Erde!

Eingangs habe ich erwähnt, dass das elsässische Volkslied den Sieger von Fehrbellin zuerst als den „Grossen“ Kurfürsten besungen hat. Vergleicht man nun jenes Lied mit den Reimversen des Flugblattes, so dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass letzteres ebenfalls dort entstanden ist. Ich zitiere nur die Strophe, in der das elsässische Poem der patriotischen Freude über den Sieg des „Grossen“ Kurfürsten Ausdruck giebt:

„Als dieser Sieg im Land erscholl,  
Erschraken die Franzosen,  
Weil diese Nachricht überall  
Ihn'n bracht betrübte Schosen.“

In Strassburg war dies Lied erschienen, und dort auch wird man dem Grossen Kurfürsten den Ruhmestitel „Germaniae Libertatis Propugnator“ beigelegt haben, wie er unter dem Bildnisse Friedrich Wilhelms auf dem Flugblatte steht.

Ein wertvolles geschichtliches Dokument aus jener Zeit bildet das von mir angefügte Sendschreiben des Kurfürsten vom <sup>23. Januar</sup>/<sub>2. Februar</sub> 1675; doch müssen wir uns vor Mitteilung seines Inhaltes die Begebenheiten vergegenwärtigen, welche dasselbe veranlasst haben.

Der Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich war in Folge der schwachvollen Kriegführung des kommandierenden österreichischen Generals Bournonville, welcher zuletzt bei Marlenheim unweit Strassburg mit 45 000 Mann der nur 20 000 Mann starken Streitmacht Turenne's gegenüberstand, und gleichwohl den dringenden Rath Friedrich Wilhelms zu einem vernichtenden Angriff höhnisch abgelehnt hatte, — dieser Feldzug war mit Ablauf des Jahres (1674) traurig verlaufen. Bournonville hatte sich mit seinen Truppen nächtlicherweile heimlich zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm musste, um nicht abgeschnitten zu werden, ebenfalls den Rückzug antreten. In der Mitternachtsstunde des 31. Dezember wurde die Bagage über die Rheinbrücke geschafft; am Morgen des Neujahrstages folgten die brandenburgischen Truppen nach.

So war denn das „ungezähmte wilde Ross Brandenburg (wie man in Wien sagte) von allzu wilden Bewegungen zurückgehalten“ worden; denn



dem Kaiser war es um keinen ernstlichen Streit mit Ludwig XIV. zu thun gewesen. Schlimmer aber noch als dieser misslungene Feldzug war für Friedrich Wilhelm, welcher überdies durch das am 7. Dezember zu Colmar erfolgte plötzliche Hinscheiden des zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Kurprinzen Carl Aemil niedergebeugt war, der auf König Ludwig's Betreiben erfolgte Einfall der Schweden in die Mark, wodurch der Kurfürst zum Zurückziehen seiner Hilfstruppen vom Rhein gezwungen werden sollte.

Unter dem Oberbefehlshaber Gustav Wrangel waren 15 000 Mann zu Ende des Jahres, von Vorpommern her, in die Mark eingedrungen, und am Weihnachtstage nahm Wrangel sein Hauptquartier in Prenzlau.

Mittlerweile hatte der Kurfürst auf diplomatischem Wege es durchgesetzt, dass die Verbündeten das schwedische Heer als ein deutschfeindliches bezeichneten und ihm damit für den Krieg in Norddeutschland eine Rückendeckung gewährten.

Jener Zeit nun gehört das bereits erwähnte Sendschreiben an. Es lautet:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, Marg-Graff zu Brandenburg, des heyligen Römischen Reichs Ertz Cammerer undt Churfürst, in Preussen, zu Magdeburg, Jülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern pp. Hertzog pp.

Unsern gnädigen gruss zuvor: Ehrenveste undt Weise, Liebe besondere: Nachdem Wir der nothdurfft ermessen, gegenwärtigen Unsern Rath undt Commissarium, Andreas Albrecht Freybergen, mit gewisser Instruction in angelegenen Verrichtungen an Euch abzufertigen: Alss ist Unser gnädigtes gesinnen, denselben mit seinem anbringen nicht allein zu hören, undt Ihm darunter volligen glauben bezumessen, sondern Euch auch darauf dergestalt zu erklehren, wie es der sache nothdurfft undt des gemeinen deutschen Vaterlandes Beste, rettung undt wolfahrt erfordert, Unser sonderbahres Vertrawen auch dessfalss zu Euch gerichtet ist: Dafür werden nicht unterlassen, Eure gegen Ihre Kayserl. Maj. undt das Römische Reich bey dieser occassion erweisende treue undt unterthänigste devotion behörigen ohrts nicht allein zu rühmen, sondern solche auch Unsers ohrts mit allen Churfürstlichen Gnaden, womit Wir Euch ohne dem zugethan verbleiben, zu erkennen ohnvergessen sein: Gegeben in Unserm Hauptquartier zu Kruchelfingen d. 23ten January Anno 1675.

Friedrich Wilhelm. Churfürst.“

Im Lande führten die dort noch vorhandenen brandenburgischen Truppen und der vom Statthalter, Fürsten von Anhalt, aufgebotene Landsturm den kleinen, indess wenig erfolgreichen Krieg gegen die Schweden. In der Altmark gaben die Bauern ihrer vaterländischen Gesinnung in den treuherzigen Worten Ausdruck, welche sie auf die noch jetzt in der Kirche zu Dannenberg aufbewahrte Landsturmfahne setzten:

„Wihr Bauern von geringem Guth

Dienen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“

Mittlerweile hatten die Schweden fast das ganze Havelland in ihre Gewalt bekommen und Wrangel sein Hauptquartier nach Havelberg verlegt,

während der Grosse Kurfürst im Haag um Beistand warb und sein Heer in Franken lagerte. Endlich am 26. Mai brach er mit 1200 Mann Fusstruppen und der Kavallerie von Schweinfurt auf, und führte jenen wunderbaren Geschwindmarsch aus, der ihn in die Mark zurückbrachte. Als er am 10. Juli sein Hauptquartier in Stassfurt hatte, wurde an diesem Tage ein allgemeiner Buss- und Fasttag abgehalten, und der Predigt die Verse 11 und 12 aus Jeremias XX zu Grunde gelegt:

„Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held; darum werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, darum, dass sie so thöricht handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird. Und nun, Herr Zebaoth, der du die Gerechten prüfest, Nieren und Herz siehest, lass mich deine Rache an ihnen sehen, denn ich habe dir meine Sache befohlen.“

Mit dem Sieg bei Fehrbellin über einen fast doppelt so starken Gegner wurde diese Zuversicht des Grossen Kurfürsten besiegelt, aus dessen Heldenkraft die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes entspross!

---

## Bücherschau.

---

Der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart von Ferdinand Meyer. Mit Abbildungen. Berlin 1892. Verlag der Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung (Fr. Zillesen.)

Dieses Buch unseres ersten Schriftwartes ist ein prachtvoller Beitrag zur Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Und wohl ist dieser Park einer Behandlung würdig, da er an Ausdehnung und Schönheit alle ähnlichen Schöpfungen der europäischen Grosstädte überragt. Die Darstellung des Verfassers ist in doppelter Hinsicht von Interesse, insofern als einmal die Entwicklung des Tiergartens eng verbunden ist mit dem Emporkommen Preussens, und da sie auf der andern Seite abhängig ist von den ganz speziellen Neigungen einiger Hohenzollern. In der Art und Weise der Schilderung tritt diese zwiefache Ursache deutlich hervor, indem die Sprache sich immer dem behandelten Gegenstande anpasst. Auch dafür weiss der Verfasser zu sorgen, dass der Leser die betreffende Episode in der Entwicklung des Tiergartens immer mit der richtigen Staffage sieht, indem er durch Einfügen von kleinen Zügen aus dem täglichen Leben, von Mode, Geschmack, Liebhaberei der Menschen glückliche Genrebilder schafft. Somit wird nicht bloß das Stück heimatlicher Erde mit seinen Wegen und Stegen, Bäumen und Wässern geschildert, sondern auch die Menschen, welche dort wohnten und wandelten, treten uns deutlich entgegen. Die Holzschnitte nach alten Kupferstichen aus der Sammlung des Verfassers helfen noch, die Vorstellung lebendiger zu machen.

Zache.

---

## Briefkasten.

(Anonyme Zuschriften bleiben unberücksichtigt.)

N. N. Lebten das Mammuth und die Tiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvial-Schichtungen vereint gefunden werden, mit dem Menschen zusammen? — Früher von vielen Seiten, zum Teil mit willkürlichen Ausschmückungen, lebhaft bejaht, ist diese Frage von dem ehrwürdigen Nestor der dänischen Naturforscher, dem 82jährigen Japetus Steenstrup neuerdings ebenso entschieden verneint. Die betreffende Abhandlung Steenstrup's findet sich, aus dem Dänischen übersetzt, in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1890, S. 1 flg. Die Uebersetzung ist von Rud. Much; der Titel: „Die Mammuthjäger-Station bei Przedmost\*.) Die XXIII. allgem. Vers. der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Ulm a. D. hat sich im August 1892 mit der Sache beschäftigt. Hölder und Virchow vernichteten zunächst den seit einiger Zeit im Erbleichen begriffenen Nimbus des Fullroth'schen Neanderthal-Schädels und des Schädels von Canstatt, aus denen de Quatrefages, der Erfinder der „preussischen Rasse“ zwei diluviale Menschenrassen konstruierte, vollständig. Beide Schädel gehören vielleicht den germanischen Reihengräbern des früheren Mittelalters an, diluvial sind sie in keinem Falle. Demnächst schloss sich Virchow, wie er schon gelegentlich an anderer Stelle angedeutet, der Steenstrup'schen Anschauung im allgemeinen an, wenigstens widerspricht er ihr nicht. Es sei (vgl. Corresp.-Blatt der genannten Ges., 1892, S. 92) nicht einmal die physikalische Möglichkeit der Koexistenz des Menschen mit dem Mammuth sicher gestellt. Steenstrup bestreitet, dass überhaupt die klimatischen Verhältnisse des Weltteils es jemals ermöglicht haben, dass gleichzeitig da, wo das Mammuth lebte, auch der Mensch gelebt haben könne. Wenn es heute schon Sitte geworden sei, ohne Umstände von Mammuthjägern zu sprechen und deren Hinterlassenschaft in gewissen Manu- und Artefakten zu suchen, so übersche man immer, dass derartige Erzeugnisse auch aus fossilen Zähnen und Knochen herzustellen sind. „Ich kann in das Urteil — sagt Virchow — einstimmen, dass wir eigentlich über die Renntierfunde noch nicht hinaus sind; sie bleiben immer noch die ältesten, bei denen wir die Koexistenz des Menschen sicher konstatieren können. Jedenfalls möchte ich für Deutschland dabei stehen bleiben, dass nicht mit dem Mammuth, sondern mit dem Renntier die ersten Spuren der Thätigkeit des Menschen erkennbar sind und dass speziell die Geschichte der

\*) Steenstrup hat dem diluvialen Funde der mährischen Höhlen von Przedmost etc. einer sehr sorgsamem, nicht bloß literarischen, sondern auch lokalen Untersuchung unterworfen.

Menschen in dieser Gegend wahrscheinlich nicht über Schussenried wird hinausgeführt werden können.\*)

In Bezug auf die Steenstrup'sche Theorie gestattet sich Unterzeichneter zu erinnern, dass, wenn Steenstrup Recht hat, alle Darstellungen des lebenden Mammuth auf Geräthen aus diluvialer Zeit, und deren existieren mehrfache, grobe Fälschungen sein müssten. Fälschungen oder irrthümliche Deutungen müssten ferner in den zahlreichen Knochen des Mammuth pp. liegen, welche man für kulinarische Zwecke, um das Mark zu gewinnen, von den erlegten Tieren verwendet hat. In der überaus grossartigen und weit-schichtigen Ausstellung der vorgeschichtlichen Alterthumskunde, die ich im Jahre 1889 während der Weltausstellung zu Paris daselbst mit Interesse studiert habe, waren in Menge dergleichen angebliche „Küchenabfälle“ vom Mammuth etc. ausgestellt. Vgl. den amtlichen Katalog der Exposition rétrospective du Travail et des Sciences anthropologique. Section 1, S. 89 flg. und meinen Artikel „Zoo-Biologisches aus Paris“, Zeitschrift der „Zoolog. Garten“, XXXI. Jahrg., Frkf. a/M. 1890, S. 212 flg.

Wenn ferner, wie zweifellos, das Mammuth ein Pflanzenfresser war und in einem ungewöhnlich rauhen Klima lebte, so musste es dem Menschen, der Allesesser ist, dem also das Mammuth selbst Nahrungsmittel sein konnte, und der sich auf Schneeschuhen und Pieksschlitten leichter und schneller als dieses plumpe Tier im Schnee und auf dem Eise fortzubewegen vermochte, ungleich leichter sein, den Kampf um's Dasein zu führen. In der That ist auch das Mammuth hierbei zu Grunde gegangen, der Mensch hat es ebenso wie den amerikanischen Vetter des Mammuths, das Mastodon\*\*), überlebt.

Vom 5. bis 9. Juni 1890 hat die Société géologique du Nord in Lille unter Beteiligung unsers erfahrenen Berliner Landesgeologen Prof. Dr. Felix Wahnschaffe die berühmten Fundstellen der diluvialen Steingeräthe von Amiens und St. Acheul pp. längs der französisch-belgischen Grenze untersucht. Hier liegen, wenigstens zum Theil, die klassischen Fundstellen von Lartet, Boucher de Perthes, Prestwich und Sir Charles Lyell, auf deren Ergebnissen die Kunde des europäischen palaeolithischen Menschen aufgebaut ist.\*\*\*) Wahnschaffe unterscheidet mit J. Ladrière (Etude stratigraphique du terrain quaternaire du Nord de la France. Ann. de la Soc. géol. du Nord T. XVII., p. 93—276) im genannten Quartär drei Altersabteilungen. Im obern Grand der obern Abteilung kommen palaeolithische Instrumente der Moustérien-Periode als Geschiebe vor. Im untern Grand der untern Abteilung finden sich palaeolithische Instrumente

\*) Die viel besprochenen Funde aus der Schussen-Quelle stammen aus dem südöstlichen Württemberg. Der Schussen mündet südöstlich von Friedrichshafen in den Bodensee.  
E. Fr.

\*\*) Vgl. Emil Schmidt: Die Chronologie des diluvialen Menschen in Nordamerika. Congrès International des Américanistes. Compte-Rendu de la septième Session, Berlin 1888. Berlin 1890 S. 281 flg.

\*\*\*) Sir Lyell: Das Alter des Menschengeschlechts; deutsch von Büchner. 2. Aufl. 1874. S. 109 flg.

der Chelléen-(St. Acheul-)Periode als Geschiebe mit Geschiebe-Knochenresten vom Mammuth und *Rhinoceros tichorhinus* vor.

Im Diluvium des Kreuzbergs in Berlin, ferner im Diluvium von Rixdorf, Charlottenburg und vielen Stellen der Provinz Brandenburg trifft man als Geschiebe Knochenreste derselben grossen Dickhäuter. Palaeolithische Werkzeuge will man bei uns und in Norddeutschland überhaupt nicht anerkennen, weil nach seiner Ansicht, das Land mit Eis und Schmelzwassern bedeckt, unbewohnbar gewesen sei. (Vgl. die Penck'sche Theorie.)

Ich bitte nunmehr folgende Frage zu prüfen: weshalb sollen die Menschen, deren Feuersteinäxte im Grande des Thals der Somme in Frankreich, die in Belgien und England mit dem Mammuth unter genau gleichen geologischen Bedingungen gemeinschaftlich abgelagert sind, nicht mit diesen Tieren zur selben Zeit und am gleichen Ort gelebt haben? A priori scheint mir mindestens mehr für die Koexistenz wie gegen dieselbe zu sprechen.

Ich bitte ferner um Antwort, wo haben denn die zahllosen Mammuthe und Nashörner gelebt, deren Reste in so ungeheuren Mengen in unseren Gegenden vorkommen? Stammen sie etwa von Osten, Russland, Asien her, und, wenn ja, wie verträgt sich die Herkunft ihrer Gebeine in Geschiebeform bei uns mit der Vergletscherung des Landes? Von den meisten Geschieben der norddeutschen Ebene vermag man doch ihre Herkunft (Skandinavien, Finnland u. s. f.) anzugeben, die Knochenreste jener Tiere in unserm Diluvium sind aber nichts anderes als Geschiebe und so muss sich doch auch für ihre Herkunft in befriedigender Weise ein Vaterland finden lassen. In welcher Gegend Europas lag dasselbe?

Es ist klar, dass diese Fragen für die Herkunft der Tierwelt und des Menschen auch in unserer Provinz Brandenburg von der grössten Wichtigkeit sind. Vielleicht hat Herr Wahnschaffe einmal die Güte, in unserer bei der Sache so ausserordentlich mitinteressierten Brandenburgia seinen Standpunkt in der schwierigen und verwickelten Angelegenheit zu erläutern.

Berlin, 18. November 1892.

Ernst Friedel.

\*) Wahnschaffe: Bericht über den von der geolog. Ges in Lille veranstalteten Ausflug in das Quartargebiet des nördlichen Frankreich und des südlichen Belgien. Jahrb. der K. preuss. geol. Landesanstalt für 1891. S. 167 fig.

## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

---

Wohnungsveränderungen: Herr Custos Buchholz, Rankestr. 2, W.  
Herr Ober-Postsekretär a. D. Buchholz, desgl.

---

### Bericht über die 12. (3. Arbeits-) Sitzung des I. Vereinsjahres

Mittwoch, den 14. Dezember 1892, Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses  
Matthäikirchstrasse 20/21.

---

Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Sitzung um 7 $\frac{3}{4}$  Uhr. Er machte zunächst aufmerksam auf den grossen Schmettauschen Stadtplan von Berlin; die Kupferplatten zu diesem Plane sind dem Märkischen Provinzialmuseum geschenkt worden, sie sind so schön erhalten, dass die angefertigten Abzüge wie neue erscheinen. Dieselben sind durch die Plankammer hergestellt, sie werden aber nicht in den Handel erscheinen, wohl aber sollen Exemplare Freunden und Gönnern des Museums zum Geschenk gegeben werden, falls sie sich darum bewerben. Darauf legte er das vom Berliner Magistrat am heutigen Tage der Öffentlichkeit übergebene Prachtwerk vor: „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Im Auftrage des Magistrats bearbeitet von R. Borrmann. Mit einer geschichtlichen Einleitung von P. Clauswitz. Mit 28 Lichtdrucktafeln, zahlreichen Abbildungen und 3 Plänen. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1893.“ Bei dem: „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg im Auftrage des Provinzial-Landtages bearbeitet von R. Bergau. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1885. Vossische Buchhandlung (Stricker)“ ist der Stadtkreis Berlin als Exclave betrachtet worden. Diese Lücke wird nun in glänzender Weise durch das Ergänzungswerk ausgefüllt. Es ist unmöglich, dasselbe im Augen-

blick des Erscheinens vollständig zu würdigen, wir werden auf den eigentlichen bau- und kunstgeschichtlichen Teil hoffentlich noch recht oft zurückkommen. Besonderes Interesse erregt die Einleitung des Stadtarchivars Dr. Paul Clauswitz, da dieselbe eine umfassende, wenn auch knapp gehaltene Geschichte Berlins vom Standpunkt und unter Berücksichtigung der neueren geschichtlichen Erforschungen darbietet.

Er besprach ferner das von unserm Ausschussmitgliede Dr. Georg Galland soeben herausgegebene Buch: „Der Grosse Kurfürst und Moritz von Nassau der Brasilianer. Studien zur Brandenburgischen und Holländischen Kunstgeschichte. Frankfurt am Main. Verlag von Heinrich Keller 1893“, welches eine Fülle von interessanten geschichtlichen und kunsthistorischen Nachrichten, mit zeitgenössischen Dokumenten belegt, zu einer Reihe von ansprechenden Aufsätzen geschickt und umsichtig verarbeitet hat. I. Der Grosse Kurfürst und Holland. II. Aus einer vergessenen Residenz (Cleve) des Grossen Kurfürsten. III. Der Kunstunterricht am Hofe des Grossen Kurfürsten. (Vgl. den am 30. v. M. in der Brandenburgia von Galland gehaltenen Vortrag). IV. Sonnenburg. Das Ordensschloss und sein Bauherr. V. Eine Jugendstatue des Grossen Kurfürsten. VI. Eine Kurfürstliche Ruhmeshalle und ihr Bildhauer. — Anhang: Friedrich Nicolai's Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stukkateuren und anderen Künstlern, welche sich bis jetzt (1786) in und um Berlin aufgehalten haben. — Auch auf dies verdienstliche Werk werden die Mitglieder der „Brandenburgia“, welche sich für diesen Studienkreis interessieren, noch gewiss oft Gelegenheit nehmen, zurückzukommen.

Mitglied Tismar setzte sodann ein Buch zur Ansicht in Umlauf, welches durch langjährige Bemühungen mit Unterstützung des Touristenclubs für die Mark Brandenburg und des Referenten vom Herrn Pastor Zimmermann zu Niedergörsdorf als Gedenkbuch für die in der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813 Gefallenen gestiftet ist. Die Hauptzierde desselben bildet die Namenszeichnung des jetzigen Kaisers, welcher sich eine grosse Anzahl von hohen Würdenträgern und Staatsbeamten, vornehmlich auch die Offizier-Corps derjenigen Regimenter anschliessen, welche Anteil an der Schlacht nahmen. Ferner haben sich Städte, sowie der Heimatskunde dienende Vereine, auch das Märkische Museum, alle zum grösseren Teile mit kunstvoll ausgestatteten Widmungsblättern in diesem Buche vereinigt, um es dem Zwecke entsprechend recht würdig zu gestalten. Herr Tismar bat den Vorstand, auch seitens der „Brandenburgia“ dem Buche eine Widmung einzufügen und setzte hinzu, dass Herr Pastor Zimmermann nach wie vor bemüht ist, die Umgebung des Denkmals wie letzteres selbst in einem würdigen Zustande zu erhalten.

Eine gleichfalls von dem Genannten in Umlauf gesetzte Ahnentafel erregte das Interesse der Versammlung. Als Gedenkblatt zur Feier der

Vermählung des erlauchten Paares den Königlichen Hoheiten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen und der Prinzessin Victoria von Grossbritannien und Irland, bei Gustav Kühn in Neu Ruppin gedruckt, zeigt das Blatt neben den zahlreichen Wappenbildern der in Betracht kommenden Familien eine Anzahl preussischer und englischer Königsschlösser.

Den ersten Vortrag hielt der II. Vorsitzende, Stadtrat E. Friedel über die Wassernuss (*Trapa natans* L.), eine aussterbende Wasserpflanze der Heimat. Der Vortragende, welcher sich seit mehreren Jahren über das Vorkommen und Zurückweichen dieser „vorgeschiechtlich“ zu nennenden Pflanze, deren Vorkommen in den Torfmooren und Pfahlbauten erwiesen ist, desgleichen über ihre Lebensweise, die wirtschaftliche Verwendung der Nüsse als Nahrung und als Zierrat umfassend unterrichtet und zum Zweck dessen seit Anfang dieses Jahres mehrfache erfolgreiche Aufrufe in Zeitungen und Fachzeitschriften veröffentlicht hat, legte ein grosses Material, getrocknete Pflanzen, essbare Nüsse, zu Gehängen verarbeitete schwarze und weisse Wassernüsse und dergleichen vor. Der Vortrag wird als Sonder-Aufsatz in den Veröffentlichungen der „Brandenburgia“ später erscheinen. Herr Friedel empfahl den Anbau der nützlichen und interessanten Pflanze und bemerkte, dass der I. Beisitzer Dr. Carl Bolle bereits Aussetzungsversuche bei seiner Insel Scharfenberg im Tegeler See vorgenommen habe.

Dieser Vortrag rief noch einige weitere Erörterungen hervor, so erläuterte unser Ehrenmitglied, Professor P. Ascherson, an einem ihm gehörigen Kunstwerke aus der Wassernuss dessen Bedeutung als Rosenkranz und sprach sodann noch über die morphologische Stellung der Frucht, die Herkunft des Namens und die Entstehung der schwarzen Farbe. Ferner bemerkte der I. Beisitzer Dr. C. Bolle, dass die Wassernuss in den vierziger Jahren in dem Wernsdorfer See sehr häufig war, dass sie aber durch die Wasserpest in den sechziger Jahren verdrängt worden sei, und dass sie sich jetzt dort wieder auszubreiten scheine, da die Wasserpest verschwinde. Die von ihm im Tegeler See ausgesetzten Exemplare haben sich sehr gut entwickelt.

Hierauf folgt der Vortrag des II. Vorsitzenden, Stadtrats Friedel über das Modell eines „Normal-Menschen“, welches unser Mitglied Bildhauer Karl Schütz im amtlichen Auftrage mit einem Arbeitsaufwand mehrerer Jahre auf das Mühsamste und Gewissenhafteste angefertigt hat. Dasselbe ist in einem Gypsabguss der „Brandenburgia“ von dem Künstler mit dem Ersuchen geschenkt worden, dasselbe demnächst in der Anthropologischen Abteilung des Märkischen Museums zur Aufstellung zu bringen. Vgl. Monatsblatt I. S. 63.

Über dieses Modell eines anatomischen Muskeltorso berichtet Herr Schütz Folgendes:



Der von mir mit Unterstützung des Königl. Preuss. Kultusministeriums modellierte Muskeltorso eines Mannes ist unter Leitung des Directors der I. Berliner anatomischen Anstalt Prof. Dr. W. Waldeyer und des Prof. Dr. Hans Virchow, Prosectors der genannten Anstalt und Lehrers der Anatomie an der Königlichen Kunstakademie, durchweg nach Originalpräparaten hergestellt worden. Diese Originalpräparate haben die Herren Dr. Dr. Jablonowski und Greeff, Assistenten des I. anatomischen Institutes, besonders zu diesem Zwecke mit grösster Sorgfalt angefertigt. Auch haben die Herren Mitglieder der Akademie der Künste, Direktor A. v. Werner, die Professoren Schaper, Skarbina und Siemering der Arbeit ein reges Interesse zugewendet und dieselbe mehrfach durch ihre Ratschläge und durch eingehende Prüfung gefördert.

Der Muskeltorso ist in Lebensgrösse gehalten, er bildet eine Ergänzung zu dem bekannten unter Leitung von Professor J. Kollmann in München ausgeführten Torso, welcher die meisten Muskeln in einer starken Aktion zeigt, insofern als er dieselben in ruhiger Haltung wiedergiebt. Damit war es denn auch möglich die Ursprünge und Ansätze der Muskeln, so wie das Verhalten der Sehnen, Aponeurosen und Fascien genau darzustellen.

Ist so dem Bedürfnisse des Unterrichtes in der Anatomie entsprochen worden, so wurde auch das Interesse der bildenden Kunst überall wahrgenommen durch möglichste Berücksichtigung derjenigen Punkte, durch welche die Muskeln auf die Oberflächengestaltung des menschlichen Körpers einwirken. Wiederholt wurden zu diesem Zwecke wohlgebaute lebende Männerkörper von gleicher Grösse wie die Modelfigur verglichen, und es wurden von den zu präparierenden Teilen Gipsformen vorher abgenommen, um ihrerseits zur Vergleichung zwischen nackter Muskelform und Oberflächenform zu dienen.

Die Muskeln wurden zuerst in plastischer Wachsmasse (sog. Plastilina) auf ein natürliches sorgfältig zusammengefügtes Skelet aufgetragen. Auf diese Weise sind auch die meisten der dargestellten Knochenpunkte unmittelbar nach der Natur abgeformt. Dann wurde in der Gladenbeck'schen Kunstgiesserei ein festes Modell in Bronze hergestellt und letzteres wieder in allen Einzelheiten durch Waldeyer und Hans Virchow auf seine genaue Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Plastilina-Modell geprüft. Von diesem Bronzmodell können nun Gipsabgüsse oder Abgüsse in anderem Material, je nach Wunsch, gewonnen werden. Das Bronzmodell ist dem I. Berliner anatomischen Institute überwiesen worden.

Die linke Seite der Figur ist als Standbeinseite, die rechte als Spielbeinseite angenommen worden; letztere zeigt auch den Armstumpf leicht erhoben. Die linke Seite zeigt ferner die oberflächlichen, nach Wegnahme der Hautschichten sichtbaren Muskeln, während die rechte auch noch die tieferen Lagen giebt.

Es dürfte diese Muskelfigur für den Unterricht in der Anatomie

sowohl an Universitäten wie an Kunstakademien, Museen, Turnanstalten und an allen höheren Lehranstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen überhaupt zu verwenden sein. Auch in klinischen Hör- und Operationssälen könnte sie mannigfache Verwendung finden.

Hierzu bemerkte Stadtrat E. Friedel zusätzlich Folgendes.

Das Bedürfnis, einen Normal-Menschen zu konstruieren und damit einen Kanon für die menschliche Figur, insbesondere für die Gliedmassen derselben und ihr Verhältnis zu einander aufzustellen, ist ein uraltes und zu allernächst für wirtschaftliche, praktische Zwecke überall empfundenes. Jeder Strumpfwirker, Handschuhmacher, Wäschefabrikant, Schuhmacher und Schneider kennt gewisse feste, hergebrachte Überlieferungen, welche sich auf die von ihm zu bekleidenden Teile des Körpers und deren Verhältnisse beziehen. Wenn wir uns maassnehmen lassen, machen wir Bekanntschaft mit der angewandten Proportionslehre, wie sie der Handwerker und Fabrikant anwendet.

Auch weiter über die Schönheitsbedingungen des Menschen sind bestimmte Ideale und Vorstellungen im Volke von Alters her im Schwange, so z. B. über die Länge der Hände und Füsse, des Ober- und Unterarms, selbst über die Einteilung des Gesichtes, wobei ich an die landläufige Vorstellung erinnere, dass von der gesamten Gesichtslänge  $\frac{1}{3}$  auf die Stirn bis zur Nasenwurzel,  $\frac{1}{3}$  auf die Nase,  $\frac{1}{3}$  auf den Rest des Gesichtes entfallen müsse u. dgl. m.

Es hat an künstlerischen und gelehrten Versuchen, die menschliche Gestalt in einen bestimmten Schönheits-Kanon zu bringen, also einen Normal-Menschen für Künstler, Kunsthandwerker, Ärzte und Studierende zu konstruieren, schon bei den Alten nicht gefehlt. Polyklet aus Sicyon, einer der glücklichsten Nebenbuhler des grossen Phidias, hat ein Buch über die Verhältnisse des menschlichen Körpers geschrieben, worin er gewissermassen die mittlere Proportionale zieht und zur Nachahmung empfiehlt. Ebenmass des Gliederbaues und eine zierliche Mittelstatur ist Polyklet's Schönheits-Ideal. In der berühmten Statue des Doryphoros hat er seinen Normalmenschen plastisch verwirklicht. Polyclet's Nachfolger haben sich zwar die anatomischen Gesetze des Meisters angeeignet, es ist ihren Bildwerken aber Mangel an Seele und Anmut vorgeworfen worden, und damit kommen wir auf die schwache Seite des sogenannten Normal-Menschen. Es genügt eben nicht blos ein guter Anatom und Proportionskenner zu sein, es muss beim bildenden Künstler der göttliche Funke des Genies hinzukommen, um das ausgeklügelte anatomische Verhältnis zu einer warm und wahr empfundenen künstlerischen Schöpfung auszugestalten, sonst wird nur ein schematisch richtiges Machwerk, aber kein eigentliches Kunstwerk erzeugt werden können.

Es ist das besondere Verdienst eines der gefeiertsten Berliner Bild-

hauer und Altmeister, unsers Johann Gottfried Schadow,\*) die den griechischen Künstler bewegenden Ideen über den Normal-Menschen wieder hervorgesucht und neubegründet zu haben. Dies geschah in dem heut vorgelegten Werk: „Polyklet, oder von den Massen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter“, Berlin 1834, mit einem Atlas von 30 Tafeln (5. Auflage, Berlin 1886 bei Wasmuth\*\*).

Drei Jahrhunderte früher war bereits ein anderer deutscher Meister, ein echter Künstler von Gottes Gnaden, Albrecht Dürer, hinsichtlich der Malerei, die er, soweit die eigentliche Zeichnung in Frage kommt, auf mathematische Verhältnisse begründen wollte, zu ähnlichen Vorstellungen gelangt. Er legte dieselben in seinem Werk „Von menschlicher Proportion“, Nürnberg, 1528, nieder.

Unter den Italienern des Cinquecento sind es besonders Lionardo da Vinci (1445—1520) und Michel Angelo Buonarotti (1474—1564) gewesen, die sich in einem ähnlichen Vorstellungskreis bewegten. Buonarotti studierte zwölf Jahre Anatomie, um sich den Normalkanon der menschlichen Figur anzueignen und Lionardo streifte unser Thema in seinem „Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain“\*\*\*) an.

Dass unsern Goethe, als Vorläufer Darwin's im Gebiet anatomischer Morphologie, Jahre hindurch ähnliche Ideen bewegt haben, ist bekannt. Noch wenige Tage vor seinem am 22. März 1832 erfolgten Tode, unterm 4. Februar richtete er an den um die Beförderung des Gewerbflusses und des Kunsthandwerks so hochverdienten Geheimrath Beuth nach Berlin ein Schreiben über plastische Anatomie, worin er genau das empfahl, was unser Mitglied Karl Schütz hier mit kunstgerechter Hand geschaffen hat, über die Herstellung von Abgüssen nach menschlichen Normalpräparaten für Lehrende und Lernende.

Ich glaube namens der „Brandenburgia“ Herrn Schütz für sein wertvolles Geschenk danken zu dürfen und will noch hinzufügen, dass auf kürzlich ergangenen einstimmigen Beschluss des Vorstandns und Ausschusses der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte die Ausstellung des Schütz'schen Muskeltorso's auf der Weltausstellung zu Chicago im Jahre 1893 stattfinden soll.

Ich benutze schliesslich die Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, dass Herr Dr. med. A. Greef, Philippstrasse 3, eine Anzahl menschlicher Naturabgüsse zu Studien hergestellt hat, nach wohl-

\*) Geb. 1764 zu Berlin, daselbst als Direktor der Akademie der Künste am 28. Januar 1850 verstorben.

\*\*\*) G. Schadow's fernerer Werk „Nationalphysiognomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äussere Gestaltung des menschlichen Kopfes, in Umrissen bildlich dargestellt“, Berlin, 1835, baut denselben Gedanken noch weiter systematisch aus.

\*\*\*) Zuerst 1651 bei Langlais zu Paris im Druck erschienen.

gebildeten Personen fast aller Stände und Altersstufen, im Ganzen über 1000 Nummern, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was überhaupt auf diesem Felde bisher geleistet worden. Diese Abgüsse sind werktätlich, ausser Donnerstags, zwischen 2 und 3 Uhr unentgeltlich zu besichtigen.

Nach diesem Vortrage erhält Ausschussmitglied Alfieri das Wort zu seinem angekündigten Vortrage, zu dem er mehrere Kunstgegenstände ausgestellt hatte. Der Vortrag folgt weiter unten abgedruckt.

Der Schluss der Sitzung fand um 9 $\frac{1}{4}$  Uhr statt; die Teilnehmer begaben sich hierauf noch zu einer geselligen Zusammenkunft nach dem Restaurant „Grosser Kurfürst“.

---

## Der Kunstunterricht am Hofe des Grossen Kurfürsten

von

Dr. Georg Galland,

Privatdocent a. d. Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin.

(Schluss.)

---

Die Zeichen- und Schreibebücher der beiden Prinzen Karl Aemil und Friedrich befinden sich heute gleichfalls im Geheimen Staatsarchiv; auch sie gehörten früher der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin an und wurden mit anderen, auf die hohenzollernschen Fürsten bezüglichen Papieren dorthin abgegeben. Die Zahl der noch vorhandenen Zeichenbücher übersteigt ein Dutzend, wovon das Meiste mit Sicherheit jenem frühverstorbenen Kurprinzen zuzusprechen ist. Mehrere dieser Bücher lassen nämlich auf dem Deckel das Monogramm und auf dem Titelblatt das, wohl von der Hand des Lehrers, monochrom oder polychrom ausgeführte Wappen Karl Aemils erkennen. Wir wollen nun die Bücher nach einander, so wie sie uns im Staatsarchiv vorlagen und wie sie auch der Chronologie ihrer Benutzung zu entsprechen scheinen, wenigstens flüchtig betrachten.

Das erste Heft, Format Kleinoctav (B. 10), zeugt von mangelhafter Leitung des Zeichenunterrichts. Wir finden hier anfänglich ziemlich nachlässig hingeworfene Rotstift-Skizzen nach menschlichen Gesichtsteilen, Augen, Nase und Mund. Dann sieht man ebenso flüchtige Federzeichnungen nach Köpfen, kleinen Gebäuden u. dgl. Der Schüler, dessen Hand hier thätig war, bekundet Zerstreutheit und Gleichgültigkeit; er hat die sorgfältigen Vorzeichnungen des Lehrers nicht oder nur ungenügend beachtet. Ein Teil der Blätter ist sogar mit allerlei Schmierereien

in Rotstift, Federstrichen oder Silberstift bedeckt. Auf einem Blatte liest man den Namen des prinzlichen Schülers in drei Versionen:

Carl Emile

Charle Emile

Carolus Aemile.

Aus alledem darf wohl geschlossen werden, dass dieses Heft sehr früher Entstehung ist und vielleicht um die Zeit der Uebersiedelung von Berlin nach Cleve (1665) benutzt wurde.

B. 11 ist ein stärkeres Buch in Kleinquart, solide in Schweinsleder gebunden. Das Titelblatt enthält die Abkürzung des kurprinzlichen Namens: C. Æ. F. (Carl Aemil Fecit). Innerhalb des Buches ist gelegentlich der scherzhafte Versuch gemacht worden, aus diesen und anderen Buchstaben Monogramme zu bilden. Die Übungen geschahen in der Weise, dass der Lehrer auf jedem Blatte etwas vorzeichnete, zuerst einfach umrissene Köpfe im Profil, dann solche in  $\frac{3}{4}$  Vorderansicht mit zunehmender Modellirung und wachsender Anwendung perspectivischer Verkürzung, weiter Häuser, Dorfkirchen, Köpfe en face und kolorirt und endlich ganze Figuren in mehr oder minder complicirter Bewegung. Alles dies versuchte der Schüler zuerst bloß nachzuziehen, später nachzeichnen; doch auch hierbei fehlte es noch an dem nötigen Ernst. Das mechanische Nachziehen auf den ersten Blättern geschah in roten, blauen, gelben oder grünen Wasserfarben. Überall gab sich der mehr zum Spiel als zur wirklichen Arbeit geneigte Sinn eines noch unreifen Knaben kund, der manches Mal sogar zwischen den Zeichnungen seine eben erlernten polnischen Vocabeln niederschrieb. Die Lehrmethode schlug insofern den richtigen Weg ein, als sie von einfachen Vorzeichnungen allmählig zu schwierigeren Dingen überging; nur hätte sie für den Anfänger einen weit grösseren Massstab der vorgezeichneten Formen wählen müssen.

Das nächste ebenfalls starke und in Schweinsleder gebundene Buch (B. 12) hat längliches Format und verrät eine etwas vorgerückte Stufe des zeichnerischen Könnens. Neben dem kurprinzlichen Wappen steht auf dem Titelblatte vermerkt: „Am 17. aprilis 1667 ist dieses Buch beygelegt. C. Æ.“ Auch hier bestehen die Übungen des Schülers zunächst darin, die Vorzeichnungen des Lehrers mit Silberstift, bisweilen mit Wasserfarbe nachzuziehen. Von dem Eifer, den der junge Prinz gerade in jenem Jahre für das Zeichnen bekundete, geben namentlich die folgenden Blätter einen ausreichenden Begriff. An einer Reihe männlicher Profilköpfe wird ihm Verschiedenes, auf die Propositionslehre Bezügliches beigebracht und zwar durch eingezeichnete Dreiecke oder Parallellinien. Er überzeugt sich, dass die beiden Tangenten des Ohres, die einerseits nach dem Augenwinkel, andererseits nach der Nasenöffnung gezogen werden, parallel laufen, dass ferner die Mitte der Ohrperipherie mit der

Kinnspitze und der Stirnmitte an den Haarwurzeln Eckpunkte eines dreiseitigen Dreiecks bildet. Weiter wird die Anlage von Schattenpartien durch Schraffierungen gelehrt; alsdann werden Füsse, Hände, Nase, Augen, Mund, Ohr und schliesslich verschiedenartige Köpfe in Stift und Kohle gezeichnet. Bestandteile der Landschaft und diese selbst, staffirt mit Mauern, Wasser u. dgl., bilden den Abschluss.

B. 13, ein dickes Zeichenbuch, hat etwas längliche Form und ist in braunem Leder gebunden. Folgende Abbreviatur ist, in Gold vertieft, auf dem Deckel zu lesen:

C.Æ.M.V.C.Z.B.1668.

d. h.: Carl Aemil Markgraf Und Churprinz Zu Brandenburg 1668. Hier findet sich auf dem Titelblatt das sauber kolorirte Monogramm des Prinzen mit dem Kurfürstenhut darüber. Jedes Blatt enthält links oben, in Rotstift, eine Vorzeichnung des Lehrers, und zwar eine mehr oder minder bewegte Figur im holländischen Geschmack der Zeit. Der Schüler copiert diese Figur ein, zwei oder drei Mal, wobei jede folgende Copie weniger gut gelingt und immer grösser gerät. Später tritt eine Abwechslung in den vorgezeichneten Motiven ein, und wir begegnen im Buche Pflanzen, Bäumen, Köpfen, Reitern, Häusern, Ruinen und selbst Festungsteilen.

Das nächste Buch (B. 57) enthält eine mit Pastellstiften ausgeführte Darstellung auf dem Titelblatt: Die mit Schild und Lanze bewaffnete Minerva auf einem Postament; auf dem Schilde sieht man das brandenburgische Adlerwappen. Diesem Buch fehlt die Jahreszahl, auch irgend welches Monogramm. Doch ist an der Urheberschaft des Kurprinzen nicht zu zweifeln. Es scheint unmittelbar nach B. 13 benutzt worden zu sein. Das Buch beginnt mit Frucht- und Blumenstudien in Rot- und Silberstift, während die späteren Zeichnungen Köpfe idealen und porträtistischen Characters — darunter augenscheinlich Versuche mit Bildnissen von Familienmitgliedern — vorstellen. Da erkennt man u. A. an einem Beispiel die markigen Züge des kurfürstlichen Vaters, an einem anderen das erst begonnene Bildnis der damals kurz zuvor verstorbenen Kurfürstin Louise; beide erinnern an Marmorbüsten des Parkes zu Sanssouci\*). Da glaubt man ferner das Selbstporträt Karl Aemils und den feinen Kopf seines Bruders Friedrich, in zwei sehr hübsch mit Rotstift und Estampe ausgeführten Zeichnungen zu erblicken.

Auch B. 58 besitzt kein Monogramm, sondern lediglich das Datum „Nr. 1668 den 21. September“ auf dem Titelblatt. Die Blätter enthalten Illustrationen aller möglichen belebten und unbelebten Gegenstände, die mannigfaltigsten Einzelheiten landschaftlicher, architectonischer und figürlicher Art, auch ganze malerische Scenerien. Die augenfällige Treff-

\*) Näheres in meinem oben citierten Buche S. 148/9.

sicherheit, welche die Darstellungen offenbaren, deutet durchweg auf die Hand des Lehrers; ebenso dürfte auch das Heft B. 59 mit seinen im holländischen Geschmack behandelten Uferlandschaften lediglich als Vorlage für die Zeichenübungen des Prinzen gedient haben. Gleiches ist der Fall gewesen mit dem grossen Buche B. 61b, welches auf grünen rauhen Kartonblättern reiche landschaftliche Ansichten, mit schwarzer und weisser Kreide ausgeführt, enthält. Die durchaus auf technische Veranlagung schliessenden Kopien dieser Kreidezeichnungen füllen das Heft B. 61a.

Mehr oder minder beachtenswerte Proben von Schülerhand treten uns ferner aus den Büchern B. 60, B. 62, B. 63, B. 64 und B. 65 in überaus mannigfaltigen Übungen entgegen. Der zuerst bezeichnete stärkere Band (B. 60) hat dem betreffenden Prinzen — wir können nicht entscheiden, ob Karl Aemil oder Friedrich — gleichzeitig als Brouillon gedient; hier sieht man die Übungen in Gestalt von Landschaften, Städte- und Parkansichten, Architecturen u. s. w. in Kohle ausgeführt. B. 62 enthält zuerst wiederum kleinere Studien nach Gesichtsteilen, auch Portraits, Köpfe von Menschen, Pferden, Hunden und Raubvögeln. Zahlreiche Blätter besitzen links oben Vorzeichnungen von der Hand des Lehrers. Silberstift, Feder und bunte Wasserfarben sind abwechselnd zur Verwendung gekommen. Auch hier ist der Weg von einfachen zu schwierigen Vorwürfen eingeschlagen worden. B. 63 hat ein ähnlich grosses Format wie das vorige Heft, die Übungen darin sind mit Kohle, Feder und Silberstift ausgeführt. Sie verraten geringere Routine als die obigen Leistungen, und so dürfte der vorliegende Band, gleich dem nächstfolgenden Heft, mit seinen ziemlich einfachen mathematischen Zeichnungen und fortificatorischen Studien wohl einst Eigentum des Prinzen Friedrich gewesen sein. Natürlich lässt sich dies nur als Vermutung aussprechen.

Es wäre in der That gewagt, wollte man in Schülerübungen individuelle Feinheiten so deutlich wahrnehmen, dass sich daraus für das geübtere Auge Unterschiede und Schlüsse bezüglich des Urhebers ergäben. Man erwäge im vorliegenden Falle, dass die Begabung der beiden Prinzen anscheinend gleichartig war, dass ferner der Unterricht von denselben Personen, auch in der Methode übereinstimmend, erteilt wurde und dass endlich die Altersdifferenz wenigstens für die letzten Jahre der Jugend-erziehung der Prinzen zu geringfügig war, um als ausschlaggebend für den Grad des technischen Könnens erkannt zu werden. Für die erste Zeithälfte dieser Erziehung (1663—1668) aber sind wir durch äussere Merkmale über die Autorschaft der Bücher hinlänglich informiert.

In beiden jungen Prinzen offenbarte sich gleich früh ein sichtliches Interesse für die zeichnenden Künste. Möglich, dass dies bei dem stärkeren

\*) Dieses Buch ist erst angefangen.

Temperamente, dem feurigen, aber launenhaften Geiste des Kurprinzen auch relativ eher zur Ausübung drängte. Da seine Person weit wichtiger bei Hofe war, so spielte er demgemäss auch im Erziehungs-Journal Schwerin's die grössere Rolle, und wir gewinnen daraus leicht den Eindruck, als hätte er allein in früher Jugendperiode eine der besonderen Berücksichtigung würdige Persönlichkeit besessen, während Prinz Friedrich ein schüchterner, folgsamer, in seinem Thun und Lassen unauffälliger Knabe gewesen sei. Das Letztere entsprach vielleicht nicht ganz der Wirklichkeit. Die kurzen Bemerkungen, die über den jüngeren Prinzen vorhanden sind, geben sein Characterbild überhaupt nur in sehr flüchtigen Umrissen, so dass wir bezüglich seiner eventuell gut thun würden, auch andere Quellen zu Rate zu ziehen und uns zugleich die spätere historische Persönlichkeit des Nachfolgers des Grossen Kurfürsten zu vergegenwärtigen.

Die Empfänglichkeit für Kunstwerke aller Art war, wie gesagt, bei beiden Prinzen gleich gross, und ihr kurfürstlicher Vater nahm gern Gelegenheit, dieser Vorliebe weitere Nahrung zu gewähren. Dafür enthält das Journal manchen interessanten Beleg, z. B. aus Kleve vom 19. März 1666: „... Nach Essen zu den Churfürstlichen Eltern gegangen, und weil der französische Abgesandte Mons. Colbert eben des Königs Praesente als ein grün sammeten Bett reich von Gold gesticket mit den zugehörigen Stühlen, schöne Tapeten, einen schönen Spiegel von Silber, Tisch mit zwei Gueridons und Silberne Krone mit Leuchtern praesentiret und solches Alles in der Churfürstin Kammern aufschlagen lassen, haben die Prinzen Urlaub erhalten, dabei zu bleiben...“ Diese aussergewöhnliche Befreiung von dem üblichen Tagespensum ist immerhin bemerkenswert. Sonst trat nemlich eine Unterbrechung des Unterrichts nur in dringenden oder ernstesten Fällen z. B. bei Erkrankungen und vorübergehenden fürstlichen Besuchen ein.

Auch von einem anderen Ausnahmefall wird uns unterm 20. Januar 1667 berichtet: „Umb halb 9 zu S. Churfürstl. Durchlaucht gegangen undt die Predigt allda angehoret, auch bei Deroselben in der Cammer gegessen, undt fast den gantzen Nachmittagh bei Ihm geblieben, da Seine Churfürstl. Durchlaucht einem Jeden ein gantz Theil Schildereyen geschenket. Umb 5 in ihre Cammer gegangen, wo Sie die Schildereyen angeordnet...“ Auf Notizen ähnlichen Inhalts stösst man zu Ende desselben Jahres. Da heisst es z. B. am 28. December vom Kurprinzen allein: „Nach essen zu S. Churfürstl. Durchlaucht gegangen, welcher ihm eine Schilderei gegeben, dass Sie darümb spielen müssen, welche Printz Friedrich gewonnen“. Und am folgenden Tage (29. Dec.) lesen wir: „Nach essen wieder Zu S. Churfürstl. Durchlaucht gegangen, welcher eben bereit gewesen nach Potztam zu fahren, Zuvor aber den Printzen 2 Schildereyen gegeben, ümb welche Sie mit würffeln spielen müssen,



deren eine der Chur Printz, die andere Printz Friedrich gewonnen . . .“ Alle diese „Schildereyen“ mögen Bildnisse der kurfürstlichen Eltern, der Geschwister oder anderer Verwandten gewesen sein.

Gern benutzte der Kurfürst vor seinen häufigen Reisen in entfernte Provinzen oder nach dem Kriegslager die Gelegenheit, sich einige Stunden ausschliesslich seiner Familie zu widmen, und dabei verehrte er den Prinzen nicht selten ein neu gefertigtes Bildnis von sich, in der Hoffnung, dass ihnen dadurch die Trennung minder schwer fallen würde. Wie tief aber die Trennung von den Eltern beiden Prinzen in jungen Jahren zu Herzen ging, entnehmen wir aus verschiedenen Beobachtungen ihres trefflichen Erziehers. Als sich die Knaben in Cleve, am Abend des 10. Mai 1666, nach dem Abendessen, von ihrem Vater verabschiedeten, der in der folgenden Nacht nach Holland reisen wollte, gab es eine rührende Scene, die sich später bei ihrem Abschied von Cleve und der Trennung von der Kurfürstin wiederholte. Am lebhaftesten aber schildert das Journal den Schmerz der Prinzen, als ihnen die unerwartete Nachricht von dem Tode ihrer zärtlich geliebten Mutter gebracht wurde. Sie brachen beide in ein herzerschütterndes Geschrei aus. Prinz Friedrich war der erste, der sich nach längerem Schluchzen zu fassen begann, um zugleich den Versuch zu machen, auch den älteren Bruder zu trösten. Doch dies gelang ihm nicht. Der Kurprinz wies andauernd jeden Bissen hartnäckig von sich und vermochte selbst zur Nachtzeit keine Ruhe zu finden. Oft belauschte ihn dann Schwerin und sah, wie er wachend, im Bette aufrecht sitzend, die Hände fromm gefaltet, im kläglichen Tone halblaut unter heissen Tränen den Namen der hochseligen Frau ausrief. Grade so tief traurige Begebenheiten lassen den Unterschied des Characters der beiden prinzlichen Knaben deutlich erkennen. Während Prinz Friedrich das kühlere Wesen und die Selbstbeherrschung der Oranier geerbt zu haben schien, besass Karl Aemil eine nervöse, heissblütige, sensitive Künstlernatur. Liebenswürdig, einschmeichelnd und stürmisch in seinen Liebkosungen, wenn ihn das Gefühl der Dankbarkeit erregte, riss ihn in anderen Momenten die heisse Leidenschaft des Zornes zu ebenso masslosen Äusserungen hin.

Nicht selten war der Kurprinz gegen seine Umgebung hochfahrend, gegen einen seiner Lehrer unfolgsam. Ja, es kam vor, dass er einem nicht sofort Ordre parirenden Pagen mit gezückter Seitenwaffe drohte. In solchen Fällen folgte die väterliche Strafe mit jener, selbst in der nächsten Umgebung Friedrich Wilhelms geübten, Unnachsichtigkeit auf dem Fusse. Und die Furcht, auf die fürsorgliche Liebe seiner Eltern nur einen Tag Verzicht leisten zu müssen, war für das Ehrgefühl des prinzlichen Knaben unerträglich. Um so aufrichtiger trat daher die Reue ein, wenn ihm Schwerin in bewegten Worten vorhielt, wie sehr er sich durch sein übles Betragen „an Gott und seinen durchlauchtigsten Eltern“ vergangen habe. Dann säumte der Prinz nicht länger, alle diejenigen um Ver-

zeichnung zu bitten, die er beleidigt, und de- und reumütige Briefe an den Kurfürsten und die Kurfürstin zu schreiben, in der Hoffnung, dass ihm die Strafe der Verbannung von den Augen seiner Eltern geschenkt werde.

Dass übrigens zuweilen auch die Prinzen für die letzteren ihre Portraits malen liessen, entnehmen wir ebenfalls aus Notizen des Erziehungsjournals. So kam im Juni 1666, bei Gelegenheit eines kurzen Aufenthalts in einem kleinen Utrechtschen Orte, ein Maler Namens Janson\*) zu ihnen, um erst den Kurprinzen, dann dessen jüngern Bruder im kleinen Format zu konterfeien\*\*). Auch vor der Uebersiedelung des Hofes nach Königsberg liess sich Karl Aemil „auf seiner Kammer“ portraituren; das geschah am 1. August 1668, gleich nach Aufhebung der Tafel. Sicherlich trug dieser frühzeitige persönliche Verkehr mit Malern dazu bei, die Söhne Friedrich Wilhelms des Grossen in ihrer Vorliebe für Kunstwerke und Künstler zu bestärken und ihren eifrigen Zeichenübungen einen erhöhten Reiz zu geben.

## Alte Berliner Bilder.

Von L. Alfieri.

In dem Grade, wie die Kunstgeschichte Berlins im Mittelalter dürftig und dunkel liegt, ist es Pflicht des heutigen Berliners, besonders eines Mitgliedes unseres Vereins, da, wo sich ein älteres Bild, das durch seinen Stoff, seinen Schöpfer, oder durch seine Geschichte Beziehungen zum alten Berlin aufweist, vorfindet, solches festzuhalten und an das Tageslicht zu ziehen.

In 3 Fällen ist mir solcher Fund gelungen, und Sie sollen selbst urteilen, in wie weit die Fund-Objecte die Mühe des Hebens und die Forschung gelohnt haben und ob letztere gelungen ist.

Unser Mitglied, Herr F. Meyer, hat sich vor Kurzem das Verdienst erworben, die Geschichte unseres Thiergartens urkundenmässig zu schreiben. Da die in meinem Besitz befindlichen älteren 2 Bilder ihm nicht bekannt waren, so konnten sie nicht als Illustrationen dienen. Ich erlaube mir nun heute, sie Ihnen hier vorzustellen. Es sind, von J. Ph. Hackert gemalt:

1. Die Zelten.
2. Der Blick nach Charlottenburg und Bellevue.

\*) Vielleicht ein Sohn des berühmten Cornelis Jansz. van Ceulen, dessen Wittwe im Jahre 1664, als in Utrecht lebend, urkundlich erwähnt wird (vgl. Woltmann-Woermanns Gesch. d. Malerei, Bd. III. 2. Leipzig 1888. S. 663.

\*\*\*) Erzieh. Journ. a. a. O.: „Helstein, 14. Juni (früh) . . . undt hatt sich der Chur Printz in Clein von einem Mahler aus Utrecht nahmens Janson mahlen lassen . . . (Nachmittags) „hernach hatt sich Printz Friedrich mahlen lassen.“ — Die Mehrzahl ihrer urkundlich genannten Bildnisse bezieht sich übrigens auf die früheste Kindheit der Prinzen und auf die Thätigkeit des Willem van Honthorst am brandenbg. Hofe.

Was zunächst das Bild von den „Zelten“ betrifft, so kannten wir bisher als ältestes den Chodowiecky'schen Stich aus dem Jahre 1772; jetzt sehn wir vor uns ein Gemälde von 1761 von einem Manne, der zu den besten Künstlern Berlins im vorigen Jahrhundert zählte, dem Goethe, den er z. B. unter den Bäumen lagernd, verschiedentlich gemalt hat, in seinen Werken eine lange Biographie gewidmet hat.

Während bei Rosenberg die Zelte schon aus Leinwand gebildet werden, bestehen sie hier bis auf eins noch aus Zweigen, wie wir solche noch vor circa 40 Jahren in Schönhausen, Franz.-Buchholz und Finkenkrug hergestellt sahen.

Der Künstler scheint in beiden Bildern den Ort als Promenade der feinen Welt dadurch andeuten zu wollen, dass er auf jedes scheinbar den König setzt. Unserm berühmten Landsmann einige Worte nach Goethe: Philipp Hackert am 15. September 1737 zu Prenzlau als Sohn des Portraitmalers Hackert geboren, sollte sich dem geistlichen Stande widmen, und genoss deshalb eine vorzügliche Schule, indessen brach sich bald sein Mal-Talent Bahn und bestimmte seinen Lebensberuf. Da Prenzlau mit dem kleinen Hof des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der dort als General-Lieutenant ein Regiment commandirte, für die Entwicklung des jungen H. wenig Gelegenheit bot, so brachte ihn mit 16 Jahren der Vater nach Berlin zu seinem Bruder, der hier einer der ersten Decorationsmaler war. Die Förderung, die Onkel wie Neffe erhielten, war gegenseitig. Vom Onkel erwarb er grosse Gewandtheit und die Kunst der Wasserfarbenbehandlung; dieser zog vom Genie des Neffen für seine Geschmacksrichtung Vortheil.

Berlin hatte auf Hackert grossen Einfluss. Der Akademie-Director Le Sueur nahm sich des talentvollen Jünglings sehr an; der bekannte Hofrath Trippel, der gerade Gallerien für den König Friedrich II. und den Kaufmann Gotzkowsky anschaffte, konnte leicht Beide für die schnell bekannt gewordenen Bilder des jungen H. interessiren und jene zu guten Preisen verwerthen. Ph. Hackert fand besonders im Thiergarten eine unerschöpfliche Quelle für Naturstudien. Seine beiden ersten Bilder, 2 Ansichten vom Venusteich (jetzt Goldfischeich) kaufte Gotzkowsky für 200 Thaler. Ausser Gleim und Remler zog besonders Sulzer den jungen Mann in seine Umgangs-kreise und hatte auf seine Bildung grossen Einfluss.

Die kriegerischen Verhältnisse des Landes vermochten nicht seine Thätigkeit zu stören, sondern im Gegentheil; die 500 bei Rossbach gefangen genommenen französischen Offiziere brachten ihm, der schon früher ihre besten Meister mit Vorliebe copirt, anregenden Umgang und, wie Goethe schreibt, Abnahme für die ganze Collection seiner ersten Ausstellung, die er auf Le Sueur's, des Akademie-Directors, Anrathen gemacht hatte: aber auch die Feinde, die Oesterreicher unter Haddick und die Russen unter Todtleben hinderten ihn nicht in seinem Thun, sondern diese Begegnungen mögen vielleicht mit einem Grund gelegt haben, für spätere Reisen nach Paris, England, sowie Arbeiten auch von See-Schlachtenbildern für den Russischen Hof. Viele Reisen führten ihn in die Welt, so mit Duncker, Probst Spalding; nach Rügen mit Herrn Althoff. In Rom, wo er sich mit seinem Bruder, der im Kupferstich Bedeutendes leistete, hervorthat, gewann er das besondere

Wohlwollen des Papstes Pius VI., der beiden wiederholt Bestellungen von grösseren Werken machte, und ihnen Auszeichnungen verlieh. — Ich bin etwas weiter auf Philipp Hackert eingegangen um zu zeigen, einen wie allseitig anerkannten Berliner Landsmann (sein Vater war hier 1768 †) wir in ihm, dem Schöpfer dieser Bilder, besessen haben. Die 2 Bilder sind aus dem Nachlass des bekannten Sammlers und Kenners Wandolin v. Maltzan von mir erworben.

Nicht weniger merkwürdig ist hier dieses 3. Bild. Wir wissen aus den verschiedenen Quellen, und erst jetzt habe ich nach Goethe berichtet, dass der berühmte Kaufmann Gotzkowsky das Haus Brüder Str. 28, das jetzt Rud. Hertzog sein eigen nennt, und in diesem eine grosse Gemäldegallerie besessen hat. Sein Einfluss und sein Vermögen waren so gross, dass er, als im 7jährigen Kriege Berlin in Abwesenheit des Königs mit Brandschatzung vom Feinde bedroht wurde, die Stadt auslösen konnte. Seine Verhältnisse erlitten indessen, als die Kriegsverhältnisse schlimmer wurden und ihn bei seinen vielen, an sich fast immer vorzüglichen Unternehmungen im Stich liessen, einen jähen Verfall. Unser bester Chronist vom Ende vorigen Jahrhunderts, Nicolai, thut des verdienstvollen Mannes schon gar keine Erwähnung mehr, und nur selten, wie im Hypothekenbuche bei der königl. Porzellan-Manufactur, wo der König bei G.'s Fall einen Vorschuss eintragen liess, findet man ihn genannt. Ebenso ist seine Gemälde-Sammlung wie verschwunden. Nur irgendwo habe ich mal den Vermerk gefunden, dass sie nach Petersburg gegangen und dort in der Eremitage Aufstellung gefunden hat.

Vor ca. 12 Jahren empfing ich durch die Liebenswürdigkeit eines Freundes ein Oelbild, das ich sofort für die Arbeit eines tüchtigen Künstlers erkannte, und dessen anheimelnder Sujet meine besondere Aufmerksamkeit erregte; indessen konnte ich nur erfahren, dass es früher im Nachlasse eines berühmten Bühnenkünstlers, der es in Petersburg erstanden hatte, gewesen sei. Ein Zufall führte mir im hiesigen Kunsthandel die Bekanntschaft und den Besitz des Berliner guten Stichs von G. F. Schmidt, dessen nächste Verwandtschaft mit dem Oelbild nicht zu bezweifeln war, zu.

Offenbar hatte Schmidt, der damals in der Breiten Strasse wohnhaft, sich eins und gewiss nicht das schlechteste Bild der Godskowsky'schen Sammlung als Vorwurf für seine Kunst ausgesucht, und wir hätten hier zunächst aus seinem Stich eine Nachricht von einem kleinen Theil ihres Inhalts. Er stach nämlich auf seine Platte den Titel:

„La mère de Rembrandt“  
du cabinet du Sieur Godskoffsky

(links) Rembrandt pinxit; (rechts) G. F. Schmidt Berlini 1762.

So respectvoll und dankbar wir uns auch vor den Zusätzen in der Mitte und rechts des hochangesehenen Stechers neigen, so kopfschüttelnd und skeptisch stehen wir doch vor seinem Zusatz links, dass das Original von Rembrandt gemalt sein soll. Die angestregtesten Nachforschungen und persönliche Umfragen in Holland und Flandern haben erstens zu keinem Original oder Bild zu dem Schmidt'schen Stich geführt, aber auch nirgends giebt es ein Rembrandt-Bild dieser Art; es dürfte dagegen nicht zu bezweifeln sein, dass dieses Oelbild das Original zu dem Schmidt'schen Stich ist, und wir in

jenem die sehr interessante Entdeckung von einem Bilde der Godskoffsky'schen Sammlung, das jener für einen Rembrandt nicht nur gehalten, sondern auch, wie es oft geschieht, bezahlt haben mag, gemacht haben. Uebrigens dürfen wir uns nicht über den Irrthum O.'s und des Kupferstechers Schmidt wundern, denn vor hundert Jahren war hier bei uns die Rembrandt-Kenntniss lange nicht so entwickelt, wie sie gegenwärtig ist. Mir persönlich ist es, offen gestanden, wertvoll genug, ein Bild jener Sammlung wieder nach Berlin gerettet zu haben.

Unser Mitglied Herr Dr. Galland, auf dessen eingehende Kenntniss niederländer Meister und die einschlägliche Litteratur ich noch später zurückkommen werde, hält das Bild für ein Werk des gleichfalls berühmten niederländischen Malers Jean Livens, der ein Schul-, Alters- und Stadtgenosse von Rembrandt war. —

Noch weit merkwürdiger ist das 4. Bild, auch ein Berliner Fundstück, über das ich nunmehr sprechen werde; dessen Grösse, ca. 40 □', es indessen nicht gestattete, es hier zur Stelle zu bringen; steht es doch auch — im Zeughause parterre — dem Anblick des Publikums täglich offen. Sein Herkommen ist ebenso räthelhaft, wie sein Fundort in Berlin bis heute unerklärlich geblieben ist; und hätte nicht s. Zt. unser Secretär F. Meyer den Fund ausführlich in der Zeitung besprochen, es wäre bis heute völlig unbekannt und unbesprochen geblieben.

Es mag 12 Jahre her sein, als mir die Mitteilung wurde, auf den von der Hirten-Gasse zugänglichen Teil des Victoria-Theaters-Gartens stehe auf einem Boden ein grosses altes Bild. Ich fand in einem einstöckigen, mit rundem Dach versehenen Gebäude, wie wir einige wenige Lust- oder ländliche Häuser noch in Berlin aus der holländischen Bauzeit besitzen, auf einem von Tauben bevölkerten Boden, mit dem Gesicht zur Mauer gekehrt, im Blendrahmen das angekündigte grosse Bild. Dem Kundigen verrieth es seinen niederländischen Ursprung. Es stellte in lebhaftester Auffassung eine Schlacht, bei welcher gerade ein Flussübergang forcirt und eine Brücke gesprengt wurde, vor. Die kämpfenden Parteien waren unverkennbar türkische Völkerschaften und Deutsche, wohl Brandenburger. Herr Stadtrat Friedel, der mich gleich nach dem merkwürdigem Funde, der im Besitze eines Trödlers war, unterstützte, erkannte mit gewohntem Scharfblick und seiner umfassenden Geschichtskentniss sehr bald, dass es eine Darstellung der Schlacht am St. Gotthardspass oder, wie sie auch genannt wird, die Schlacht an der Raab in Ungarn sei, bei welcher die Türken auf ihrem Weg nach Wien wesentlich von den deutschen und norddeutschen Hilfstruppen, deren letztere damals zu den Niedersächsischen Compagnien zählten, gründlich zurückgeworfen wurden. Oben gedachter Zeitungsartikel des Herrn F. Meyer hatte übrigens die Aufmerksamkeit des Herrn v. Rauchhaupt, des bekannten damaligen schneidigen Führers der Conservativen im Abgeordneten-hause wachgerufen, und ihm verdankte ich zunächst eine werthvolle Abschrift aus dem Kirchenbuche zu Trebnitz, in welchem die Vorgänge über jene Schlacht, in welcher ein Vorfahr jenes Herrn v. Rauchhaupt, ein General-Brigadier Rauchhaupt jene sächsischen Compagnien kommandirte und der-

artige, Heldentaten verrichtete, dass ihm mit allen seinen Truppen der Kaiser in Wien einen Triumphzug gestattete und ihm eine ansehnliche „Recompence“ überreichen liess, — geschildert werden.

Obgleich ich möglichst wenig über das aufgefundene Bild, das ich vorläufig nach mir genommen hatte, sprach, hatte doch der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich, davon gehört, liess sich das Bild nach seinem Palais holen und bewies ihm grosses Interesse. Meine Nachforschungen im geheimen Staatsarchiv wurden reichlich belohnt, die dort befindliche „Relation“ über die Schlacht (der offizielle Schlachtenbericht) ergab eine Fülle Materials, und gerade solcher Momente, die auf dem Bilde angeführt worden, so dass es keinem Zweifel unterlag, dass dem Maler sowohl jener Rauchhaupt'sche wie auch dieser im Staatsarchiv befindliche Schlachtbericht vorgelegen haben muss. Aus jenem ist die Stelle benutzt, wie v. Rauchhaupt nach Demolirung seines Degens, sich gegen einen anstürmenden Aga mit seinem Karabiner verteidigt, während einer von Rauchhaupt's hinzugeeilten Leuten den Türken mit der Lanze in den Leib sticht, so dass er, wie es im Berichte heisst, seinen „verfluchten Geist“ aufgeben musste, während aus dem Staatsbericht der „relation“ wie er genannt wird, eine ganze Reihe Momente auf dem Bilde wiedergegeben werden. Da liegt der ganz in rothem Sammet gekleidete Türke am Boden, hier im Vordergrund sind die jetzt im Zeughause befindlichen Kesselpauken, dort die eroberten Feldzeichen mit den Rossschweiften, hier die Fahne etc. Der türkische Führer auf einem Leopardenfell reitend, fehlt nicht und viele Situationen entsprechen dem Bericht im Staatsarchiv.

In der Mitte des Bildes stellt der Künstler den Brandenburger, eine Hünen-gestalt, welcher mit seiner Hellebarde den Pascha, niedersticht, und giebt ihm unverkennbar die Züge des Gr. Kurfürsten. Alle diese Umstände liessen die Vermutung aufkommen, dass jenes grosse Bild in hohem, wenn nicht höchstem Auftrage gemalt, aber, entweder nicht abgenommen oder in Vergessenheit geraten und hier ein Ende gefunden hatte. Jeder Versuch, auch nur das Geringste zu erfahren, scheiterte an der absoluten Verschwiegenheit des Besitzers, jener Trödlerfamilie; auch die Bemühungen, es zu erwerben, waren bei denselben, die durch das Interesse des Kronprinzen dafür begehrtlich geworden waren, lange Zeit erfolglos, bis der Mann selbst starb, und ich über das Bild immer Stillschweigen beobachtet hatte. Endlich gelang mir der Erwerb, und ich übergab es auf hohen Wunsch dem Zeughause, das bereits vor Jahren die Trophäen aus der Trebnitzer Kirche von der v. Rauchhaupt-schen Familie, die dort ihre Gruft besass, erhalten hatte.

Bei dem Studium des Bildes im Verein mit dem künstlerischen Direktor des Zeughauses Herrn Professor Weiss, gelang es auf dem Bilde selbst den Namen des Künstlers „Maass“ aufzufinden, ob T. oder J. Maass war nicht genau zu erkennen. Für mich, der seine Thätigkeit auf einem anderen Gebiete hatte, war es nicht möglich, über die Thatsache der Schlacht hinaus Studien zu machen, resp. Forschungen über Maas, niederländische Meister oder ihre Beziehungen zum Hofe des Grossen Kurfürsten, die dies Bild veranlasst haben konnten, anzustellen. Ueber 10 Jahre ruhte der eigenthümliche Fall und Niemand schien da zu sein, die Sache weiter zu verfolgen — bis jüngst die vom M. Museum vorgelegten Zeichenbücher der Kurprinzlichen

Kinder und der vorzügliche licht- und geistvolle Vortrag unseres Ausschussmitgliedes Herrn Dr. Galland mich auf die Vermutung brachte, dass wohl in einem der prinzlichen Lehrer, deren Namen nicht immer festgestellt werden konnten, der Maler des Bildes zu suchen sei. Sind doch in jenen Büchern einige Vorzeichnungen, die ungemein viel Aehnlichkeit mit einzelnen Figuren des Bildes, z. B. den fliehenden Türken auf dem Passwege, gemein haben. Herrn Dr. Galland war es bei seiner Beherrschung des einschläglichen Litteraturmaterials und seiner Kenntniss derartiger Bilder ein Leichtes, über Maas, wenn es T. = Theodor, holländisch Dirk Maas hiess, Näheres anzugeben.

Ich lasse seine Angaben wörtlich folgen,

Ihre Anfrage, ob Theodor Maas in der Nähe des grossen Kurfürsten gelebt und vielleicht als Zeichenlehrer der Prinzen thätig war, vermag ich nach den bisherigen Ermittlungen nicht zu beantworten. Da dieser Holländer erst im Jahre 1656 geboren wurde, so würden seine mutmasslichen Beziehungen zum Brandenburgischen Hofe erst in die letzte Zeit Friedrich Wilhelms fallen.

Erwiesenermassen hat aber Dirk Maas einige Zeit am Hofe Wilhelms III. von England, Prinzen von Oranien, des Neffen des Grossen Kurfürsten, gelebt. Hier, in England, hatte er für den Grafen von Portland eine dem Zeughausbild ähnliche Darstellung gemalt: nemlich den „Sieg Wilhelms III über die Irländer am Boyne-Fluss (11. Juli 1690).“ Wohl möglich, dass der König dieses Kriegsgemälde gesehen und den Künstler mit der Schilderung jener Schlacht an der Raab beauftragt hatte, um mit diesem Bilde dem Brandenburgischen Hofe ein Geschenk zu machen. Meine Vermutung stützt sich auf den Umstand, dass es auch in England brandenburgische Regimenter waren, welche für fremde Interessen einst gekämpft, nemlich dem Oranier die englische Königskrone gewinnen halfen.

Was den holländischen Künstler betrifft, so war er in Haarlem (1656) geboren, wo er auch starb und zwar im Jahre 1717. Er war der Sohn eines gewissen Pieter Maas. Anfänglich besuchte er das Atelier des Hendrik Mommers, eines Schilderers italienischer Gemüsemärkte; dann lernte er bei dem berühmten Nicolas Berchem die Landschaftsmalerei. In der Folge aber liess ihm das Vorbild des Schlachten- und Pferdemaalers Jan van Huchtenburg nicht ruhen und so warf er sich auf dasselbe Gebiet, auf dem ihn auch der berühmte Philipp Wourerman beeinflusste. Er war also keine originale Kraft, wohl aber, wie das Zeughausbild beweist, ein tüchtiger lebhafter Künstler, der fein und malerisch zu gestalten wusste. Er hat auch viel radirt, namentlich Reiterfiguren. Seine Gemälde sieht man besonders in den Galerien von Petersburg, Cassel, Rotterdam, Augsburg, Budapest u. s. w. und sie stellen zumeist Jagden, Pferdemärkte und Scharmützel dar.

Berlin, 13./12. 92.

Dr. Georg Galland.

## Ein merkwürdiges Schlossplatz-Haus.

Dem Wanderer durch Berlin, der die Gebäude mit kritischem Blicke ansieht, fällt sofort das links von der „Langen Brücke“ gelegene Haus No. 11 mit seinen 4 aus Stein gehauenen Säulen, das einzige dem Schlosse als „Vis-à-vis“ würdige auf, und doch wusste bisher kaum Jemand darüber Auskunft zu geben, wie gerade dieses einzige noble Gebäude dort auf dem Schlossplatz entstanden ist. Ein Zufall verschaffte mir jüngst beim Arbeiten in den städtischen Archiven davon Kunde, dass Friedrich der Grosse selbst die Initiative für das Haus, das er, wie es in der Urkunde heisst, „von Grund aus neu erbauen liess“, ergriffen hat.

Indem ich im Uebrigen auf den Text der folgenden Urkunde selbst verweise, schicke ich folgendes zum allgemeinen Verständniss voraus: Der freie Theil des Schlossplatzes erstreckte sich im 16. Jahrhundert nur zwischen Spree und Breite Strasse — incl. Damm, dem freiliegenden Marstall und der Rennbahn, längs des Schlosses rechter Hand von der langen Brücke. Die ritterlichen Spiele hatten in der Renn- oder Stechbahn gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufgehört, dafür waren nicht nur dort Verkaufsbuden von Handwerkern und Kaufleuten, sondern auch auf den andern beiden Seiten, dem Domkirchhofe zwischen dem Schlossportale und der Breiten Strasse, und vor dem Marstall als 3. Seite entstanden.

Nach Vollendung des Schlüter'schen Prachtbaues, unseres Schlosses, hatte eins nach dem andern der den Schlossplatz verunzierenden Gebäude weichen müssen. Die Stechbahn war schon mit ihren Hallen geschwunden, der als Glockenthurm dienende Askanier Wachtthurm, auch als Gefängniss oft benutzt, folgte 1716; 1747 liess König Friedrich den alten Dom abbrechen und einen neuen mit der Fürstengruft im Lustgarten aufführen. Hierbei fiel auch gleich die an die Kirchhofsmauer bis gegen das Schloss angefügte Budenreihe, nur die vor dem Marstall mit der Zeit angewachsene Reihe stand noch. Allerdings war dies die günstigste Lage für die Inhaber, denn die grosse Verkehrsader zwischen Berlin und Köln ging gerade vor ihnen vorbei, und die Geschäfte standen gerade unter den Augen des Königs.

Hier war es nun, wo der Meister Röseler, seines Zeichens ein Kürschner, der von Nürnberg seine Kunst, ohne die in den grossen süddeutschen Reichsstädten kein Patrizier oder Ritter sein mochte, hier eingebürgert hatte; sein Handwerk trieb. Der König muss an den geschickten fleissigen Mann, den er später, wie die Akten ergeben, auch zum Hof-Kürschner ernannt hat, Gefallen gefunden haben, denn er hat ihm a. 1769 nicht nur das schöne Haus (vielleicht von F. v. Gontard) an Stelle seiner Bude „von Grund aus neu bauen“ lassen, sondern auch noch den Vertretern der Provinz befohlen, das Röseler'sche Haus auf 6 Jahre von der zu den Staatseinnahmen fliessenden Grundsteuer („Schoss“) freizulassen. — In der Franzosenzeit gereichte auch dieser Familie der Besitz eines Hauses zum Verderben, da alle Kriegslasten ohne Weiteres auf die Häuser repartirt wurden, und wo diese nicht gezahlt werden konnten, wurden die Häuser einfach zwangsweise — wenn sich überhaupt Bieter fanden —



für ein Butterbrod verkauft. — So war es auch der Röseler'schen Familie ergangen. Haus, Hof und Vermögen waren dahin, und bei anderen Leuten mussten die übrig gebliebenen Glieder ihr Brod erwerben. Aber Intelligenz und rastloser Fleiss, die in der Nürnberger Familie von jeher zu finden waren, brachen sich wieder Bahn; ein Röseler hatte die schwierige Lioner Silber-Manufactur, die hier nur wenig vertreten war, gelernt; die grösste derartige, schon unter August dem Starken in Sachsen gegründete Fabrik ist zu einer Anzahl Häuser in denen einzelne Zweige der Fabrik domiziliren sein Eigen geworden, dazu trägt Herr R. den Titel eines Königl. Commerzienraths und ist Stadtverordneter von Berlin. Wer weiss, wenn dem rührigen alten Herrn der Gedanke nahe gelegt würde, etwas für die Verschönerung des Schlossplatzes zu leisten, — ob er nicht ein Paar der dortigen alten Buden ankaufen und sie zu Prachtbauten, zur Zierde Berlins, gleichsam als Revanche für den damaligen Grossmuts-Akt des Königs Friedrich II. neu erbauen würde.

L. A.

(Schossregister von Cöln von 1567—1770. Fol. 131.)

Wir haben den Bürger und Kürschner Röseler wegen seines dem Königl. Schlosse gegenüber belegenen, und auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Befehl und Kosten von Grund aus neu erbauten Hauses eine sechsjährige Schoss Freyheit von crucis 1771 bis ejus. 1776, beides inclusive accordiret. Es wird also solches dem Herrn Hoff-Rath Walter als hiesigem Schoss-Einnehmer hierdurch bekandt gemacht, und demselben dabei aufgegeben: den Schoss von besagten Hause in denen erwähnten sechs Jahren im Schosscataster in Abgang zu bringen

Berlin d. 15. Mai 1770

Director und Verordnete derer Städte Cassen\*)

Or. v. Reuss. Freyherr v. Prinzen. Kircheisen. v. Boden.

\*) Die Städte Kasse war ein ständisches Institut, dessen Räume sich im Berlinischen Rathause befanden.

L. A.



Die „Zelten“ im Jahre 1761.



Nach Gemälden von Philipp Hackert.



## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

---

Als Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

- 1) Kühlewein, Regierungsrat a. D., Direktor der Gr. Berliner Pferde-Eisenbahn.
- 2) Dr. Ernst Gasner.

Zum Eintritt sind angemeldet:

- 1) Herr Carl Rudholzner, technischer Leiter der Bildgiesserei vorm. Gladenbeck und Sohn, Friedrichshagen.
  - 2) Herr Holtz, Bildhauer und Maler, Bernburgerstrasse 14, SW.
  - 3) Herr Otto Moessen, Apotheker, Eichendorffstrasse 15, N.
  - 4) Frau Verlagsbuchhändler Stricker, Potsdamerstrasse 90, W.
  - 5) Herr Crotogino, Rentier, Neuenburgerstrasse 29, II., SW.
  - 6) Herr Gustav Vogt, Fabrikbesitzer, Ritterstrasse 59, S.
- 

## Bericht über die 13. (4. öffentl.) Sitzung des I. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Januar 1893, Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Bürgersaale des Rathauses.

---

Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Sitzung um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr im Bürgersaal des Rathauses mit dem Hinweise, dass der I. Vorsitzende Oberbürgermeister Zelle durch die Teilnahme an den Hoffestlichkeiten anlässlich der Vermählung I. K. H. der Prinzessin Margarethe von Preussen mit S. K. H. dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen heute Abend behindert sei und bekundete die ehrerbietige und herzliche Teilnahme an dem freudigen Ereignis in unserem Herrscherhause, welche die Versammlung beseelt.

Der II. Vorsitzende gedenkt hiernächst der Verdienste des am 27. Dezember 1892 auf dem Jerusalemer Kirchhof am Blücherplatz hier selbst beerdigten Professors Dr. Paulus Cassel um die vaterländische Forschung. Vorträge über dieselbe hat der Verewigte von eben der Rednerbühne, auf welcher der Vorsitzende spricht, mehrfach gehalten. Unter den einzelnen in Broschürenform erschienenen Schriften Cassel's hebt der Redner besonders hervor: „Berlin, sein Name und Ruf“, ferner: „Hohenzollern. Ursprung und Bedeutung des Namens“, sodann: „Der Schwan in Sage und Leben“ und „Iron und Isolde“, jene wundersame Erzählung aus der altnordischen Wilkina- und Niflunga-Sage, die von Irunge, Jarl von Brandenburg, und seiner schönen Isolde handelt, als das edle Geschlecht der Harlunger in der Gegend des jetzigen Marienberges hauste, eine Erinnerung an die allerletzte Zeit germanischer Herrschaft in unserer Gegend vor dem Einbruch der Slaven.

Der II. Vorsitzende spricht alsdann über:

Otto mit dem Pfeil im Märkischen Liede. Zu den anziehendsten unter den vielen ritterlichen Herrschergestalten aus dem brandenburgisch-ballenstädtischen Hause gehört der Markgraf — zeitweilig auch Kurfürst und Erzkämmerer — Otto IV. mit dem Pfeil (1266 bis 1308). Uns schwebt er in dem anziehenden Bilde der jetzt in Heidelberg verwahrten, sogenannten Manesseschen Liedersammlung vor, wie er auf einer Polsterbank sitzt, daneben sein treues Weib Heilwig von Holstein, das ihn aus der Haft des Bischofs von Magdeburg befreite. Zwischen ihnen ruht ein Schachbrett, dessen Spiel so steht, dass die Gemahlin den Fürsten in die Enge treibt.\*) Als Minnesänger ist er uns auch bekannt; da mochte er wohl dichten:

Hei, herre Got, durch dine guete,  
 ruoche der minneklichen pflegen.  
 Mit steten triuwen si behuete  
 unt sende ir dinen suezen segem.  
 Das hât si verschuldet gar  
 wol gegen al der welt gemeine:  
 ei, herre Got, nû nim ir war!

Der Meisner singt von ihm:

Ein sterker unde ouch ein rîse rehtes gelouben.

— — — — —  
 Sus strebet nôch höher wirdikeit  
 sîn herze unde ouch sîn muot unde alle sîne sinne,

\*) Vgl. von der Hagen: „Die Brandenburger Markgrafen des Askanischen Stammes als Dichter und von gleichzeitigen Dichtern besungen“ und Lösener: „Beschreibung des Kastens zu Neu-Angermünde, aus welchem Otto IV. i. J. 1278 das Geld nahm, um sich aus der Gefangenschaft, worin ihn die Magdeburger hielten, zu lösen.“ Märk. Forschungen, I. 1841. S. 94 flg. u. S. 291 flg.

er trahet, beide, naht unt tak,  
 wie er mit heldes werken êre unde lob gewinne:  
 von Brandenburk markgrâve Otte,  
 markgrâfen Johannes sun, der ist sô êren rîche,  
 daz ich in zuo der tugenden brunnen  
 wol mit êren geliche.

Von Bischof Günther von Magdeburg 1278 bei Frose gefangen und in einen hölzernen Käfig gesperrt, weil er gedroht, die Pferde im Magdeburger Dom füttern zu lassen, wird Otto mit 4000 Mark Silbers, einem Schatz freigekauft, welchen Markgraf Johann I. dem getreuen Rat Johann von Buch in einer Truhe zu Angermünde bis für die grösste Not verwahren hiess. Nach der Auslösung macht er sich über den Bischof lustig, dass er ihn so billig freigebe; einen Markgrafen von Brandenburg hätte der Bischof zu Rosse und die Lanze aufrecht, mit Golde bedecken lassen müssen. 1279 treibt ihn sein Wagemut von Neuem zum Kampf gegen die Magdeburger, bei Stassfurt an der Bode schießt man ihm einen Pfeil in das Haupt, den er, dank der Ungeschicklichkeit der Ärzte, lange mit sich herum tragen muss, ehe er herausfällt.

Auf die Kaiserwürde hofft er, da kommt ihm, nach der Ermordung Albrecht I. Heinrich VII. von Lützelburg zuvor. Kinderlos stirbt er und ruht im Kloster Chorin begraben.

Die letzten drei Jahre bringen uns nun ebenso viele dichterische Verherrlichungen des nicht minder geistvollen wie weitblickenden und heldenmütigen Fürsten.

M. Quednow: „Markgraf Otto mit dem Pfeile. Poetische Erzählungen“ (Gotha, 1891) schildert vornehmlich den kriegerischen Markgrafen.

In ein längeres Gedicht „Mönch Hermann von Lehnin. Ein märkischer Sang von M. v. Buch“, im XIX. Jahrgang der Zeitschrift „Bär“ vom Jahr 1892 ins laufende Jahr sich hineinziehend, sind die Haupt-Episoden aus dem vielbewegten Leben des Askaniers geschickt und mit Geschmack eingeflochten.

Fritz Eichberg: „Markgraf Otto der Minnesänger. Ein vaterländisches Gedicht“ (Berlin, W. F. Fontane & Co. 1893) betont den lyrischen Zug der sich um das Haupt des Gefeierten windenden Sagen, ohne das heroische Element bei Seite zu schieben. Auch diese Dichtung, welche die vorgenannten in der Auffassung des Helden übertrifft, wird dem letzteren neue Verehrer, namentlich im Frauenkreise, gewinnen, dem Helden, von dem Eichberg sagt:

„Dem Fürsten will ich singen, der einst in Leid und Lust  
 Mit seiner Leyer Klingen bewegt die Menschenbrust.  
 Er sang mit edlem Sinne, er stritt mit starker Hand;  
 Die Harfe galt der Minne, das Schwert dem Vaterland.“

Über die älteste Nachricht betreffs brandenburgischer Urnen-Funde trägt der II. Vorsitzende, E. Friedel, Folgendes vor.

Es ist ein weit verbreitetes Vorurteil, dass prähistorische Betrachtungen erst eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit seien. Indess, wenn wir anders unter der Vorgeschichte alle Schlüsse verstehen, welche von ausgegrabenen Gegenständen, über die keine schriftlichen Aufzeichnungen bekannt sind, auf die Völker gemacht werden, welche diese Gegenstände verfertigten, so hat es schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts vorgeschichtliche Betrachtungen gegeben. Der deutsche Gelehrte Agricola (eigentlich hiess er Bauer)\*), den man nicht mit Unrecht den Vater der Mineralogie genannt hat, schreibt nämlich im siebenten Buch seines 1546 erschienenen Werkes „de natura fossilium“ (p. 329): „In der Erde werden auch irdene Gefässe gefunden. . . . Sie werden aber an vielen Stellen ausgegraben, hauptsächlich aber in Sachsen zu Fertesleben. . . . In der Lausitz werden sie bei der Stadt Lübben ausgegraben . . . . und in Thüringen von den Gutsverwaltern aus dem Seeberg. . . . Das ungebildete Volk Sachsens und der Lausitz ist der Meinung, dass diese Gefässe innerhalb der Erde entstanden seien, die Thüringer, dass Zwerge sie benutzt hätten, welche einst in dem ausgehöhlten Seeberg gewohnt hätten. In Wirklichkeit aber waren es Urnen, worin die alten Germanen, die noch nicht zum Christentum bekehrt waren, die Asche der verbrannten Toten bargen, da ja in allen denen, welche mit einem Deckel versehen sind, Asche, in einigen auch Kohlen, in einigen Ringe gefunden werden. Aber dass die aus Thüringen viel älter erscheinen als die aus der Lausitz, hat seinen Grund darin, dass diese lange Zeit nach jenen Christen geworden sind. Es sind aber nicht allein irdene Urnen in Thüringen ausgegraben worden, sondern auch steinerne nicht weit von Nordhausen, in welchen die Asche wegen des Terrains fast in Stein verwandelt war.“

Dieser mir durch die Güte unseres Mitgliedes Dr. Louis Löwenheim gewordenen Nachricht füge ich, unter Bezugnahme auf das von mir und Herrn Kustos Rudolf Buchholz in dem Monatsblatt, I., S. 66, mitgeteilte Citat aus Leonhard Thurneisser (geb. 1530 zu Basel, † zu Köln a. Rh. um 1596), hinzu, dass dies letztere aus dem Jahre 1570 stammen dürfte, da der berühmte Meister gerade damals die Lausitz und Mark Brandenburg auf ihre Bodenschätze hin durchforscht und dem Buchdrucker Johann Eichhorn zu Frankfurt a. O. den Druck seines Werkes „Pison oder von kalten, warmen, minerischen und

\*) Georg Agricola (Bauer), geb. zu Glauchau 24. März 1490, gest. zu Chemnitz 21. November 1555. Sonstige Hauptschriften: „de ortu et causis subterraneorum“ Basel 1546 und 1558; „de re metallica“, Basel 1561. Seine „Mineralogischen Schriften“ übersetzte Lehmann, 4 Bde., Freiburg i. S. 1806—1813 und Schmidt den „Bergmannus“ oder Gespräche über den Bergbau“, Freiburg i. S. 1806.

metallischen Wassern samt der Vergleichung der Plantarum und Erdgewächse“ aufgegeben hatte. In jedem Falle ist die Angabe Agricola's um Jahrzehnte älter.

Beide Citate, Agricola und Thurneisser, scheinen von den Altertums-Forschern bisher ganz übersehen worden zu sein. Namentlich erwähnt Gustav Klemm in seinem noch immer recht brauchbaren „Handbuch der Germanischen Altertumskunde“, Dresden 1836, unter dem reichhaltigen Autoren-Verzeichnis jene beiden Gelehrten nicht.

Anschliessen möchte ich, dass über Ausgrabungen noch ältere Ausgaben da sind. Klemm a. a. O. S. 386 citirt: „Dr. Mann: Einige Nachrichten über Ausgrabungen, namentlich von Urnen, welche schon im Jahre 1500 stattgefunden. In Alberti's Variscia, I. 88.“ Ich habe leider bislang weder diese Schrift zu Gesicht bekommen, noch: „M. Gfr. Treuer: Kurze Beschreibung der heidnischen Totentöpfe, in welche die Heiden ihrer verbrannten Toten überbliebene Gebeine und Aschen aufgehoben, unter der Erden beigesetzt und bei den jetzigen Zeiten in der Chur- und Mark Brandenburg hauffenweise ausgegraben werden.“ Nürnberg 1688. 4. Vgl. Klemm S. 412.

Für Zugänglichmachung dieser zwei Schriften würde ich sehr verbunden sein.

Der II. Vorsitzende zeigt Lichtdruck-Nachbildungen der zwei Oelgemälde Philipp Hackert's\*), welche sich im Eigentum des Ausschuss-Mitgliedes Leo Alfieri befinden und von ihm in der Sitzung vom 14. Dezember 1892 vorgelegt wurden, zwei Landschaften aus dem Berliner Tiergarten, die eine die Zelten und den jetzigen Kurfürstenplatz darstellend. Herr Alfieri wird diese auf seine Kosten hergestellten wohlgelungenen Wiedergaben dem Monatsblatt der „Brandenburgia“ beifügen, wofür die Gesellschaft ihren wärmsten Dank ausspricht.\*\*). Bei dieser Gelegenheit macht der II. Vorsitzende auf den im Kgl. Kupferstich-Kabinet unter Glas ausgehängten schönen Kupferstich aufmerksam, unter welchem zu lesen: „Première promenade de Berlin. La place des Tentes au Parc. Dessinée d'après nature et gravée à l'eau forte par D. Chodowiecki à Berlin (1772). Zum Teil sehen wir hier Tangerhütten, zum Teil wirkliche Zelte mit kleinen Wirtschaftsgebäuden dahinter. Das Moabiter Ufer erscheint dicht bewaldet. Der I. Schriftwart Ferdinand Meyer legt ein Exemplar dieses kostbaren Stichs aus seinem Besitz zur Ansicht vor.

Herr Franz Günzel hat der „Brandenburgia“ eine Gypsbüste Alexander von Humboldt's und mehrere von ihm benutzte

\*) Geb. 15. September 1737 zu Prenzlau, gest. auf seiner Villa zu Careggi bei Florenz am 28. April 1807.

\*\*\*) Die kurze Verzögerung im Erscheinen des Januar-Heftes wollen die Mitglieder gütigst mit dieser Verschönerung desselben entschuldigen.



Federn sowie Bleistifte verehrt. Die Versammlung nimmt hiervon mit Dank Kenntnis. Die Gegenstände sind dem Märkischen Museum, welches mehrere sonstige Erinnerungen an den grossen Forscher bewahrt, überwiesen worden.

Herr Buchholz legte eine, ihm von Herrn Alfieri übergebene Aquarelle zur Ansicht vor, die Kopie eines ovalen Deckengemäldes von 1672 im Treppenhaus der ehemaligen „Rüstkammer“ des alten Marstall-Gebäudes an der Breiten Strasse. Als die Decke im Jahre 1868 ausgebessert wurde, hatte man diese Malerei so beschädigt, dass sie ganz übertüncht worden ist. Die Tochter des damals dort wohnenden Kgl. Stallmeisters Cammer hatte glücklicherweise schon vor der Zerstörung diese Kopie hergestellt, wodurch das Kunstwerk wenigstens der Darstellung nach erhalten bleiben kann. Ueber die Erklärung des Bildes äussert sich Herr Dr. Galland wie folgt: Mir scheint die rechts in den Wolken thronende, am Oberkörper entblösste Frauengestalt mit der Krone eine Personification des Brandenburgischen Staates zu sein und der daneben ruhende Löwe, auf welchen sich das gekrönte Weib stützt, nichts anderes zu bedeuten, als jenes bekannte Sinnbild der Stärke. Der „Brandenburgia“ eilt im stürmischen Fluge die Fama voraus, während zu deren Füssen im Gewölk drei Engelskinder dahinschweben, von denen eins den Kurfürstenhut seinem muntern Gespielen zur Krönung mit dem Lorbeer darbietet. Da die Rüstkammer im Marstall, nach M. M. Smids, eines Holländers Plänen, im Jahre 1670 fertig gestellt war, so dürfte die für die Entstehung des Plafondbildes angegebene Jahreszahl (1672) richtig sein. Was die Frage nach dem Urheber betrifft, so kann ich einstweilen nur bemerken, dass damals für den Grossen Kurfürsten in Berlin und Potsdam vier fremde Künstler als Dekorateure *al fresco* beschäftigt waren, nämlich der vorzugsweise als Stuckator geschätzte Giovanni Baratta sowie die Niederländer Jan Marinus (Johann Marini), Nicolaus Willing, der Lehrer des Augustin Terwesten, und Jakob Vaillant. Von diesen ist mir nur der Kunstcharakter des Letztgenannten, der übrigens erst 1672 nach Berlin kam, bekannt, und auf Grund dessen scheidet ich diesen Vlāmen hier aus. Denn mir scheint das Deckenbild, schon hinsichtlich seiner Komposition, mehr auf einen bolognesischen oder römischen Akademiker jener Zeit, als auf einen vlāmischen Meister, der wohl auch keine schwarzhaarige Fama gemalt hätte, hinzudeuten. Natürlich darf, angesichts der Beschaffenheit dieser kleinen etwas flüchtigen Kopie, der Name des Giovanni Baratta nur vermutungsweise angeführt werden.

Hierauf folgte der angekündigte Vortrag unseres Mitgliedes Mielke über das Märkische Bauernhaus. Dieser interessante Vortrag, welcher durch die künstlerischen und treuen Zeichnungen des Redners unterstützt wurde, fand den ausgesprochenen Beifall der Versammlung. Der Vortrag

wird in erweiterter Form im Archiv zum Abdruck gebracht werden. Es knüpften sich an denselben noch Bemerkungen des II. Vorsitzenden, Stadtrats Friedel und des Mitgliedes Tismar.

Zum Schluss hielt Ausschussmitglied Dr. E. Bahrfeldt seinen Vortrag über „das märkische Münzwesen im Mittelalter“. Redner gab als Einleitung einen Abriss über das Wesen der Münzkunde im allgemeinen, er verbreitete sich über die Ziele und den Nutzen der Münzforschung, erörterte die Quellen für diese Wissenschaft und ging dann zu dem eigentlichen Thema seines Vortrages über.

Seinen Ausführungen ist zu entnehmen, dass in der Mark erst im 2. Viertel des XII. Jahrhunderts die Münzprägung mit der Einführung des Christentums begonnen habe. Die ersten bekannten märkischen Münzen rühren von dem Hevellerfürsten Przibislaw her, als Christ Heinrich genannt, darunter von besonderer Bedeutung der Denar, der des Fürsten sagenhafte Gemahlin Petrisa, durch Namensaufschrift gesichert, zur Darstellung bringt, — ein unumstösslicher Beweis für ihre einstige Existenz. Als zweiter slavischer Herrscher in der Mark wird der Wenden-Knaes Jakza von Köpnick genannt, der eine Reihe schöner, gut geschnittener Bracteaten hat prägen lassen, die etwa 1157, nachdem Jakza den christlichen Glauben angenommen, entstanden sind.

Die Reihe der askanischen Markgrafen in der Mark eröffnet Albrecht der Bär, 1134—1170, mit seiner Folge herrlicher Bracteaten, denen sich diejenigen seines Sohnes Otto I., 1170—1184, eng anschliessen. Unter diesen beiden Regenten stand in der Mark die Stempelschneidekunst in höchster Blüte. Magdeburg war es, das in dieser Richtung erziehend auf den jungen brandenburgischen Staat einwirkte. Mit Otto II., 1184—1205, beginnt ein artistischer Verfall in der Münzprägung, dem später ein solcher im Schrot und Korn der Münzen folgt.

Redner beleuchtet die Münzprägung unter den einzelnen askanischen Markgrafen bis zum Jahre 1323 eingehend, überall die wichtigsten Stücke — so die ältesten Münzen mit deutscher Aufschrift, den einzigen Denar Albrechts des Bären, dessen herrlichen Bracteaten mit seiner Gemahlin Sophia, den Bracteaten mit der Aufschrift Adelbertus marchio anchaldensi(s), die Reiterbracteaten Ottos I., die stendalischen und salzwedelschen Gepräge Ottos II. und Heinrichs von Gardelegen u. a. m. — besonders heraushebend und sämtliche Typen durch Vorlage von Zeichnungen erläuternd.

Vortragender sprach sodann ausführlich über die Rechnungssysteme in der Mark, die Münzstätten, Münzmeister, von der jährlichen Umwechslung des Geldes und sonstigen auf das Münzwesen bezüglichen Verhältnissen.

Der II. Teil des mit grossem Beifall von der Versammlung aufgenommenen Vortrages folgt in der Februar-Sitzung der Gesellschaft. Er

wird von dem märkischen Münzwesen unter den Markgrafen bayerischen und lützelburgischen Hauses, von den Münzen der Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus und von den Geprägten der kleinen Herren in der Mark handeln.

Bei dem Umfange des Vortrags wird im Monatsblatte auf dessen Abdruck verzichtet; es erscheint indessen ein solcher, unter Beigabe erläuternder Abbildungen, demnächst im Archiv.

---

## Symbolische Rechtsaltertümer.

(Vortrag in der „Brandenburgia“ vom 26. Oktober 1892.)

### I.

Ueber einen Miniatur-Roland des Märkischen Museums.

Von Carl Altrichter.

Eine rätselhafte Bleifigur erwarb die Verwaltung des Märkischen Provinzial Museums im Laufe dieses Jahres. Das Inventarium, woselbst sie unter IV. 2900 eingetragen worden, ergiebt nichts über ihre Herkunft. Neben einer kurzen Beschreibung findet sich in Klammern das Wort „Roland“ mit dahinter befindlichem Fragezeichen.

Auf einem flachen runden Postament erhebt sich die Figur eines Ritters in Eisenschuhen, über und über bekleidet mit einem Schuppen— vielleicht auch nach der Absicht des Künstlers — Kettenpanzer, bedeckt mit einem Helm, dessen Visir aufgezogen ist und die Brust und den Rücken ausserdem geschützt mit einem Harnisch, dessen Vorderseite sechs, dessen Hinterseite fünf strahlenartig angeordnete Flammen zieren. Dieser bärtige, durchaus schwergerüstete Ritter trägt als Waffe weder ein Schwert, noch einen Spiess, noch sonst irgend eine namhafte Waffe, sondern in seiner Rechten einen rechtschaffenen Knüttel und in seiner Linken das Bruchstück eines solchen. Dieser Bruch scheint nicht einer allzu fernen Zeit anzugehören, denn es macht sich noch die schwachhakige Bruchfläche, wie sie dem Blei eigen ist, bemerkbar. Eine Abnutzung der Bruchfläche ist wenig erkennbar. Das vorhandene in der linken Hand befindliche Bruchstück befindet sich in einer solchen Lage, dass man anzunehmen berechtigt ist, dass dieses Stück eines Knüttels sich dereinst so fortgesetzt habe, dass es quer an den Oberschenkeln des Ritters vorbei sich erstreckte.

In der Mitte des Postamentes befindet sich ein ehemals rundes Loch, dem ein kleineres in dem unteren Abschluss des Oberkörpers entspricht, dass die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, die Figur sei zu

irgend einem Zweck auf einen längeren Dorn gesetzt gewesen. Dieser Zweck muss ein anderer als nur der gewesen sein, die Figur zum Stehen zu bringen, denn das thut sie ohne jede Beihilfe. Das Ganze ist hohl gegossen, rechts und links laufen die Gussnähte herab. Die Höhe der Figur beträgt etwa 19 cm. Die Oberfläche ist zu einem nicht geringen Teile mit einer Kruste bedeckt, die nach aussen bräunlich, innen weisslich ist. Da durch dieselbe die Erhabenheiten der Zeichnung sich deutlich abheben, bleibt nur der Schluss übrig, dass die Kruste eine Oxydationsschicht des Bleies ist.

Auf der Vorderseite des Postamentes befindet sich in erhabenen, altertümlichen Schriftzeichen eine Inschrift, die aus folgenden Buchstaben gebildet wird: U. A. S. N. O. W. S. M.

Es handelt sich darum eine Lösung für dieses Rätsel zu finden. Diese hängt aber eng mit der Deutung der Figur zusammen und da über die Vergangenheit derselben nicht das Geringste bekannt ist, so wird die Figur selbst die nötigen Aufschlüsse geben müssen. Es kommt mithin darauf an festzustellen, was dieselbe selbst in ihrer äusseren Gestaltung mitteilt.

#### I.

In gewissem Sinne ist die Darstellung, wie namentlich das vollständig verzeichnete Gesicht zeigt, eine so rohe, die erkennbare Symbolik — ich komme auf eine Erscheinung an dem Knüttel weiter unten zurück — hin wiederum eine so naive und doch zugleich greifbar deutliche, dass man die Zeit der Entstehung der Figur unbedingt mit der zur Darstellung gebrachten Tracht in Übereinstimmung bringen muss. Denn das ist die Eigenart der naiveren Anschauung länger vergangener Jahrhunderte, dass sie, was namentlich Tracht und Gerät anlangt, Darstellungen aus noch früherer Zeit im Gewande ihrer Gegenwart erscheinen lässt. Demzufolge gestattet die Ausstattung unseres Ritters einen ziemlich sicheren Schluss auf die Zeit seiner Entstehung. Hier stehen Eisenschuhe und Harnisch, sowie der im Nacken geschlossene, aber noch nicht mit Nackenschienen versehene Helm mit beweglichem Gesichtsschutz in einem gewissen Gegensatz zur übrigen Rüstung.

Bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Ausrüstung des Kämpfers hinsichts der Ringbepanzerung ihren Abschluss erlangt. Um den Anfang der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen die Plattenrüstungen in Aufnahme, von denen hier im Harnisch und in den Eisenschuhe Teile vorliegen. Obwohl etwa bis zum Anfange des 2. Drittels des 15. Jahrhunderts diese Plattenrüstungen soweit aus- und durchgebildet waren, dass sie den menschlichen Körper nach jeder Richtung bedeckten und sich demselben viel enger anzuschmiegen vermochten als die teilweise hartem Leder aufgenähten Eisenringe, blieb nichtsdestoweniger

die Verwendung von eisernem Ringgeflecht, selbst auch in Form von Ärmelröcken und Beinlingen bis zum Schluss des 15. Jahrhunderts bestehen. Neben den mannigfachen Helmformen tauchte im letzten Viertel des Jahrhunderts eine Kappe auf, die Kopf und Genick enger umschloss und ausser einem beweglichen Gesichtsschutz eine mit ihr nun verbundene gleichfalls bewegliche Kinndecke hatte, so dass diese Kappe vollständig Kopf und Hals umschloss.\*)

Eine solche Kappe liegt hier zweifellos vor; die Ringelpanzerung ist sehr wohl verträglich mit der gleichzeitigen Plattenpanzerung, so dass man die Zeit der Entstehung von vorliegender Figur auf den Zeitraum von 1475 bis 1530 rechnen kann. Denn um das letztere Jahr herum trat infolge der verbesserten Schusswaffen eine wesentliche Umgestaltung der Rüstung ein.

Meines Bedünkens darf bei Untersuchung der Rüstung des Ritters nicht übersehen werden, dass in hervorragendem Masse die Teile der älteren Rüstung, der Ringpanzerung sichtbar sind, während die Plattenrüstung mehr in den Hintergrund tritt. Das Mittelalter liebte es ungemein all überall symbolisch anzudeuten, was sich nicht sagen liess. Abgesehen von einer besonderen Bedeutung, die ich dem Panzer zuschreibe und die unten zur Erörterung kommen wird, scheint mit dem Kettenhemd ein Hinweis darauf gemacht zu sein, dass hier ein Mann dargestellt ist, der vorzugsweise das Althergebrachte liebt und dies bevorzugt, der aber trotzdem mit beiden Beinen in den Eisenschuhen der Gegenwart steht, mithin ein noch lebensfrischer, der Gegenwart angehöriger alter Mann.

Was stellt dieser alte Mann, den man der Waffen beraubt und dem man einen Knüttel in die Hand gedrückt hat, vor?

## II.

Auch hier wird man es mit einem Sinnbild zu thun haben. Ein gutes Sinnbild trägt den Schlüssel mit sich herum; dieser Schlüssel muss aber so offen vor Jedermanns Augen liegen, dass eine Deutung keine Schwierigkeiten machen darf. Das Auffallendste an der Figur ist der Knüttel, der Stab in seinem Gegensatz zu der schweren Rüstung.

Dieser mehr oder weniger gekrümmte, hinter der rechten Hand spitzig verlaufende Stab ist durchaus nicht glatt, sondern auf seiner Vorderseite sowohl, als auch auf seiner Rückseite befindet sich eine Anordnung von leicht gewellten Erhabenheiten, welche von der Mitte ausgehend sich schräg nach oben ziehen und zwar so, dass je zwei dieser fast flammenförmigen Striche nicht aus neben, sondern übereinander stehenden Punkten entspringen. An dem in der linken Hand befind-

\*) In dem Vorstehenden ist den Ausführungen des amtlichen Wegweisers durch die Sammlungen des K. Zeughauses in Berlin gefolgt.

lichen Stumpf befinden sich eben solche Zeichnungen. Nimmt man zu dieser Zeichnung neben der gekrümmten Gestalt des Stabes dessen spitzigen Verlauf, so irrt man wohl nicht, beide Stücke als von ein und demselben Zweige und Baume herrührend anzusehen und in denselben einen zerbrochenen Weidenzweig, und zwar von der Korbweide, *Salix viminalis*, zu erblicken. Dass dieser Stab unverhältnismässig stark dargestellt ist, darf bei dem zerbrechlichen Material nicht auffallen, dass in den Strichelungen Blätter angedeutet sind, aber nur zu dem Zwecke, die Holzart erkennbar zu machen, darüber kann wohl kaum ein Zweifel obwalten, so dass man zu der Annahme berechtigt ist, der Stab sei nicht mehr beblättert, sondern sogar geschält. Denn was soll an dieser Stelle der Stab, noch dazu augenscheinlich zerbrochen, wenn er nicht mit der Eigenschaft des leichteren Zerbrechens, der Rindenlosigkeit, versehen ist. Der geharnischte Mann hat den Stab erst zerbrochen, dieses Moment ist dargestellt. Zerbricht man einen Stab, so fasst man mit der Linken das dicke Ende und bricht mit der Rechten das Übrige ab. Dieser Erfahrung entspricht die Darstellung genau. Somit ist der Augenblick dargestellt, in dem ein ritterlicher Mann höheren Alters einen geschälten Weidenstab zerbrochen hat.

Zur Erklärung dieses Sinnbildes ist folgendes anzuführen: Seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, vom Stabe Moses über die Stäbe der römischen Konsuln und die weissen Stäbe der Zauberer und Hexenmeister des Mittelalters, den Korporalstock des 18. Jahrhunderts bis zum Szepter und Krummstab ist der Stab das Symbol der Hoheit und der Macht. Soweit Deutschland in Betracht kommt sind 2 Stäbe zu erwähnen, die in ihrer äusseren Erscheinung eine gewisse Übereinstimmung zeigen, das ist der Zauberstab und der Stab, den der Richter über dem dem Tode verfallenen Missethäter zerbrach. Aus den Verhandlungen in Hexenprozessen geht hervor, dass der Zauberstab weiss war und aus einem abgeschälten Weidenast bestand. „Fass“, so sprach der Teufelsbuhle zu der angehenden Hexe, „fass an diesen Stock und vergiss deinen Gott.“ Dieser Stab war aber das Zeichen der Macht über mindestens einen Teil der überirdischen Welt. Wenn von dieser Macht auch nichts erwiesen ist, so hatte die Vorstellung davon seiner Zeit und teilweise bis in die Gegenwart das ganze Volkswesen derart durchdrungen, dass diesem Stab eine bannende Macht zugewachsen war.

Wenn in ältester Zeit das unanfechtbare Urteil gesprochen oder in späterer Zeit das Todesurteil vollstreckbar geworden war, zerbrach der das Urteil verkündende Richter einen weissen Stab, der ursprünglich ein geschälter Weidenast gewesen war und warf die beiden Enden vor dem Verurteilten auf die Erde nieder. So lange der Stab unversehrt war, galt er und war er das Zeichen der Macht dessen, der befugt war über Leben und Tod zu richten, einer Macht, die genau besehen, der göttlichen

fast gleichkam. Wenngleich das Urteil gesprochen war, konnte der Nachrichten seines Amtes nicht walten, sobald der Richter den Missethäter mit dem Stabe berührte. Ich glaube irgendwo gelesen zu haben, dass dies einer Begnadigung gleichkam. Zerbrach der Richter seinen Stab, so begab er sich seiner Macht über den Missethäter und sagte damit bildlich: „ich habe gerichtet, nun Nachrichten walte du deines Amtes.“

Somit wäre eine Erklärung des zerbrochenen Weidenstabes gegeben; was aber hat der geharnischte Ritter mit dem Richter zu thun. Es ist leicht und billig auf den steinernen Roland am Rathaus zu Bremen hinzuweisen; kulturgeschichtliche Erscheinungen werden durch Hinweise nicht ausreichend erklärt; der ursächliche Zusammenhang muss immer klar liegen.

In jeder alten deutschen Gemeinde\*) bestand ein Hagengericht, das über Vergehen und Übertretungen rechtzusprechen hatte. Eine Anzahl Gemeinden bildete den Gau, an dessen Spitze der Gaugraf stand. Dieser, im Kriege der Führer der Manschaft, war im Frieden der oberste Richter, der Vorsitzende des Gaugerichts, das in peinlichen Sachen richtete. Dieses Gericht hatte im Hauptorte des Gaus seinen Sitz und tagte unter freiem Himmel. Die Mal- oder Gerichtsstätte war kenntlich gemacht durch eine hoch aufgerichtete Steinsäule, von der der Namen Hermann oder Irmensäule uns überliefert ist. Der Gaugraf war hienach nicht nur ein alter, d. i. ein durch Erfahrung gereifter Mann, sondern auch als Führer im Kriege zugleich Krieger. Wenn nun eine spätere Zeit in Orten, welchen die sogen. hohe Gerichtsbarkeit verliehen worden war, etwa im 12. und 13. Jahrhundert als Symbol der Macht des Rates über Leben und Tod zu urteilen, an den Rathäusern Säulen errichten liess, welche einen Ritter mit entblösstem Schwert darstellten, so ist hierin in erster Linie eine Wiedergabe der Irmensäule zu sehen, sodann aber die Erinnerung an die längst eingegangenen Gaugrafen festgehalten. Die Richtigkeit dieser Erklärung bestätigt eine andere Erscheinung, welche zugleich für die Zähigkeit eingewurzelter Rechtsanschauungen spricht. Neben oder vor den Rathäusern befand sich die Gerichtslaube, in der in den ältesten und älteren Zeiten nicht nur zu Gericht gesessen, sondern auch und zwar bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts Beeidigungen von Ratspersonen, Viertels- und Gildemeistern u. s. w. vorgenommen wurden. War ein Schutz gegen plötzliches Unwetter durch die Gerichtslaube geschaffen, so war doch der Begriff festgehalten worden, dass solche Handlungen im Freien und nicht im geschlossenen Raum abzuhalten seien.

\*) „Die altdeutsche Gemeinde und ihren Namen“ von Dr. Aug. Deppe, Correspondenzblatt der deutschen Gesellsch. für Anthropologie etc. 1892.

Wenn oben ausgeführt ist, dass die Eigenschaft des Alters durch die Zusammensetzung der Rüstung zum Ausdruck gebracht sei, so hat der Künstler nicht weniger durch die Auswahl der Stücke mehr oder weniger die Eigenschaften der dargestellten Person zum Ausdruck bringen wollen.

Der Helm, der den ganzen Kopf umschliesst und nur das Gesicht freilässt, hindert Einflüsterungen und Beeinflussungen jeglicher Art.

Der Panzer, nach der heiligen Schrift als „Krebs der Gerechtigkeit“ aufzufassen, gewinnt hierdurch eine besondere Bedeutung; denn die Symbolik unseres Mittelalters ist durchweg durchsetzt mit christlichen Anschauungen selbst auf profanem Gebiet. Die Eisenschuhe deuten auf rücksichtsloses Vorgehen ohne Sorge um den fatalen Stich in die Ferse, wenn der Richter dem Unrecht mit der Ferse das Haupt zertritt.

Wenn man nun die vorliegende Figur im Ganzen und Einzelnen betrachtet, so hat man in dem Ritter den Vorsitzenden eines peinlichen Gerichts zu erblicken, der sich soeben seiner Macht über den Missethäter begeben hat, indem er den Weidenstab zerbrach.

Es könnte nun zwar eingewendet werden, dass zu der Zeit als nach den obigen Ausführungen das Bild entworfen worden, das deutsche Recht schon fast durchweg durch das römische Recht verdrängt worden war; jedoch ist dem die Zähigkeit entgegen zu halten, mit der sich die alten Vorstellungen erhielten und dass, wenn auch 1495 durch die Reichskammergerichtsordnung das römische Recht endgültig Eingang gefunden hatte, kein Grund vorlag, einen Gerichtsvorsitzenden symbolisch anders als in der hergebrachten Form darzustellen; im Gegenteil ist die Annahme nicht ungerechtfertigt, dass man gerade gewisse Äusserlichkeiten — ich erinnere nur an die Gerichtslauben — gern bestehen liess, um die Gemüter mit der Neuerung zu versöhnen. Das war auch eine römische Politik, die schon bei der Verbreitung des Christentums in Deutschland befolgt wurde und die nicht zum Wenigsten die Grundlage zu dem stellenweis noch herrschenden Aberglauben abgegeben hat.

### III.

Wie bei vielen mittelalterlichen Gusswerken, die mit Inschriften versehen sind — ich denke dabei nur an die verschiedenen Glockeninschriften, die noch der Lösung harren — sind auch hier augenscheinlich aus freier Hand die Zeichen in die Form geritzt worden ohne jede Vorlage und ohne den Anspruch erheben zu wollen, etwas der Form nach Schönes zu liefern; so dass man in der hier vorliegenden Inschrift die Handschrift des Künstlers hat und nicht die Formen, wie sie sonst wohl in öffentlichen Inschriften gebraucht wurden, so dass aus der Gestalt der Schriftzeichen kein sicherer Schluss auf die Zeit ihrer Entstehung gemacht werden kann. Da mir aus anderen Inschriften, die ich ent-



ziffert habe, bekannt ist, dass auf kleinsten scheinbaren Zufälligkeiten ein Gewicht zu legen ist, so habe ich die vorliegende Inschrift sorgsam abgedrückt, aus dieser Form zeichnerisch die Einzelheiten festgehalten und dabei Folgendes festgestellt:

1. Es liegt thatsächlich eine handschriftliche Äusserung vor. Dies ist erkennbar aus der eigenartigen, flachzickzackförmigen Schreiblinie, die befolgt ist; ausserdem entbehren dieselben Schriftzeichen einer not-

wendigen Übereinstimmung, denn das erste S ist viel tiefer gekrümmt als das zweite; endlich kann von einer gewissen Undeutlichkeit insofern gesprochen werden, als das S N fast so aussieht wie das M und das U wie das N. Die Unterscheidungsmerkmale sind geradezu winzig.



2. Es macht sich eine gewisse Gruppierung bemerkbar, so dass man in grösseren Zwischenräumen Wortschlüsse, in einem geringeren Abstände eine gewisse innere Zusammengehörigkeit, wie etwa zwischen Hauptwort und Eigenschaftswort, endlich in einem Enganeinanderstehen Bestandteile desselben Wortes erblicken kann. Darnach stellt sich die Inschrift wie folgt dar:

U: A — SN — O — W — S: M.

3. Die hier unterstrichenen A, W, M deuten auf Hauptbegriffe.

4. Es ergeben sich 7 Zeichen, von denen je 3 rechts und links vom O stehen, jede dieser Reihen schliesst mit einem ähnlichen Zeichen, links SN, rechts M. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die oben gerügte Unähnlichkeit beabsichtigt war, um diese äussere Übereinstimmung

hervortreten zu lassen. Solche scheinbare Übereinstimmung zur Darstellung zu bringen begegnet man in alten Inschriften öfter. Diese Neigung hat vielleicht denselben Ursprung wie Alliteration und Stabreim in der Dichtkunst. Sie ist eine echt germanische Erscheinung. — Der Schlüssel für die Inschrift ist in derselben enthalten. Es ist dies das in die Mitte gestellte O. Das dadurch ausgedrückte Wort liegt in dem Charakteristikum der Figur, in dem zerbrochenen Stab. Wessen Stab zerbrochen ist, der ist ohne Stab.

Oben ist ausgeführt, welcher Art der Stab war; es war eine Weide.

Hat Jemand seinen Stab verloren, so ist er schwächer als andere Menschen. Der Jemand ist hier genau bezeichnet; es ist der oberste

Richter. Ist der seines Machtmittels beraubt, so wird er wie andere Menschen auch, ein schlichter Mensch; mithin wird das S vor M „schlicht“ und nicht „schwach“ zu bedeuten haben.

Geht man vom O nach links vor, so ist namentlich in Anbetracht der Entstehungszeit der Figur in dem SN das ganze Wort „sin“, gleich dem heutigen „sind“, gegeben.

Wer wird wohl durch Verlust des Stabes oder besser dieses Stabes wieder ein schlichter Mensch? Unsere Alten, in der Bedeutung von: unsere Vorsteher, unsere Amtleute, unsere Richter, oder wie die ins Englische übergegangene niedersächsische Form sehr treffend malt: „Aldermen“.

Nach meiner Lesart würde die Inschrift in der Sprech- und Schreibweise des 15. Jahrhunderts lauten:

„Unse Alden sin ohne Weden slichte Menschen.“

An sich ist dieser Satz durchaus klar; er ist aber nicht verständlich — wenn man nicht gerade eine Spielerei annehmen will und dazu ist man ohne Weiteres nicht berechtigt — an dieser Figur, die nur bestimmt gewesen sein kann, den Gerichtssaal in irgend einer Weise zu schmücken und zugleich symbolisch die Bedeutung desselben auszudrücken. Ich stelle mir vor, dass auf dem Gerichtstisch, vielleicht neben dem Kruzifix, oder an der Wand über dem Haupt des Vorsitzenden auf hohem Postament die Bleifigur errichtet war, frei allem Volk erkennbar. — Solche Einzelercheinungen muss man im Zusammenhange mit anderen künstlerischen Erscheinungen desselben Zeitabschnitts betrachten, um das volle Verständnis dafür zu erlangen.

Äussere Wandelungen auf dem Gebiet der Kunst sind seither stets ein Ausfluss der veränderten Strömung im Geistesleben der Völker gewesen. Als die Menschheit anfang sich loszumachen von den Formeln eines zum Schematismus herabgesunkenen Mystizismus, erwachte auch auf anderem Gebiete ein neues Leben und es entstand was man in der Baukunst die Renaissance nennt. Auch Malerei und Skulptur feierten ihre Wiedergeburt. Eine Folge dieser freieren Regung — die letzte Folge war die Reformation — war die kräftige Entwicklung der Eigenart des Einzelnen und diese Eigenart suchte sich zu bethätigen. Die Kirche war aber allmächtig und wenn in Deutschland die Inquisition nie zu einer nennenswerten Gewalt geworden ist, so hatte doch Jedweder Ursache im Ausdruck seiner Gedanken vorsichtig zu sein und nur sinnbildlich zum Vortrag zu bringen, was er als Ergebnis seines Nachdenkens zu verzeichnen hatte.

Ich erinnere in dieser Beziehung an die Anspielungen auf die damalige Verworfenheit der Geistlichkeit, welche in den sogen. Wahrzeichen mancher Bauwerke enthalten sind, z. B. Mönch und Nonne an der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg, die Fuchspredigt im Dom zu

Brandenburg u. s. w. Gegenüber diesen sehr ernstesten Hinweisen gab es auch solche, welche weiter nichts als eine Mahnung enthalten. Über dem rechten Bogen der Thür, welche in das ehemalige Refectorium der Stiftsherren des Domes zu Havelberg führt, befindet sich eine erst in neuerer Zeit wieder ausgegrabene, ihrer Bedeutung nach von mir erklärte Wandmalerei, welche den Stiftsherren, wenn sie zu Tische gingen, ein ernstes: „Gott sieht alles, Gott hört alles, Gott weiss alle Dinge“\*) zurief. In ähnlicher Weise ist auch die hier vorliegende Inschrift aufzufassen. Es soll den Richtern alle Zeit gegenwärtig gehalten werden, dass sie eben auch nur Menschen sind und dass sie dessen eingedenk sein mögen, während sie den weissen Stab noch unverletzt in der Hand haben und des ihnen anvertrauten Amtes walten. Denn die Kleinheit der Schriftzeichen und die bis ins Unverständliche gehende Abkürzung der Worte sprechen deutlich dafür, dass der Inhalt der Inschrift nicht für den grossen Haufen bestimmt war. Dem gegenüber sagte die für die Menge bestimmte Gestalt etwas anderes, aber auch in der Form einer Mahnung: „Richtet Euch so ein, dass der Richter nicht in die Lage kommt, so dazustehen, wie Ihr ihn hier seht. Hat er seinen Stab erst zerbrochen, so ist es mit dem Leben vorbei.“

Nach dem Voraufgeführten haben wir es in dieser Bleifigur nicht mit einem Spielzeug, nicht mit einer Erfindung müssiger Laune, sondern mit einem ebenso ernstesten als wertvollen Stück aus der Urväter Hausrat zu thun, mit einem Sinnbild der höchsten richterlichen Gewalt. Sein Wert muss steigen, in dem Masse als man sich überzeugt hält, dass nur wenige Stücke, vielleicht nur dies eine Stück, auf die Gegenwart gekommen sein mag. Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums kann zu dieser Erwerbung nur beglückwünscht werden.

## II.

### Über Armsünder-Glöckchen und Miniatur-Gerichtslauben („Lübscher Baum“).

Von Ernst Friedel.

Der Deutung des Herrn Carl Altrichter, dass die Bleifigur des Märkischen Museums, die in der That von grösster Seltenheit und von hohem kulturgeschichtlichen Wert ist, eine Art Roland oder Rechtsritter darstelle, kann ich mich nur anschliessen, ebenso, dass es sich bei diesem zierlichen — Goethe würde sagen „artigen“ Figürchen —

\*) Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft von 1888. S. 558 mein Bericht v. 10. Dezbr. 1888.

um ein Machwerk späterer Zeit, wohl des 16. Jahrhunderts handele, da die jetzt wieder auf Grund archivalischer Kritik hervorgesuchte älteste Bedeutung des Rolands als Sinnbild des Marktrechts\*) in späterer Zeit fast überall vergessen war und der Roland, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, namentlich bei den Richtern und Rechtslehrern mehrere Jahrhunderte hindurch fast unbestritten, als Symbol des Blutbanns galt.

Die Gepflogenheit, Miniatur-Darstellungen, gleichsam als Erinnerungszeichen an die frühere Übung der Strafrechtspflege, bei oder in den Räumlichkeiten anzubringen, worin über Leben und Tod gerichtet wird, steht keineswegs vereinzelt da und möchte ich in dieser Beziehung an zwei recht beachtenswerte Rechts-Überlebenssel: die Armsünder-Glöckchen und die Miniatur-Gerichtslaubten (die sogen. „Lübschen Bäume“) erinnern.

Wer die grosse Gerichts-Glocke des Rats von Berlin betrachtet, welche sich im Märkischen Museum (unter Katalog B. IV. No. 2015) befindet\*\*), mag sich unschwer vorstellen, wie ergreifend ihr eherner, gewaltiger Schall wirkte, sintemal er ankündigte, dass über dem armen Sünder der Stab in der Gerichtslaube gebrochen und der Gerichtete dem Meister Hans mit Haut und Haar, mit Leib und Leben verfallen war. Bei ihrem sonoren, feierlichen Klange erbebte die Menge und manche Hand faltete sich zu einem Gebet, das den vom Leben zum Tode zu bringenden armen Sünder auf seinem letzten und schwersten Gange begleitete. Die preussische schrieb und die reichsdeutsche Strafgesetzgebung schreibt noch jetzt vor, dass nach Verkündigung des Todesurteils geläutet werden solle, bis die Hinrichtung vollstreckt worden ist. Ich habe drei dergleichen Enthauptungen, — die erste betraf Hödel, den ersten Attentäter auf Kaiser Wilhelm I., — im Moabiter Zellengefängnis beigewohnt. Statt der gewaltigen Glocke „bimmelte“ ein kleines unscheinbares Glöckchen\*\*\*) in dünner und kläglicher Weise. Dies wimmernde Glöcklein ist nur noch eine abgeblasste Erinnerung an die mächtige Armsünderglocke des Mittelalters, ein in verkümmelter Form auf die Gegenwart überkommenes symbolisches Rechtsaltertum.

\*) Vgl. Richard Schröder: Die Rolande Deutschlands, Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins 1890. S. 35 und Sello's kritische in mehreren Aufsätzen enthaltenen Bemerkungen hiergegen.

\*\*) Von dieser Armsünder-Glocke des Rats zu Berlin sind zu abergläubischen Zwecken — um sich vor Strafverfolgung zu schützen, um sich Geld zu verschaffen und um Krankheiten zu heilen — viele Stückchen im Laufe langer Zeit abgebrochen worden. Noch jetzt machen sich abergläubische Personen bei diesem Sammlungs- und Ausstellungsstück mit Vorliebe im Museum zu schaffen.

\*\*\*) Über das Glockenläuten während der Hinrichtung ist der Aufsatz im Preuss. Justiz-Ministerial-Blatt 1858, S. 19, bemerkenswert.

Ähnlich verhält es sich mit den Miniatur-Gerichtslauben, von denen das Märkische Museum (Katalog B. VI. No. 6076) ein getreues Facsimile aus Eichenholz besitzt, genau nach dem für die Preussischen Staaten noch im 18. Jahrhundert vorgeschriebenen Modell angefertigt.



Diese kleine Gerichtslaube, fast an ein Puppen-Spielwerk aus der Kinderzeit erinnernd, stellt eine gotische Kapelle dar, ist  $1\frac{1}{2}$  Fuss lang, 7 Zoll breit und bis zur First des geschrägten Daches 1 Fuss hoch. Am vorderen Ende des Kirchleins ist eine kleine Tür, hinten im inneren Raum ein Kreuzifix angebracht. Über der Türseite befindet sich auf dem Dach ein kleiner Turm (Dachweiter) mit einem Messing-Glöckchen, von dem eine Schnur nach der Thür ins Innere der Kapelle hinunter reicht.

Diese merkwürdige Vorrichtung, genannt „der Lübsche Baum“, wurde im Dienste der heimischen Strafrechtspflege bei schweren Gerichtsfällen gebraucht. Nach Fällung und Verkündigung des Urteils läutete der Gerichtsdienere die erwähnte kleine Schelle, diese Miniaturausgabe einer Armsünderglocke. Daher die Redensart: die Schandglocke ziehen.

Die amtliche Benennung „der Lübsche Baum“ für diese symbolische Darstellung einer Gerichtshalle erscheint im ersten Augenblick befremdend. Dennoch ist sie für denjenigen, welcher die Wandelungen unseres deutschen Strafverfahrens vom Sachsenrecht durch die hochnotpeinliche Gerichtsordnung Karl V. (Constitutio criminalis Carolina) bis in die neuerlichen partikularrechtlichen Strafprozess-Ordnungen verfolgt, ohne Schwierigkeit zu erklären.

Das Notgedinge wurde nach Lübischem (Sachsen-) Recht anfänglich unter einem ansehnlichen, schattigen Baume im Freien gehegt, diese Gerichtsstätte wurde daher kurzweg „der Lübsche Baum“ genannt. Dergl. Stellen sind in Deutschland viele; ich erinnere an eine früher bei, jetzt im Weichbild von Kiel belegene bekannte Stelle, noch heut diesen Namen führend, obwohl der Baum längst verschwunden ist.

Später wurden offene hölzerne, oben aber verdeckte Hallen für die Rechtspflege errichtet, in Erinnerung an die Rechts-Bäume, Lauben genannt. Später sind sie durch offene steinerne Gerichts-Lauben ersetzt, die meist, wie in Berlin, mit dem Rathaus in Verbindung gebracht wurden.

Als die Rechtssprechung im heimlichen Verfahren stattfand, wurden die offenen, aus dem Lübschen Gerichtsbaum hervorgegangenen Gerichts-

Lauben vermauert. Eine Erinnerung an die Gerichts-Lauben, in so abgeblasster Form wie möglich, sind die kleinen, zum Inventarium der älteren Gerichtsgebäude gehörigen Miniatur-Gerichtslauben mit ihren Schandglöckchen. Aber die Erinnerung an den alten Lübschen Baum hat sich erhalten und ist solcher Gestalt bis zur Kodifizirung unsers Strafrechts, als ein symbolisches Rechtsaltertum, im Inventarium unserer Rathäuser und Gerichtsgebäude weiter fortgeführt worden.

Erst seit der Publikation des Allgemeinen Preussischen Landrechts, welches im 20. Titel des II. Theils das Strafrecht behandelte, durch das Patent Friedrich Wilhelm II. vom 5. Februar 1794, und seit den Veränderungen des Preussischen Strafprozess-Verfahrens ist von den Gerichtslauben und dem Lübschen Baum keine Rede mehr. Die „Lübschen Bäume“ sind in die Rumpelkammern der Gerichtshäuser und die Rathaus-Böden verthan worden. Nur das Armsünder-Glöckchen, wie gezeigt, hat sich aus dem christlichen Mittelalter bis in das Strafverfahren des neuen deutschen Reichs hinein, als ein vom Volksbewusstsein noch immer wohl verstandenes Rechts-Überlebsel, erhalten.

---

## Eingänge für die Bibliothek.

---

### A. Bücher.

#### 1. Geschenke.

Vom Herrn Verfasser.

- 1) Schalow, Hermann, Ein zweiter Beitrag zur Ornis der Mark Brandenburg 1881.
- 2) Derselbe, Neue Beiträge zur Vogelfauna von Brandenburg, Naumburg a/S. 1890.

Vom Herrn Verleger.

- Meyer, Ferdinand, der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, Berlin 1892, Verlag von Fr. Zillesen.

Von Hrn. Herm. Schalow.

- 1) Reichenow, Dr. Anton, und Matschie, Paul, Die Kennzeichen der deutschen Enten, Schnepfen und Raubvögel, Naumburg a/S. 1890.
- 2) Achter Jahresbericht des Ausschusses für Beobachtungsstationen der Vögel Deutschlands für das Jahr 1883, Naumburg a/S. 1885.

Von Frau Helene Müller-Nietsch.

- v. Köppen, Fedor, Die Hohenzollern und das Reich, 4 Bde., Glogau o. J.

Von Hrn. Lieutenant Schmidt.

- 1) v. Eberstein, Moritz Lebrecht Frhr., Die Einheit der Welt-Regung nach kosmischer Auffassung im Sinne Alex. v. Humboldts, Berlin 1883.
- 2) Bucher, Bruno, Katechismus der Kunstgeschichte, Leipzig 1884.
- 3) Der „Bär“, Berlinisch-Märkischer Kalender für das Jahr 1890.

## 2 Tausch-Exemplare.

Verein für Geschichte der Neumark zu Landsberg a. W.  
Mitteilungen, No. 8 — Oktober 1892.

Copernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn.  
Mitteilungen, Heft VII, — Semrau, Arthur, Die Grabdenkmäler der Marien-  
kirche zu Thorn, Thorn 1892.

Gesellschaft für Pommersche Geschichte zu Greifswald.  
(Rügisch-Pommersche Abteilung.)

Gesterding, Dr. Carl, und Pyl, Dr. Theodor, Beiträge zur Geschichte der  
Stadt Greifswald — 4. Fortsetzung, sowie 51—54. Jahresbericht  
(1888—1892), Greifswald 1893.

Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde  
zu Metz.

Jahrbücher — 4. Jahrg., 1. Hälfte, Metz 1892.

Königlich Sächsischer Altertums-Verein zu Dresden.

- 1) 67. Jahresbericht (1891/92).
- 2) Ermisch, Dr. Hubert, Neues Archiv für Sächsische Geschichts- und Alter-  
tumskunde — 13. Band, Dresden 1892.

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben  
zu Ulm.

- 1) Mitteilungen, Heft 1—3, 1891.
- 2) Bazing, H., und Veessenmeyer, Dr. G., Urkunden zur Geschichte der  
Pfarrkirche in Ulm, Ulm 1890.

Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde  
zu Schwerin.

Jahrbücher und Jahresberichte — 57. Jahrg., Schwerin 1892.

Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde  
zu Jena.

Zeitschrift — Neue Folge, 8. Band, Heft 1 und 2, Jena 1892.

Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.  
Mitteilungen, Band 4, Heft 1—3, Kahla 1890/92.

Böhmischer Altertums-Verein zu Prag.

Mitteilungen, Band 15, Heft 1—10 (Památky Archaeologické A. Místopisné.)  
Prag 1890/92.

## B. Bilder-Sammlung. Geschenke.

Von Hrn. Stadtrat Friedel.

Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin, Vollmer arch. — Lichtdruck von Rückwardt.

Von Hrn. Paul Telge.

Wander-Versammlung der Gesellschaft am 14. 9. 91 im Jagdschloss Grunewald, photogr. Aufnahme der Teilnehmer.

Von Hrn. Lieutenant Schmidt.

Porträt des Freiherrn von Stein, anonymer Stich.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

Berliner Todtenuhr. „Im Jahre 1848 war ein hoher Militär in Berlin, um von dem berühmtesten Uhrmacher dort aus einer grossen, altmodischen ungemein künstlich erbauten Spieluhr einen Mechanismus entfernen zu lassen, welcher das musikartige, mehrere Minuten anhaltende Schlagen dieser Uhr bewirkte, ohne dass sie dadurch in ihren Funktionen gehindert wurde. Nach dem Einzug der Preussen in Paris hatte sie der Besitzer von einem dortigen Künstler gekauft. Einige Jahre später hörte das Schlagen der Uhr auf, und kein Uhrmacher noch Mechaniker konnte das Werk wieder reparieren. Plötzlich begann sie eines Tages anhaltend zu spielen — einen Tag darauf starb die Frau des Besitzers. Die Uhr verstummte von jener Zeit an, bis sie einige Jahre später einen Tag vor dem Tode des Sohnes, ihres Inhabers, wieder ertönte. Dieses bedeutungsvolle Spiel mit gleichen Folgen wiederholte sich später nochmals und endlich wieder vor Ablauf des Jahres 1847, als das letzte Kind, eine aufgeblühte Tochter des Militärs, verschied. Um nicht auch sein Ende auf diese Weise als „letztes Stündlein geschlagen“ zu hören, liess der schicksalsgepeinigter Eigentümer den Mechanismus durch künstliche Hand beseitigen, ohne sich gerade von der Uhr zu trennen. (Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen. 1849. S. 152/3.) Dieser verbürgte Fall zwingt uns das bekannte Wort auf die Lippen: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die kein Sterblicher begreifen kann.“ — Letzteren Zusatz macht Herr F. Kunze-Suhl im Sonntagsblatt des Nordhäuser Courier „Aus der Heimat“ vom 20. November 1892\*), dem wir die Mitteilung entnehmen.

\*) Ich benutze gern die Gelegenheit um darauf hinzuweisen, dass „Aus der Heimat“ zur Heimatkunde Deutschlands, speziell Thüringens, seit vielen Jahren vortreffliche Beiträge liefert, welche geeignet sind, die uns am Herzen liegenden Wissenszweige im allerbesten Sinne volkstümlich zu machen. ~



Todten-Uhr nennen die Berliner und Märker aber auch den Todten-Wurm, *Anobium pertinax*, Käfer, die in altem Holze sitzend, so vernehmlich — trotz ihrer Kleinheit — klopfen, dass sie abergläubische Leute in Furcht versetzen. Der Käfer zieht Vorderbeine nebst Fühler an, stützt den Körper vornehmlich auf die Mittelbeine und schlägt mit Stirn und Vorder- rand des Halsschildes gegen das Holz. Meiner Tochter Gesa wurde von unserem Kindermädchen, deren Vater im Hause von Rudolf Mosse, Berlin, Jerusalemer Strasse 48, wohnte, im Jahre 1889 Folgendes mitgeteilt:

„In unserer Wohnung ist der Todten-Wurm, ich habe sein Klopfen, Abends wenn es stille war, oft gehört. Sobald Jemand ins Zimmer trat und ich ihn auf das unheimliche Geräusch aufmerksam machen wollte, hörte dies von selbst auf. Das hat mich sehr gewundert.\*) Als ich einst spät mit meiner Mutter zusammen sass, ging das Klopfen wieder lös, da sagte meine Mutter: nun wird Einer von uns sterben. Wirklich starb bald darauf eine Tante von mir.“

Dieser Glaube an die prophetische Gabe der mechanischen wie der tierischen Todten-Uhr ist in Berlin uralt und auch in den gebildeten Ständen, gleich der Scheu vor der Arbeit während der „Zwölften“ felsenfest eingewurzelt.

Auf genau derselben Vorstellung von der Todten-Uhr beruht die Sage, welche man im Sterbezimmer Friedrichs des Grossen zu Sanssouci zu hören bekommt. Auf einem Rokoko-Pfeilertisch steht eine zierliche Boule-Uhr im Louis-Seize-Stil, die Todesstunde des gewaltigen Königs angeblich genau markierend. Die Uhr soll bei seinem Verschenden stehen geblieben und seither nicht wieder aufgezogen worden sein. E. Friedel.

Tegel und die Gebrüder Humboldt. Ludwig Achim von Arnim schreibt d. d. Berlin, 29. Januar 1820, an Ludwig Sigismund Ruhl:

„Im Humboldtschen Hause fänden Sie wenig verändert, nur hat sich seitdem ein prachtvolles Landhaus in Tegel erhoben, dem Sie auch wohl etwas an Kunstwerken zuwenden könnten, es ist nach Schinkels Plane ganz besonders zur Ausstellung von Kunstwerken eingerichtet. — Tegel, wenn Sie es vergessen haben, dass es schon im Faust bei Gelegenheit der Blutegel vorkommt, liegt 1½ Meile von Berlin, die Gebrüder Humboldt sind da geboren.“ — Diese Mitteilung über das edele Brüderpaar in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, den 24. September 1892, enthält Unrichtigkeiten über die Geburtsorte, die nicht ungerügt bleiben können.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt wurde am 22. Juni 1867 zu Potsdam geboren, Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander von Humboldt am 14. September 1769 zu Berlin im Hause Jägerstrasse 22. Da über die Umstände bei der Geburt und Taufe öfters Irrungen vorkommen, wendete sich die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums an das Kgl. Dom-

\*) Die mit dem Eintreten, mit dem Öffnen und Schliessen verbundene Erschütterung macht das ängstliche Tierchen, welches durch das Klopfen sein Weibchen lockt, stutzig und es hört damit für eine Weile auf. E. Fr.

kirchen-Kollegium wegen Mitteilung einer Abschrift des Taufscheines. Derselbe lautet:

„Den 9. Oktober 1769 liess Herr Alexander George von Humboldt, Königl. Major von der Kavallerie und Kammerherr, und dessen Ehegemahlin Frau Maria Elisabeth, geb. von Colomb, gewesene Wittve von Holwedel, ihren ehelichen Sohn durch den Herrn Hofprediger Sack taufen. Er hat die Namen: „Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander“ bekommen und ist geboren den 14. September 1769.

Taufzeugen sind:

- 1) Ihre Königl. Hoheit der Prinz von Preussen.
- 2) „ „ „ „ „ Heinrich von Preussen.
- 3) „ Durchlaucht der Erbprinz von Braunschweig.
- 4) „ „ „ Herzog Ferdinand von Braunschweig.
- 5) „ Excellenz Minister Graf von Finckenstein.
- 6) „ „ „ „ von Reuss.
- 7) Herr Gen.-Lieut. und Minister von Wedell.
- 8) „ Gouverneur, Gen.-Lieut. von Ramin.
- 9) Frau Gräfin von Wartensleben.
- 10) „ Etats-Minister von Massow.
- 11) „ Gräfin von Eichstädt.
- 12) „ Etats-Minister von Fürst.
- 13) „ „ „ von Horst.
- 14) Herr „ „ von Derville.

Dieses wird glaubhaft und ordnungsmässig hierdurch bescheinigt.

Berlin, den 2. Februar 1886.

Das Hof- und Dom-Ministerium.

gez. D. Kügel.

(L. S.)

gez. Ambrosy,  
Domküster.“

Es darf hierdurch die Feststellung der Vornamen Alexander von Humboldt's, seines Geburtstages und Geburtsorts, in Bezug auf welche Thatsachen in der Litteratur vielfach Unsicherheiten untergelaufen sind, als endgültig erledigt betrachtet werden.

Berlin, den 20. Oktober 1892.

E. Friedel.

## Eingesandt.

Ich möchte hier auf eine Erscheinung aufmerksam machen, der man in den alten Dörfern des Oderbruchs (Fontane, Wanderungen II. p. 36) begegnete, die jetzt aber immer seltener wird und zum Teil schon verschwunden ist. Die Besitzer der Bauernhöfe führten nämlich einen Beinamen, mit dem man zwar die Betreffenden nicht anzureden pflegte, wenn schon dieser zweite Name durchaus kein Spitz- oder Lackname war, dessen man

sich aber gern bediente — die Tagelöhner und das Gesinde fast ausschliesslich und sie zum Teil heute noch —, wann von der Familie oder etwas zu derselben Gehörigem, Personen oder Sachen, die Rede war. In dem Dörfchen Altwustrow hatten sämtliche Besitzerfamilien, mit Ausnahme der des Lehnschulzen, die man nach ihrem Amt Schulzen oder Schulte-Köppens nannte, solcher populären Beinamen. Sie lauteten: Schwartten, Naaken, Biess, Knehl, Bahnemann, Voss, Willen, Hahnen, Meess, Bruss, Funken. Diese Namen dienten nicht etwa dazu, eine Familie von einer anderen gleichen Namens zu unterscheiden, doch haben sie sich in letzterem Falle bis heute in voller Kraft erhalten, oder man setzt sie wenigstens vor den eigentlichen Familiennamen. Eigentümlich dabei, und ein Zeichen dafür, wie fest diese Beinamen an der betreffenden Familie resp. Wirtschaft hafteten, war die Erscheinung, dass der eine Besitzer populär Willen hiess, seine Frau jedoch Bahnemanns Mutter, weil sie ihrem Mann durch die Heirat die Bahnemannsche Wirtschaft eingebracht hatte. — In den neueren, den Kolonistendörfern, fehlen solche Namen.

Ist über den Ursprung dieser Beinamen etwas bekannt?

O. Matzdorff, Thorn.

## Briefkasten.

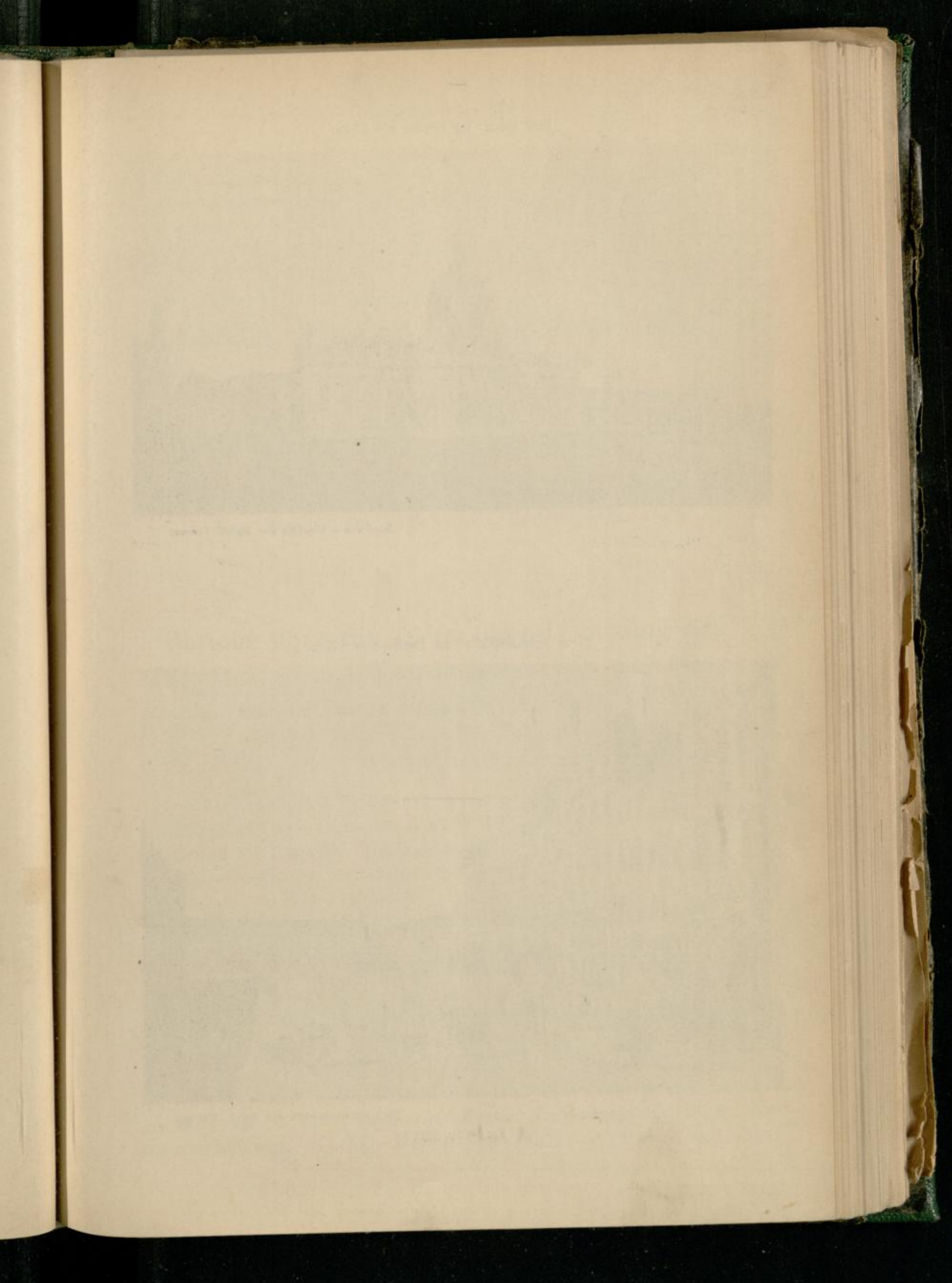
(Anonyme Zuschriften bleiben unberücksichtigt.)

**Frl. E. M.** Ob der Name Simson's-Brücke in Berlin verliehen gewesen? — Nein. Die zur Verbindung von Berlin mit der Spandauer Vorstadt angelegte Holzbrücke über den Zwirngraben hiess anfänglich Neue Friedrichsbrücke. 1790—92 baute Langhans die vor 3 Jahren abgetragene steinerne Herkules-Brücke, auf welcher die 2 Gruppen, Herkules im Kampf mit dem Centauren Nessus und mit dem Nemäischen Löwen, und die 4 Sphinxen standen, welche jetzt die neue Herkules-Brücke zwischen dem Lützower Ufer und der Friedrich Wilhelms-Strasse schmücken. Da nun dem Volk aus der Schule und Kirche die Figur des Löwenbezwingers Simson viel geläufiger als die des erwähnten altklassischen Löwenbezwingers ist, so wurde die alte Herkules-Brücke fälschlich häufig Simsons-Brücke genannt. Selbst ein so kundiger Schriftsteller wie Louis Schneider spricht in seinem „Bösen Blick“, Teil IV, Berlin i. J. 1838 (2. Aufl. 1871. S. 183) irrtümlich von „der jetzigen Simsons-Brücke“. Der Name „Herkules-Brücke“ war an dem Bauwerk auf jeder Seite angeschlagen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 61. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



„Der Dom“ zu Berlin um 1775.



*Nach einem Gemälde von Barth. Verona.*

„Der Schlossplatz“ zu Berlin um 1775.



*Nach einem Gemälde von Barth. Verona.*

Zu Seite 230.

## Gesellschafts- und Vereins-Nachrichten.

---

Als Mitglieder werden aufgenommen: Die Herren Carl Rudholzner, Holtz, Moessen, Crotogino, Gustav Vogt und Frau Stricker.

Zum Eintritt sind angemeldet:

1. Frau Kaufmann Beisiegel, Derfflingerstr. 20, W.
  2. Herr Buchhändler Touchy, Gr. Hamburgerstr. 41, N.
- 

## Bericht über die 14. (5. öffentl.) Sitzung des I. Vereinsjahres

Mittwoch, den 22. Februar 1893, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr  
im Bürgersaale des Rathauses.

---

1. Der II. Vorsitzende Stadtrat Friedel eröffnet in Vertretung die Sitzung mit dem Hinweise, dass in der Zwischenzeit seit der letzten Sitzung zwei um die Heimatskunde und die Altertumskunde hochverdiente Männer, der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Schaafhausen zu Bonn und der Conservator Dr. Ludwig Lindenschmit (senior) zu Mainz, leider verstorben seien.

Schaafhausen war auf dem Gebiet der Anthropologie und der Altertumskunde nach der geschichtlichen wie naturwissenschaftlichen Seite gleichmässig thätig; namentlich sind seine Forschungen über das Alter und die Herkunft des Menschengeschlechts auch für Norddeutschland anregend und fruchtbar gewesen.

Lindenschmit, der im 84. Lebensjahre am 14. d. M. verstorben ist, hat eins der besten Handbücher der deutschen Altertumskunde verfasst und ist durch seine Einrichtung, Verwaltung und Pflege des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz weit über

die Grenzen Deutschlands bekannt geworden. Unvergleichlich sind die Leistungen seines technischen Instituts in der Wiederherstellung schadhafter und lückenhafter Altertümer, insbesondere in der Reinigung und Erhaltung der Eisensachen. Ihm ist es u. A. zu verdanken, dass wir mit einer Reihe von Runen-Inschriften die Kunde unserer germanischen Altvordern bereichern konnten. Der weltberühmte Müncheberger Runenspeer ist von ihm in seiner ganzen Schönheit hergestellt. Seine vortrefflichen Nachbildungen von Altertümern sind über die ganze civilisierte Erde verbreitet.

Auf der General-Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz im Jahre 1887 hatte der 2. Vorsitzende den damals schon recht hinfalligen alten Herrn darauf aufmerksam gemacht, dass er im Central-Museum die Altertumsfunde der Provinz Brandenburg, insbesondere der Nieder-Lausitz vernachlässigt habe. Sofort machte sich Lindenschmit mit dem ihm eigenen Eifer daran, diese Lücke zu ergänzen und ist ihm dies durch vortreffliche Reproduktionen, namentlich der ostgermanischen Altertümer, gelungen.

Der Vortragende legt das Prachtwerk: Das Römisch-Germanische Central-Museum in bildlichen Darstellungen aus seinen Sammlungen herausgegeben von dem Conservator L. Lindenschmit, Sohn (Mainz 1889) mit dem Bemerkten vor, dass die Nachbildungen der darin abgebildeten Alterthümer zu verhältnissmässig billigen Preisen käuflich seien.

2. Der II. Vorsitzende ladet zur regen Beteiligung der Feier des Ersten Stiftungsfestes der „Brandenburgia“ auf den 22. März dieses Jahres ein.
3. Der II. Vorsitzende bespricht mit Bezug auf das bevorstehende Osterfest den alten Volksglauben vom Eier legenden Hasen in Anlehnung an eine Volksüberlieferung aus Brandenburg-Onolzbach wie folgt.

„Der Hase legt die Ostereier.“

Einem alten Volksglauben nach legen die Hasen, vornehmlich zu Ostern, zur Freude unserer Kinder Eier, aber man glaubt daran nur scherzweise; um so interessanter ist es, dass in der Naturaliensammlung zu Ansbach angeblich vom Hasen gelegte Eier aufbewahrt werden, zu denen ein amtliches Protokoll vorhanden ist, welches sich bemüht, darzuthun, wie jene Eier wirklich ein Hase gelegt habe.

Das merkwürdige Schriftstück lautet wörtlich: „Protokollum-Actum Onolzbach vor dem Herrschaftl. Jäger-Hauss den 28. July 1758. Nachdem von dem herrschaftlichen Wildmeister Bolz zu Sulz die Anzeige beschehen, dass bei dem Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Haas, den er als jung aufgezogen, etliche Eyer gelegt haben soll, und solche Sache, weil es als eine sehr seltene Begebenheit und grosse Rarität Serenissimo

unterthänigst vorgetragen worden, als haben Höchstgedacht dieselben gnädigst befohlen, ersagtem Förster den Befehl zuzufertigen, dass er sogleich nach dessen Empfang den Haassen nebst den Eyern wohlverwahrt anhero bringen und sich darüber ad Protocollum nehmen lasse solle, damit solche Eyer nebst dem Haasen, der sie gelegt, in der Kunstkammer zur Rarität aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attestat beigelegt werden könne. Solchemnach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, Namens Joh. Friedr. Fuhrmann, 62 Jahr alt, geziemend ein und sagt auf Befragen bey dem Jagdsecretariat pflichtmässig aus: Er habe den Haassen, als er anno 1755 mit seiner [des Komparenten] Frau, welche von Langenaltheim gebürthig, um Bartholomä auf dasige Kirchweyh gegangen, unterwegs an eyner Eichen auf einer Pfälzischen Wildfuhr in der s. g. Haart gefangen und mit nach Hauss getragen. Dieser Haass, den er mit Saamen und Getreyd aufgezogen, seye so gross als eine andere Häässin der Wildnüss worden, und habe das frühe Jahr darauf im Monat März in einer alt hölzernen Truhe, worein er beständig gesperrt gewesen, ei Ey, so [gross] wie ein kleines Hühner-Ey, gelegt. Anno 1757 auch im Monat März habe solcher das 2. und im Monath April das 3., dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nacheinander das 4. und 5. Ey gelegt, welche 4 letztere ganz rund geformt gewesen. Von diesen 5 Eyern habe eines Herr Reichs-Erbmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weisses Wasser gewesen, und eines habe Herr Forstmeister von Drechsel zu Wendelstein bekommen, die übrigen 3 aber habe Er nebst der Häässin, die sie gelegt, nach Triesdorf geliefert. Endet hiermit seine Aussage unter dem Zusatz, dass er solche im Fall Verlangens eydlich erhärten könne und wurde, nachdem er dieses Protokoll zu mehrerer dessen Bekräftigung eigenhändig unterschrieben, dimittirt. ut supra. Franz Gg. Schilling. — Joh. Fried. Billing. — Joh. Friedr. Fuhrmann.“

Aus der Ernsthaftigkeit, mit welcher hier die Frage amtlich untersucht wird, ob der Hase wirklich Eier legt und aus der Bereitwilligkeit des alten Jägers, diese Frage eidlich zu erhärten, ersieht man deutlich, wie eingewurzelt der Aberglaube ist.\*)

In Berlin wird die Vorstellung des eierlegenden Hasen in der Regel nur auf die Osterzeit bezogen. Die Ostereier der guten Hasen müssen auch bei uns gefärbt sein, am Liebsten rot, denn Rot ist die Farbe der Freude.

Man glaubt so häufig, die Darstellungen des über den Ostereiern

\*) Adalbert Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands, II. Teil, Leipzig 1859, S. 143, und Karl Simrock, Handbuch der Deutschen Mythologie, 3. Auflage, Bonn, 1869, S. 551.



nistenden Hasen seien eine Spielerei der Phantasie; mitnichten: diese Gebilde unserer Spielwaarenhändler und Zuckerbäcker beruhen auf uralter germanischer religiöser Vorstellung.

Zusätzlich möchte ich noch bemerken, dass seit einigen Jahren diese niedlichen Spielereien für Kinder und Erwachsene, namentlich von Süddeutschland aus über die ganze Welt vertrieben werden. Herr Eduard Audisio, zur Zeit französischer General-Konsul in Düsseldorf, aus Turin gebürtig, der sich für deutsche Volkssitten interessiert, drückte mir i. J. 1880 sein Erstaunen über die Verbreitetheit der Sitte in Deutschland und besonders darüber aus, wie man ein so bedeutungsvolles Symbol bei uns an junge Mädchen verschenken könne! Seit dieser Zeit ist aber die Sitte, um Ostern Osterhasen mit Ostereiern zu schenken in allen grossen Städten Frankreichs und Italiens verbreitet, natürlich ohne dass man sich über die Symbolik des Geschenks den Kopf zerbricht. Unlängst fand ich dergl. eierlegende Osterhasen um die Osterzeit u. A. in Florenz, Rom, Neapel, Messina, Palermo, ja in Afrika in Tunis vielfach in den Galanteriewaaren-Läden und Konfiserien. Die deutschen Kolonien in diesen Städten mögen zunächst auf die Verbreitung der Sitte hingewirkt haben.

4. Ausschussmitglied Dr. E. Bahrfeldt hielt den zweiten Teil seines Vortrags über „das märkische Münzwesen im Mittelalter“). Er besprach die Münzverhältnisse unter den Markgrafen aus dem wittelsbachischen und lützelburgischen Hause, das Münzwesen in den märkischen Bistümern und die Münzgerechtigkeit der kleinen Herren in der Mark. Der Vortrag wurde unterstützt durch Vorlage einschlägiger Münz- und Siegelabbildungen aus dem grossen brandenburgischen Münzwerke des Redners.

Nach seinen Ausführungen kam der allmälige Verfall im brandenburgischen Münzwesen unter den Wittelsbachern und Lützelburgern keineswegs zum Stillstand. Im Gegenteil, unter ihnen herrschten in münzpolitischer Beziehung die traurigsten Zustände. Die Geldkalamitäten der Markgrafen führten zu fortgesetzt schlechter Ausbringung der Pfennige und schliesslich sogar zur Verpachtung der Münzschmieden auf lange Jahre hinaus an reiche Unternehmer, die natürlich die Gerechteste zur Füllung ihrer Taschen ausnützten. Endlich ermannten sich die Städte in den Bezirken Stendal und Berlin im Jahre 1369 und erwarben das Münzrecht von Markgraf Otto VIII. käuflich. Sie erhielten damit das Privileg, Pfennige von unbeschränkter Gültigkeit schlagen zu dürfen, die der sonst üblichen alljährlichen Umwechselung nicht unterworfen waren, — man nannte dies das Recht des ewigen Pfennigs, das

\*) Über den 1. Teil vergl. S. 207.

übrigens schon im Bezirke Salzwedel-Luchow seit dem Jahre 1314 bestand.

In den Münzbezirken Stendal und Berlin, zu denen je eine Anzahl kleinerer Städte gehörte, wurde nicht etwa in jeder dieser letzteren geprägt, sondern nur in den Städten Stendal, Berlin, Frankfurt, die ihren Bezirk je mit dem benötigten Gelde zu versehen hatten. Neben den Denaren und Obolen der Markgrafen wurden vom Redner auch solche der Städte Berlin und Frankfurt, gesichert durch deren Wappenthiere Bär und Hahn vorgeführt.

Die Bistümer in der Mark Brandenburg, Havelberg, Lebus, haben niemals eine so bedeutende Rolle gespielt, wie andere geistliche Stifter, z. B. Magdeburg und Halberstadt. So ist den auch ihre Münzthätigkeit nur beschränkt gewesen. Was ihnen an Geprägten zugeteilt werden kann, ist eine kleine Reihe Denare und wenige Bracteaten, — die letzteren meist neue numismatische Entdeckungen des Vortragenden.

Den Edlen Herren in der Mark hat man vielfach zu Unrecht die Münzberechtigung beigelegt. Es sind auszuscheiden die Grafen v. Lindow und Ruppin, die Edlen Herren zu Putlitz, die Herren v. Alvensleben, v. d. Knesebeck und v. d. Schulenburg. Zweifelhaft bleibt der Münzenschlag bei den Herren v. Dahme. Sicher dagegen und durch Münzen belegt, die ihre Erklärung meist aus den Siegeln finden, ist die Prägethätigkeit der Edlen von Plotho, der Edlen von Friesack, der Herren v. Strele in Beeskow und der Herren v. Cottbus in der Stadt gleichen Namens.

Redner schliesst seinen interessanten Vortrag mit dem Jahre 1415, dem Ende der markgräflichen Regierung in der Mark. Unter den Hohenzollern beginnt dann auf die vorangegangenen trüben Zeiten ein allmähliges Aufblühen wie in allen Zweigen des Handels und Wandels, so auch im Münzwesen.

5. Hierauf verbreitete sich unser Mitglied Dr. E. Gasner, über Fastnachtsgebräuche unter besonderer Berücksichtigung der Provinz. Der Vortrag, welcher vielen Beifall fand, wird im 1. Hefte des nächsten Jahrganges in erweiterter Form zum Abdruck gebracht werden.
6. Zum Schluss sprach Fräulein E. Lemke in ausserordentlich fesselnder und geistreicher Weise über vorhistorische Nähnadeln. (Unter Vorführung von 94 Zeichnungen.) Wir geben diesen lehrreichen Vortrag weiter unten gedruckt wieder.
7. Unser Mitglied, Professor Dr. Frenzel hatte die Güte gehabt, zwei ältere Ölgemälde aus dem Besitze seines Herrn Schwiegervaters, des bekannten Ornithologen Professors Dr. Cabanis auszustellen und zu erläutern. Auf dem einen derselben waren die Häuser des Schloss-

platzes mit der Stechbahn im Hintergrunde dargestellt, und auf dem anderen war der alte Dom, der Vorgänger des gegenwärtig zum Abbruch kommenden Domes, abgebildet. Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, macht darauf aufmerksam, dass bei den gegenwärtigen Abbrucharbeiten die alten Verhältnisse des Domes sehr gut zum Vorschein kämen, und dass sich ein Blick auf dieselben sehr wohl verlohne.

Die beiden Gemälde, der Dom am Lustgarten und der Schlossplatz malte der Hof-Decorationsmaler Verona, der das sog. Kettenhaus (Unter den Linden, jetzt „Ronacher“) bewohnte, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie aus einer auf einem Ladenschild befindlichen Jahreszahl zu schliessen ist. Die Bilder gelangten später in den Besitz des Dekorationsmalers und Inhabers der ersten privileg. Tapetenfabrik in Berlin, Jean Benoit Cabanis, der sie auf seinen Sohn Prof. Dr. Jean Cabanis in Friedrichshagen vererbte und in dessen Besitz sie sich noch befinden. Der Letztgenannte hat die Güte gehabt, dieselben der Gesellschaft für Heimatkunde behufs Vervielfältigung zur Verfügung zu stellen.

8. Nach dem Schluss der Sitzung um 9<sup>3/4</sup> Uhr vereinigten sich die Besucher derselben im Ratskeller zu einer geselligen Zusammenkunft.

## Über vorgeschichtliche weibliche Handarbeit.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, der Eintritt in das unbegrenzte Reich einer Wissenschaft steht wol Jedermann frei, — gleichviel ob es sich nur um ein flüchtiges Umherwandern daselbst oder um eine das ganze Leben beeinflussende Hingebung an einzelne Fragen oder grössere Forschungsgebiete handelt. Diese so allgemein vergönnte Freiheit giebt mir den Mut, in einer Versammlung zu sprechen, welche zwar aus Männlein und Weiblein zusammengesetzt ist, in welcher aber gewöhnlich nur den Männern das erste und auch das letzte Wort zukommt. Die Wahl meines Vortragstoffes stellt indess das Gleichgewicht wieder her: ich werde über Nähnadeln sprechen, die doch im Allgemeinen mehr Sache der Frauen, als der Männer sind.

Der geehrte Vorstand hat wol den Wunsch geäußert, dass mein bescheidener Vortrag nach verschiedenen Seiten hin Frauenarbeit — nämlich prähistorische — berücksichtigen möge; eine solche Berücksichtigung würde jedoch innerhalb dreissig Minuten nur oberflächliche Erwähnung von Einzelheiten gestatten.

Die Nähnadeln gehören zu den wichtigsten Zeugnissen für das erwachende und sich mehr und mehr bethätigende Geistesleben der Menschen. Allmählig rückte in jener für uns unübersehbaren Vergangenheit die Zeit heran, da der Mensch sich nicht damit begnügte, so zu sagen in die Haut des von ihm erschlagenen Tieres zu fahren; — er bearbeitete diese Haut, bevor er dieselbe als Bekleidung anlegte.

Zur Bearbeitung gehören Gerätschaften, deren lange Entwicklungsreihe wahrscheinlich mit einem scharfkantigen Steine, oder mit einem Knochen, einem Holzstücke u. s. w. begann.

Neben die Bearbeitung d. h. die blosse Zurichtung trat naturgemäss die Forderung: das Bekleidungsstück zu befestigen; und weiterhin — hier früher, dort später — musste sich der Wunsch geltend machen: eine bestimmte Form des Bekleidungsstückes herzustellen.

Bevor der Mensch Pfriemen künstlich zurichtete, wird er einen von Natur spitzen Gegenstand benutzt haben, um in die Felle der erlegten Tiere Löcher einzubohren, in welche zum Knüpfen oder Schnüren bestimmte Fäden eingezogen werden konnten. Das Schnüren ist wol als Ausgangspunkt des Nähens anzusehen; mit einem langen Faden konnte man eine dementsprechende Naht anfertigen.

Es ist vielleicht überflüssig, über die Art solcher Naht Vermutungen anzustellen; einige Worte seien mir indess gestattet!

Die Stoffteile wurden entweder neben oder aufeinander gelegt zusammengeheftet.

Ohne bei unsern seligen Vorfahren grosse Empfindlichkeit d. h. zarte Haut und besonders reizbare Nerven vorauszusetzen, können wir doch annehmen, dass ihnen allmählig ein Verständniss für gesteigertes Behagen aufdämmerte; Behagen aber hängt zum Teil von der Bekleidung ab.

Wenn die Stoffteile sehr hart waren, empfahl es sich, sie neben einander zu heften, damit nicht eine lästige Kante entstand. Die eingebohrten Löcher werden alsdann entweder in schräger oder in gerader Richtung zu einander gewesen sein.

Bei weicheren Stoffen wird man die auf einander liegenden Teile in gleichen d. h. zusammentreffenden Abständen durchbohrt haben, wodurch eine richtige Naht auf's Beste vorbereitet war.

Diese vorbereitete Naht liess bereits (in's sehr Grobe übertragen) mehr, als eine Nähweise zu, nämlich nicht nur die sogenannten Vorstiche, sondern auch Steppstiche u. s. w. Doch es ist selbstverständlich, dass die allergrösste Einfachheit den Anfang machte.

Wie sich das Nähen einerseits aus dem Schnüren entwickelte, so hängt es andererseits (wie auch das Weben) mit der Fertigkeit des Flechtens zusammen.

Um nun den Spuren der ältesten Nähnadel in der Mark Branden-

burg nachzugehen, ist es nötig, den Blick auf das Allgemeine, überall gültig Gewesene zu richten.

Ich erinnere zunächst an die Einteilung in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Auf die bekannten Unterabteilungen oder Hauptabschnitte dieser Kulturperioden werde ich gelegentlich zurückkommen.

Überall, wo der Mensch überhaupt Steine vorfand, entnahm er seine Waffen und Werkzeuge zuerst diesem ihm bequem zugänglichen Material. Ueber die Dauer der Steinzeit in einem bestimmten Lande, bei einem bestimmten Volke lassen sich nur selten ungefähre Schätzungen anstellen; der Anfang ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und das Ende ist nirgends mit völliger Gewissheit zu bezeichnen, indem eine neue Zeit ihren Übergang haben will, — d. h. indem eine neue Kultur doch nicht plötzlich, willkürlich und an allen Punkten zugleich auftritt.

Die Steinzeit wird bekanntlich in die paläolithische und in die neolithische eingeteilt, — in jene Zeit, da man sich Anfangs mit unbehauenen, später mit behauenen Steinen begnügte, und in jene, da man es verstand, den Stein säuberlich zu glätten.

„Paläolithische Werkzeuge will man bei uns und in Norddeutschland überhaupt nicht anerkennen.“ Wir würden also die älteste Nähnadel der Mark Brandenburg (der Himmel vergönne uns, dass sie gefunden werde!) in die neolithische Zeit zu rechnen haben.

Der kürzlich verstorbene Forscher H. Schaaffhausen behauptete: „Der Dorn, den man in britischen Gräbern fand, ist das Vorbild der Nadel.“ Und derselbe Forscher äusserte in Bezug auf die prähistorischen Ansiedlungen bei Andernach: „Sowol die Form der Steingeräte, wie die bearbeiteten und geschnitzten Knochen, das Fehlen der Töpferei und die Reste des Renntiers setzen unsern Fund an die Seite der berühmten Station von La Madelaine in der Dordogne, die in so grosser Zahl Knochenschnitzereien geliefert hat. Eine knöchernerne Nähnadel ist ebenso gross und von gleicher Gestalt, wie die, welche Lartet in den Grotten von Dordogne fand. Eine einzige beweist, dass der Mensch jener Zeit bekleidet war.“ (Corr.-Bl. d. d. Ges. f. A. E. u. U., 1883, Seite 125.)

Die Nadeln aus Knochen haben wir als die ältesten anzusehen. Aber wie sich der Gebrauch der Steingeräte weit über die Steinzeit hinaus — aus Funden aller Art — nachweisen lässt, — so dass man z. B. nicht jeden Steinhammer, dessen Fundumstände unbekannt geblieben sind, bedingungslos in jene älteste Zeit rechnen darf — so haben sich auch, aber in weit grösserem Maasse, die aus Knochen gefertigten, also die ältesten Nadeln bis in spätere Zeiten im Gebrauch erhalten. Ja, wenn ihr Auftreten identisch mit Steinzeit wäre, so liesse sich behaupten, dass wir nach dieser Richtung hin noch immer in der Steinzeit lebten; Held und Herter und andere Sachverständige könnten dies bestätigen.

Ich erlaube mir, Ihnen, geehrte Anwesende, hier die Abbildung einiger Knochennadeln aus den Höhlen der fränkischen Schweiz vorzuführen. Es sind Formen darunter, welche — wie wir später sehen werden — noch nach Jahrtausenden Geltung hatten.

Die besonderen Ansprüche, die an eine Nähnaedel gestellt wurden, waren sicherlich immer eine gewisse Glätte und eine Spitze am unteren Ende; ob man gleich an ein Ohr gedacht hat, steht dahin. Es giebt unendlich viele Nadeln, welche nicht geöhrt sind, sondern nur eine Einkerbung am oberen (stärkeren) Ende zeigen. Könnte diese Einkerbung nicht den Zweck gehabt haben, einen umgelegten Faden am Abgleiten zu hindern? Wenn wir diese Möglichkeit zugeben, erweitert sich das für die Lebensgeschichte der Nähnaedel erkannte Gebiet; und manches Stück, das man etwa nur für einen Pfriem angesehen hat, wird Gegenstand beliebiger Deutung.

In dem prähistorischen Schanzwerk von Lengyel in Ungarn woselbst verschiedene Kulturen nachgewiesen wurden, — auf Höhlenbewohner folgten Leute, welche schon die Bronze kannten, und Einiges unter den Funden beweist, dass die Ansiedlung vielleicht bis in die Eisenzeit sich erstreckte — sind auch wiederholt Knochennadeln gefunden worden. Pfarrer Mauritius Wosinsky, der Erforscher jener alten Kulturstätte führt in seinem darauf bezüglichen Werke an: „Eine zum Nähen verwendete, am oberen Ende mit einem Ohr für den Faden versehene, polirte Beinnaedel. Die Spitze ist ganz rund, der Körper aber etwas flach, jedoch nicht nur die Spitze, sondern die ganze Naedel sehr sorgfältig polirt, Länge 8 cm., Breite oben 6 mm. Dies ist die erste Beinnaedel, welche zweifelsohne zum Nähen verwendet worden war; denn wenn sich auch ausnahmsweise durchbohrte Pfriemen fanden, so eigneten sich diese wegen des breiten Kopfes keinesfalls zum Nähen, und das Bohrloch diente lediglich zum Tragen.“

Wie wenig Rücksicht oft auf einen breiten Kopf genommen worden ist, erkennen wir in zahllosen bronzenen und eisernen Nähnaedeln, von denen Sie nachher Abbildungen sehen werden. Wir können und müssen uns sagen, dass die Stoffe, in welche solche derben Nadeln fuhren, auch verhältnissmässig derb gewesen sind, und dass die Metallfäden oder vielmehr Drähte, mit denen man später ein Gewand bestickte, ein bequemes Ohr verlangten.

Es wäre ein müssiges Bemühen, aus der Art einer jeden Naedel auf ihre Verwendbarkeit zu schliessen. Dasselbe Exemplar, das sich dazu eignet, einen Saum in Leinenzeug herzustellen, kann auch zu Arbeiten benutzt werden, die — streng genommen — ein Flechten bedeuten, wie es z. B. das Stopfen unserer Strümpfe ist. Die Kunst des Flechtens mit Naedel und Faden beschränkt sich aber wiederum nicht auf Stopfen u. dgl., sondern kommt auch bei vielen andern Handarbeiten zur An-

wendung; sie verlangt oder lässt dann eine Form der Nadel zu, welche allerdings nicht für das Nähen auf Leinenzeug geeignet ist. Man kann also die Bezeichnung „prähistorische Nadel“ nicht scharf abgrenzen; es sei denn man läge ihr den Maassstab unter, der für unser jetziges zierliches Gerät gilt, — dessen grober Vetter die Sack- und Packnadel ist.

Im Museum zu Stettin befinden sich Nähadeln aus wendischer Zeit, ohne Ausnahme an verschiedenen Stellen in Stettin nebst andern Objekten wendischer Zeit ausgegraben. Alle diese Nadeln — etwa 20 Stück — sind aus Knochen, oben meist breit, mit einem durchgebohrten, runden Loch versehen, sonst von kreisrundem Durchschnitt und meist auffallend geglättet. Auch kleinere Knochennadeln sind mehrfach vertreten. Herr Professor Lemcke in Stettin, dem ich diese Mitteilung verdanke, schreibt: die groben, wendischen Nähspiesse würden kaum Interesse für uns haben. Im Gegenteil, ich nehme an, dass dieser Goliath unter den Nadeln eine besonders freundliche Aufnahme finden wird, und lasse die Abbildung umhergehen.

Doch wir müssen zum Anfang unserer Betrachtung zurückkehren! — Der gütigen Vermittlung von Herrn Professor Ranke in München verdanke ich die Ihnen vorhin vorgelegten Abbildungen von Knochennadeln aus Höhlen der fränkischen Schweiz. Diese Nadeln gehören der jüngsten Steinzeit an; es sind verschiedene Arten unter ihnen vertreten. Wir sehen Nadeln mit einem Öhr am oberen Ende, solche mit zwei Öhren daselbst, eine Nadel, bei welcher das Öhr in der Mitte liegt, und Nadeln, welche nur eine Einkerbung aufweisen.

Wie beredt ist die Sprache dieser Zeugen einer längst dahingeschwundenen Zeit! Es ist nicht ausgeschlossen, dass wir Lauschenden Verschiedenes, wol gar sich Widersprechendes heraushören; aber unserer Einbildung oder unserm Wissen wird in jedem Falle eine Bereicherung zuteil, gegen die sich nur derjenige ablehnend verhalten kann, dem die Kindheitsgeschichte unserer Kultur überhaupt gleichgültig ist.

Als Material zu Nadeln wurden u. A. Rippen benutzt. Virchow spricht in einem Bericht über Laibacher Moorfunde von „zierlichen Nähadeln aus Hirschrippen“. Und in einem ostpreussischen Pfahlbau — nämlich im Szonstag-See — (einem Pfahlbau, dessen Zeitstellung keineswegs mit jener der bekannten Kulturstätten der Schweiz zusammentrifft) fand Prof. Heydeck eine Nadel, „welche offenbar aus einer Fischgräte hergestellt ist“.

Eine neue Welt that sich auf, als man anfang, Metalle zu bearbeiten. Da liess auch die bronzene Nähadel nicht auf sich warten.

In dem grossartigen Werke von A. Voss und G. Stimming „Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg“ heisst es S. 9: „Wann zuerst die Bronzen nach dem Norden gelangt sind, ist bis jetzt nicht zu bestimmen. Dass sie sich dem Alter nach unmittelbar an die

Steinzeit anschliessen, wird dadurch bewiesen, dass sie oft in Gräbern mit Geräten aus der Steinzeit zusammengefunden wurden, woraus auf allmäligen Übergang von der Anwendung des Steines zu der des Metalles geschlossen werden kann. Nordische Forscher, Worsaae und Montelius z. B., nehmen an, dass etwa um 1000 v. Chr. bereits der Norden mit dem Gebrauch der Metalle bekannt geworden sei. Für die Mark Brandenburg dürfte diese Zahl zu hoch gegriffen sein; indess wird man immerhin auf das 5. bis 6. Jahrhundert v. Chr. zurückgehen können.“

Fürchten Sie nicht, geehrte Anwesende, dass ich Ihnen nun eine Art Katalog über die mir bis dahin bekannt gewordenen bronzenen Nähnadeln vorführen werde! Die Zahl derselben ist eine recht grosse und dies auch daher, als sehr viele Exemplare garnicht in die Bronzezeit gehören, sondern späteren Jahrhunderten zugewiesen werden müssen. Weit über die ersten Perioden der Eisenzeit hinaus, als auf die sogenannte Hallstatt-Kultur die La Tène-Zeit gefolgt war, und nach längerem Gebrauch von eisernen Nähnadeln, tauchen die bronzenen wieder auf. Ich lege Ihnen hier die Abbildung von bronzenen Nähnadeln vor, welche dem Urnengräberfelde bei Fohrde im Kreise Westhavelland entstammen und bereits in die römische Kaiserzeit gehören. Zugleich sehen Sie eine eiserne Nähadel, welche ebenfalls aus der Mark Brandenburg, nämlich von dem Urnengräberfelde bei Krielow im Kreise Zauch-Belzig, stammt, aber der jüngeren La Tène-Periode zukommt. Diese Nadel ist ein ganz gewaltiges Instrument und lässt uns ahnen, von welcher Mächtigkeit und Zuverlässigkeit die Stoffe gewesen sein müssen, die damit bearbeitet wurden. Die Breite des Kopfes, überhaupt des oberen Teiles muss keineswegs hinderlich gewesen sein. Diese Vermutung ist auch den bronzenen Nähnadeln gegenüber gestattet, bei denen wir z. T. mühelos erkennen können, wie sich das Ohr durch den Gebrauch geweitet hat, — wenn es nicht schon vorher diese Form erhalten hatte.

In dem vorhin erwähnten Werke von Voss und Stimming heisst es (S. 28): „Als Frauengräber dürfen wir wol mit Sicherheit jene bezeichnen, in denen sich eine Nähadel gefunden hat.“

Im Anschluss daran interessirt es Sie, geehrte Anwesende, vielleicht, etwas Näheres über den sonstigen Inhalt der in Rede stehenden Gräber von Fohrde zu hören.

In Grab 5 lagen neben andern Schmucksachen zwei kleine, zierliche Silbernadeln mit hakenförmig gebogenem Halsteil und perlstabähnlich gegliedertem Knaufteil, sowie ein kleines, silbernes, Sförmiges Schlussstück für einen Halsschmuck. Zwei der bronzenen Fibeln haben Armbrust-Form. Diese Gegenstände befanden sich in einer ungehenkelten, flaschenförmigen Urne mit ziemlich engem, etwas ausgekehlttem Halse.

Grab 6 enthielt u. A. eine silberne Fibel mit langer Spiralrolle, ein Bronzeband, eine eiserne Nadel und eine eiserne Schmale. An dem



dazugehörigen Thongefässe sind statt der Henkel halbmondförmige Leisten.

Grab 7 war besonders reich ausgestattet. Ich erwähne indess nur einen bronzenen Gürtelbeschlag (oder dergl.) auf welchem neben andern Verzierungen das sogenannte „Sonnenzeichen“ vorkommt, — ein Kreisornament — und fünf silberne Nadeln. Die weite Urne mit niedrigem, steilem Halse, hat gleichfalls statt der Henkel halbmondförmige Leisten.

Grab 9 enthielt in einem einhenkligen, niedrigen Gefässe eine kleine, armbrustförmige Gewandnadel. (Bronze?)

In Grab 11 stand eine hohe, mit Zickzacklinien u. s. w. verzierte Urne, in der u. A. eine bronzene, armbrustförmige Gewandnadel und eine eiserne Schnalle lagen.

Grab 15 lieferte bronzene und eiserne Beschläge, einen sehr langen, dünnen eisernen Schlüssel mit kleinem Aufhänger an dem einen Ende u. s. w. — Hier ruhten gewiss die Überreste einer sehr wirthschaftlichen, guten Hausfrau. — Die einhenklige Urne ist schalenförmig.

Von den Beigaben in Grab 16 nenne ich nur Hängezierrat von Silber, Gürtelbeschlag von Bronze, eine bronzene Schnalle und einen thönernen Spinnwirtel. — Hier können wir die Ruhestätte einer fleissigen Spinnerin vor uns haben. — Die Urne ist sehr eigentümlich geformt und verziert.

Grab 22 war ungewöhnlich reich ausgestattet; es enthielt ausser der z. T. künstlich gerauhten, abwechslungs voll verzierten Urne vier silberne Nadeln, einen silbernen Bügel, ein kleines eisernes Messer mit aufwärts gebogener Klinge und öhsenförmig umgebogenem Griffdorn, einen Kamm aus Hirschhorn, mit „Sonnenzeichen“ verziert, u. s. w. — Da Voss und Stimming den silbernen Bügel als Beschlag eines Kästchens ansehen und ferner vermuten, dass das kleine Messer vielleicht als „Trennmesser“ gedient hat, hindert uns Nichts, unter Hinzurechnung der bronzenen Nähadel — anzunehmen, dass hier eine besonders fleissige Näherin beigesetzt wurde. Möglicherweise gehörte der Bügel zu ihrem „Handarbeitskästchen“. Wenn sich unter Ihnen, geehrte Anwesende, ein phantasievoller Romanschriftsteller befinden sollte, so könnte er hiermit die Anregung zu einer neuen That erhalten haben.

In Grab 32 fand man zahlreiche bronzene Schmucksachen, eine dünne, oben hakenförmig umgebogene silberne Nadel u. s. w. Die weite niedrige Urne ist reich verziert.

Schliesslich ist noch Grab 46 zu erwähnen, welches durch eine bronzene Bügelfibel und eine weite, niedrige Urne charakterisirt wird, die statt der Henkel knopfartige Vorsprünge aufweist.

Die zu letztgenanntem Grabe gehörige bronzene Nähadel sehen Sie auf diesem Blatte abgebildet, neben bronzenen Nähadeln aus Rauschendorf, Kr. Ruppin. Sie sehen ferner eiserne Nähadeln, gleichfalls in

Rauschendorf — in Urnengräbern — gefunden; das eine Exemplar muss wegen des breiten, kantigen Öhrs ein Fragezeichen erhalten. Ein solches gebührt auch der daneben vorgeführten Knochennadel von Schönwerder, Kr. Prenzlau.

Die Nadeln von Rauschendorf und Schönwerder sind Eigentum des Märkischen Museums.

Aus den angeführten Beispielen gewinnen wir den Eindruck, dass die alten Märker in ziemlich guten Vermögensverhältnissen gelebt haben müssen. Es lässt sich aber nicht erkennen, ob das Vorkommen von Nähadeln in Gräbern auf eine gewisse Kostbarkeit der nützlichen Gerätschaften zurückzuführen ist. Es bleibt eine offene Frage: ob man dem Todten die wertvollsten Dinge mitgab, die er einst sein eigen genannt hatte, — oder man ihn nur einigermaassen „ausstattete“ für die Wanderung in's Jenseits. Nach uraltem, in der ganzen Welt verbreitetem Volksglauben, der bis auf die heutige Stunde gültig geblieben ist, ist das Treiben des Todten eine Fortsetzung seines zurückgelegten Lebens. Wenn auch vereinzelt, so ist es auch heute noch — z. B. in meiner Heimat Ostpreussen — Gebrauch, ausser einem Kamm u. s. w. eine Nadel in den Sarg zu legen.

Herr Dr. Obst in Leipzig schreibt mir: das verhältnissmässig seltene Vorkommen von Nähadeln in Gräbern hätte wol seinen Grund darin, dass Nähadeln nur ausnahmsweise zu den Beigaben der Dahingeschiedenen gelegt sind.

Seite 25 heisst es bei Voss und Stimming: „Die eiserne Nähadel, welche wir in der jüngeren La Tène-Zeit in Gebrauch sehen, ist wieder verschwunden, und die ältere, bronzene wieder zur Herrschaft gelangt, jedoch mit dem Unterschiede von den Nadeln der älteren La Tène-Zeit, dass das Ohr, welches bei jenen in der Regel in der Mitte des Schaftes angebracht war, bei dieser sich am Ende befindet“.

Die sonderbare Einrichtung, dass das Ohr in der Mitte der Nadel liegt, sahen wir schon bei einer Knochennadel der bayerischen Höhlenbewohner. Hier zeige ich Ihnen, geehrte Anwesende, Bronzenadeln aus Schleswig-Holstein und Dänemark, bei denen gleichfalls das Ohr mehr oder weniger in der Mitte sich befindet.

Die eine auf der Insel Sylt gefundene Nadel trägt noch den Überrest des Etuis, in dem sie steckte.

Dies ist wol der geeignete Augenblick, eines sehr seltenen Stückes unter den Altertumsfunden, nämlich einer bronzernen Nadelbüchse sammt Nähadel zu gedenken, welche von La Tène (am Nordende des Neuenburger Sees) stammt. Es ist ein höchst zierliches, mit vielen angehängten Ringen geschmücktes Döschen, das wol zu den Habseligkeiten einer ebenso fleissigen, wie sich an gefälligen Dingen erfreuenden Frau gehört hat.

Ich lege Ihnen eine Abbildung der Nadeldose vor und zeige Ihnen ferner bronzene Nähadeln aus der Provinz Sachsen, aus Pommern, Posen, Schlesien, Hannover, Bayern und Schottland, sowie eine Knochennadel aus der Provinz Sachsen und eiserne Nähadeln aus Dänemark und Norwegen.

Über einige der vorgeführten Exemplare seien mir noch einige Bemerkungen gestattet!

Die Abbildung der soeben erwähnten Knochennadel fand ich in dem „Handbuch der Germanischen Altertumskunde“ von Dr. Gustav Klemm, aus dem Jahre 1836. Es heisst dort S. 51: „Sehr früh benutzte man Horn und Knochen zur Bereitung von Werkzeugen, und von dieser Art ist die auf unserer Tafel No. 8 in natürlicher Grösse abgebildete Nähadel, welche Dr. Wagner auf dem grossen Opferherde bei Schlieben (Kr. Schweinitz, Pr. Sachsen) fand und Tafel VI zu seinem „Ägypten in Deutschland“ abbildete. Fragmente solcher Nadeln finden sich sehr häufig unter der Aschenlage des grossen Opferherdes zwischen Schlieben und Malitschkendorf.“

In Bezug auf die bronzene Nähadel aus Schlesien schreibt mir Herr Geheimrat Grempler in Breslau: dass dieselbe das einzige Exemplar im dortigen Museum sei.

Ehe ich zum Schlusse meiner Umschau — die nur das gerade Zugängliche streifen konnte — komme, lege ich Ihnen, geehrte Anwesende, noch Abbildungen von Nadeln zum Vergleich vor.

Ausser zwei Knochennadeln aus der Universitätssammlung in Philadelphia, von denen ich Skizzen anfertigen konnte, zeige ich Ihnen sieben Nadeln, die aus Californien stammen und sich nunmehr im Museum of Natural History in New York befinden. Es sind sehr gefällige Formen darunter. Die Ähnlichkeit mit deutschen und anderen europäischen Nadeln ist nicht weniger interessant, als die eigentümliche Fadenführung bei zwei Exemplaren, deren Durchlochung nur bis zur Mitte reicht und dort in eine zweite (zu ihr im rechten Winkel stehende) Durchlochung mündet.

Schliesslich haben Sie eine kleine Probe von Nadeln, welche Schliemann auf Hissarlik, in den verschiedenen Kulturschichten seines Troja fand. Die aus der ersten (d. h. untersten) Stadt stammenden Nadeln aus Knochen und Elfenbein weisen noch keine Durchlochung auf; jene aus der dritten Stadt dagegen sind z. T. durchlocht. Überraschend ist die Ähnlichkeit von No. 561 mit den von Stettin vorgeführten Bronzenadeln, — welche dort (und anderswo) nur für Schmucknadeln gelten, obgleich die Möglichkeit nahe liegt, dass die Einkerbungen zum Umknüpfen eines Fadens dienten. — In der vierten Stadt wurden bronzene Nähadeln gefunden, darunter solche mit zwei spitzen Enden. Bei einem Exemplar ist der Kopf erst flachgeschlagen und darauf durchlocht; bei einem

anderen befindet sich das Ohr nicht am Kopfe, sondern fast einen Zoll davon entfernt.

Von einer bronzenen (pommerschen) Nadel, welche gleichfalls durch Hammerschlag abgeplattet und verbreitert wurde, bevor man sie durchlochte, schreibt mir Herr Dr. Baier in Stralsund. Auch im dortigen Museum sind nur sehr wenige Exemplare Nähadeln; mit Sicherheit sind nur zwei von Bronze anzuerkennen.

Und was, um mit Naheliegenderem zu schliessen, die Niederlausitz betrifft, so teilt mir Herr Dr. Jentsch in Guben mit: dass die dortigen Nähadelfunde noch „jung“ und nicht zahlreich sind.

Trotz allem dagegen sprechenden Scheine sind indess so viele verbürgte prähistorische Nähadeln in diesem und jenem Lande zu Tage gefördert worden, dass man stundenlang darüber zu berichten hätte. Ich bin aber überzeugt, dass Sie, geehrte Anwesende, am Ende Ihrer Geduld angelangt sind.

Zu der Thatsache, dass verschiedene Exemplare, deren Abbildungen Ihnen vorliegen, Pfriemen und nicht Nähadeln bedeuten können, bemerke ich noch, dass diese fraglichen Geräte sich auch nicht übel zu Speerspitzen u. dergl. geeignet haben würden.

„Es handelt sich doch wohl um Schwerter?“ fragte mich ein Beamter in einer Bibliothek.

In gewissem Sinne gehört die Nähadel auch zu den Waffen, — zu den Waffen im Kampfe um das Dasein.

Es kann nunmehr die Freude am Dasein in ihr Recht treten!

---

## Eingänge für die Bibliothek.

### A. Bücher.

#### 1. Geschenke.

Vom Herrn Verleger.

Schmid, Ludw., Die Könige von Preussen sind Hohenzollern nicht Abenberger. Widerlegung der Schrift Christian Meyers, Berlin 1892, Verlag von J. A. Stargardt.

Von Herrn **Fritz Hummel**.

Heidemann, Geschichte des Grauen Klosters zu Berlin, Berlin 1874.

## Von Herrn Lieutenant Schmidt.

- 1) Natan, A. J. R., Facsimiles von Handschriften berühmter Männer, Utrecht 1837, enthält: Grotius, de Ruyter, van Speyk, Lavater, Wilh. Friedr. von Nassau, Beza, von Chasse, von Leibnitz.
- 2) Fontane, Theodor, Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. 2. Aufl., Berlin 1892.

## Von Herrn Guido Touchy.

- 1) Orth, Die Zukunft Charlottenburgs, 2. Aufl., Berlin 1881.
- 2) Baasch, Dr. Ernst, Zur Geschichte der Berlin-Hamburger Reihefahrt, Hamburg 1890.
- 3) Protokoll der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine zu Metz 1889, Berlin 1890.
- 4) Béringuier, Dr. jur. Rich., Die Stammbäume der Mitglieder der französischen Colonie in Berlin, Berlin 1885/87.
- 5) Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 22—28, Berlin 1885/90, enthaltend:
  - Vogt, Die Strassen Namen-Berlins,
  - Holtze, Creusings Märkische Fürsten-Chronik,
  - Brose, Christophs Benj. Wackenrodes Corpus Bonorum des Magistrats d. Königi Residentzien, Berlin 1771,
  - Gedächtnissfeier d. Hochseel. Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. am 13. October 1888,
  - Fischer, J. L. Frisch's Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst,
  - Béringuier, Die Rolande Deutschlands,
  - Derselbe, Ausführliche Beschreibung d. Feierlichkeiten aus Anlass des 25 jährig. Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins, Folioschriften, 26. Lieferung, Namhafte Berliner: Guill. Charl. von Lancizolle.
- 6) Mitteilung des Vereins für die Geschichte Berlins, 5.—8. Jahrg., Berlin 1888/91.

## 2. Tausch-Exemplare.

## Altertums-Verein zu Worms.

- 1) Becker, Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen. Worms 1880.
- 2) Heyl, Luther-Bibliothek des Paulus-Museums der Stadt Worms. Worms 1883.
- 3) Weckerling, Die römische Abteilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Worms 1885 und 1887.
- 4) Fehr, Zur Restauration des Domes zu Worms. Worms 1886.
- 5) Soldan, Der Reichstag zu Worms 1521. Worms 1883.
- 6) Derselbe, Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Worms 1889.
- 7) Derselbe, Beiträge zur Geschichte der Stadt Worms. Worms 1890.
- 8) Roth, Die Buchdruckereien zu Worms am Rhein im XVI. Jahrhundert und ihre Erzeugnisse. Worms 1892.

**B. Bilder- und Urkunden-Sammlung.****Geschenke.**

Von Herrn **J. A. Stargardt.**

23 Urkunden (Ernennungen, Patente u. dgl.), den verstorbenen Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Albrecht von Gräfe betreffend.

Von Herrn **Guido Touchy.**

Eine Anzahl von Holzschnitten (Ausschnitte und einzelne Journal-Nummern) historische Darstellungen.

Von Herrn **Franz Günzel.**

Eine Anzahl von Bildern (Ausschnitte u. s. w.), ferner eine Gipsbüste, sowie Feder und Bleistift Alexander von Humboldts.

**Tierleben der Provinz Brandenburg.**

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

**II. Schildkröten.**

5. Schildkröte als Wettertier. Die Sumpfschildkröte (*Cistudo lutaria*) gilt als Wettertier. Die auf dem Lande (gleich dem Krokodil) ziemlich unbeholfenen Tiere werden auf demselben, wenigstens in Deutschland, häufiger, als in ihrem eigentlichem Element dem Wasser, gefangen. Das Volk meint, es bedeute Regen, wenn man die Sumpfschildkröte im Trocknen herumwatscheln sieht. Bei Theodor Storm („Eine Malerarbeit“, Husum, 1867) ruft ein Junge einem alten Weibe zu, das sich mit einem Korb voll Wäsche über die Strasse schleppt: „Heisa! Freue Dich, Christel! Die Schildkröten laufen herum, heute Nacht giebt's Regen.“ — Etwas Ähnliches habe ich vom Herumkriechen des Tattermändl (schwarzen Landmolch, *Salamandra atra*) in Oberbayern und Tirol gehört. Ein Gleiches erzählt man im Harz vom Harzmolch, Feuermolch, Feuersalamänder, *Salamandra maculosa*. Kurz vor warmen Gewitterregen, bei feuchtschwüler Luft kriechen diese Tiere auf den Gebirgswegen, nach der Volksmeinung als Wettertiere und Regenmacher herum.

Berlin, 5. September 1892.

E. Friedel.

6. Schildkröten in der Grafschaft Ruppın. Bei einer Exkursion des Märkischen Museums nach dem Menzer Wald teilte mir Herr Gutsbesitzer Schall auf Neu-Roofen mit, dass in den Seen zwischen Gransee, Rheinsberg und Fürstenberg noch jetzt die Sumpfschildkröte (*Cistudo lutaria*) gewöhnlich sei; er, ebenso wie seine Leute haben sie öfters bemerkt. Sein Schwiegervater hätte sie mehrfach gefangen. Ein in der Nähe wohnender älterer pensionirter Offizier liesse sich öfters Kraftbrühe aus Schildkröten

kochen. Die Rückenschale einer im Besitz des Herrn Schall befindlichen, aus dem Menzer See stammenden Sumpfschildkröte hat beträchtliche Maasse, wagerecht gemessen etwa 18 cm. in der Länge, 15 cm. in der Breite.

Neu-Roofen, am 23. October 1892.

E. Friedel.

## Geologie und Palaeontologie der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

1. Märkische Geschiebe. Im Anschluss an die Feier des hundertjährigen Jubiläums des Berliner Steinmetzgeschäftes von Wimmel & Co., welches im März 1886 gefeiert wurde, ist es nicht uninteressant darauf zu verweisen, was 1828 Goethe im Anschluss an das Wimmelsche Geschäft und ein inzwischen erloschenes Steinmetzgeschäft in Potsdam über die Granitarbeiten in Berlin sagte: „Die Granitgeschiebe mannigfaltiger Art, welche sich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beisammen oder verteilt finden, wurden seit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architektonisch angewendet und der Wert dieser edlen Gebirgsart, wie sie von den Alten hochgeschätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erste Versuch ward bei dem Piedestal von Luthers Standbilde gemacht, sodann verfertigte man daraus die Postamente an der in Berlin neuerbauten Schlossbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, grosse Geschiebe zu spalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenschäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von sechs Fuss Diameter; welches Alles dadurch möglich ward, dass man sich zur Bearbeitung nach und nach der Maschine bediente. Die beiden Steinmetzmeister Wimmel und Trippel haben sich bis jetzt in diesen Arbeiten hervorgethan. Piedestale, Grabmonumente, Schalen u. dgl. wurden theils auf Bestellung, theils auf den Kauf gefertigt. Vorgemeldete Arbeiten waren meistens aus den Granitmassen, welche sich um Oderberg versammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinspektor Cantian eine wichtigere Arbeit. Der grosse Granitblock auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, der Markgrafenstein genannt, zog die Aufmerksamkeit der Künstler an sich, und man trennte von demselben solche Massen, dass eine für das königliche Museum bestimmte Schale von 22 Fuss Durchmesser daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derselben wird man hinreichende Maschinen anwenden und durch die Vervollkommnung derselben es dahin bringen, dass die zu edler Möblirung so notwendigen Tischplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.“

Zusätzlich sei bemerkt, dass der Stein nicht Granit, sondern Gneiss ist. Diesem Aufsatz folgt in Goethe's sämtlichen Werken. Ausg. in 40 Bänden, Cotta'scher Verlag, 1857, Bd. 31, S. 319 eine Mitteilung betitelt: „Der Markgrafenstein auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltei lithographirt.“

E. Friedel.

2. Märkische Geschiebe. Der Granitsockel zu dem im Lustgarten aufgerichteten Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. ist bei Chorin in der Mark aufgefunden und von seltener Schönheit, da die Farben rot und schwarz gleichmässig hervortreten. Der Transport aus der Haide, wo er lag, musste bei scharfem Frost erfolgen, da bei gewöhnlichem Wetter der Wagen zu tief eingesunken wäre. Das Walzen des Steines war zu kostspielig. Derselbe Stein hat auch den Sockel zum Melanchthon-Denkmal in Wittenberg geliefert.

E. Friedel.

## Schriftenschau.

Weitling: Berliner Leichengebühren und das Leichenreglement vom Jahre 1748, Berlin 1892. Der ehrwürdige Geistliche an St. Petri giebt in dem 16 S. gr. 8<sup>o</sup> enthaltenden Schriftchen eine interessante geschichtliche Übersicht über die „pompe funèbre“ bei den verschiedenen Ständen und macht Vorschläge, wie die bezüglichen Überlebsel, die sich bis in unsere Tage hineingerettet, verständiger Weise zu vereinfachen und auszugleichen seien.

E. Friedel.

Wanderbuch für die Mark Brandenburg bearbeitet von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe. Berlin 1892, Verlag von Alexius Kiessling. I. Teil. Nähere Umgegend von Berlin mit 5 Karten, 1,50 Mk. II. Teil. Weitere Umgegend von Berlin mit 11 Karten, 2,50 Mk. In jeder Beziehung das praktischste und zuverlässigste Führerbuch unserer Gegend, nach Bädeker-Art kurz und bündig, ohne das leidige Verhimmeln und das nichtige Geschwätz, welches leider in der Mehrzahl der Fälle den Wanderbüchern eigen ist. Vielfache Stichproben, die Ref. auf die Büchlein gemacht, haben die letzteren als vollkommen verlässlich erwiesen. Bei späteren Auflagen, die hoffentlich bald kommen, können mancherlei Nebentouren, welche ohne Anstrengung und lohnend, von dem Wanderbuch aber übergangen sind, nachgetragen werden. Um ein Beispiel anzuführen, vermisste ich Gosen mit der hervorragenden Aussicht vom Gosener Berg, Wernsdorf, Seddin, Nieder-Löhme. Das Ortschaften-Register, welches zum schnellen Auffinden unentbehrlich, bedarf mehrfacher Ergänzung, so fehlt das Wort Hankels Ablage. Bienenwalde, Kreis Ruppin, muss Binenwalde geschrieben werden, weil der Name aus Sabinenwalde her stammt und mit der Imkerei Nichts zu thun hat. Der Titel ist zu eng gefasst, denn das Wanderbuch greift über die Mark Brandenburg in die nicht zu dieser gehörige Niederlausitz über, es würde sich also empfehlen, die Schrift in spätern Ausgaben „Wanderbuch für die Provinz Brandenburg“ zu nennen. Dass das Buch Vorstösse in die Provinz Sachsen (Stendal) und in die Provinz Schlesien (Muskau) macht, wird als angenehme Zugabe empfunden.

Ernst Friedel.



## Kleine Mitteilungen,

Theodor Körner's Relegirung von der Berliner Universität. In meiner Schrift: „Zur Geschichte der Nicolai'schen Buchhandlung und des Hauses Brüderstrasse 13 in Berlin,“ Berlin 1891 theilte ich S. 54 mit, dass im Album unserer Alma mater von 1811 neben dem Immatrikulationsvermerk:

No.	Name des Studirenden	Geburtsort	Studium	Stand des Vaters
317	Carl Theodor Körner	Dresden	Philosoph	Appellations-Rath

der Zusatz stehe: „excludirt ex concluso Sen. v. 14. August 1811.“ Ich sprach S. 39 die Vermutung aus, dass Th. Körner etwa wegen unterlassener Kollegien-Belegung wegen Nichtabmeldung nach seinem Fortgange oder dgl. excludirt worden sei. Fr. Latendorf in Schwerin i. M. machte mich darauf aufmerksam, dass die Exklusion Körner's in Berlin, wahrscheinlich eine Folge seiner wegen Zweikampfs verhängten Relegation von der Universität Leipzig sei. Hiermit stimmt eine Bemerkung in der „Gegenwart“, Berlin, den 19. September 1891 überein: „Theodor's Relegation in Leipzig zog seine Exklusion an den mit Leipzig in Vertrag stehenden norddeutschen Hochschulen (die „Compactaten-Universitäten“) ohne ein neues Verschulden des Gemassregelten von selbst nach sich.“ — Ich schliesse mich dieser Auffassung gern an.

E. Friedel.

Ein Vorgänger Onkel Bräsig's. Fritz Reuter lässt seinen Onkel Bräsig sich rühmen, dass er „drei Brautens auf einmal“ gehabt. Das ist Nichts gegen einen schlesischen Almosen-Empfänger namens Wenzelhäuser, der in seiner besten Zeit den rechten Anschluss verfehlt hatte, in seinen späteren Jahren aber, um sich bequem ernähren zu lassen, drei Frauen auf einmal heirathen wollte. Nachdem ihm hierzu der Dispens abgeschlagen, richtete Wenzelhäuser an die Königliche Kammer zu Berlin wörtlich folgende Vorstellung:

„Ihro Excellenz Gnaden Gnaden

Euer Gnaden Hochlöbliche Königl. Kammer, Mein demüthigstes Bitten vor Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbliche Königl. Kammer um Erlaubniss zum Heirathen, wo ich schon einmal allhier gebeten habe unter dem dato vom 8. Junius und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, dass ich zu dato nicht weiss, ob was daraus wird werden, ob ich kann alldorten was auswarten, so bitte ich demüthigst Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochl. Berlinsche Kammer, als ich im Armenrechte stehe und habe schon ein Heirathsglück versäumt mit einer guten Feldwirthschaft, eine Jungfrau. Alljetzo bitte ich demüthigst um Erlaubniss, dass ich kann drei Frauensvölker zu Ehefrauen heirathen, dass sie mich können ernähren und mit Leben er-

halten. Ich hoffe, dass dieses kann alle werden, weil der Patriarch Jacob auch hatte vier Weiber gehabt und hatt Gott den Allmächtigen nicht beleidigt, oben drauf ist auch noch von Gott der erste Israel geworden, und das auserwählte Volk Gottes worden, wie auch jetzo in den letzten Jahren der Welt soll ein neuer Israel entstehen und wo sieben Weiber ein Mann wird haben, wie auch Worte Gottes angezeigt haben, durch den Esajas Prophet im 4. Capitel. Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochl. Königl. Kammer bitte ich demüthigst um Erlaubniss, dass ich kann drei Frauensvölker zu Eheweibern heirathen. Wenzelhäuser, wohnhaft in Husinatz bei der Stadt Strelle (Strehlen) in Nieder-schlesien 1783.“

Die durchaus ernstlich gemeinte Bittschrift findet sich abgedruckt im 8. Heft der „Beiträge zu der juristischen Literatur in den preussischen Staaten“, 1875. Offenbar waren dem Mann die Worte des Jesaia Kap. 3, V. 27 zu Kopfe gestiegen: „Dass sieben Weiber werden zu der Zeit Einen Mann ergreifen und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden; lass uns nur nach Deinem Namen heissen, dass unsere Schmach von uns genommen werde“.

E. Friedel.

## Inhalt des Jahrganges 1892/93.

### A. Abgedruckte Vorträge.

- Alfieri: Alte Berliner Bilder S. 193.  
 Altrichter: Über einen Miniatur-Roland des Märkischen Museums S. 208.  
 Bolle: Über das Verhältnis der Heimatkunde zur Geschichts- und Altertumskunde S. 32.  
 Bolle: Der Schwan in der Mark S. 42.  
 Friedel: Der Bronzefund von Spindlersfeld bei Coepenick mit Tafel S. 37.  
 Galland: Der Kunstunterricht am Hofe des Grossen Kurfürsten S. 161 und S. 187.  
 Lemke: Vorgeschichtliche weibliche Handarbeit S. 230.  
 Meyer: Ein illustriertes Flugblatt auf die Schlacht bei Fehrbellin S. 172.  
 Müllenhoff: Die Herkunft der Märkischen Fauna und Flora S. 142.

### B. Aufsätze.

- Dönitz: Das Dreimännerrelief im Jagdschloss Grunewald S. 114.  
 Friedel: Armsünder-Glöckchen und Miniatur-Gerichtslauben (Lübischer Baum) S. 216.  
 Handtmann: Moabit S. 146.  
 Zache: Der Grosse Schwieloch-See in der Nieder-Lausitz und seine Umgebung S. 119.

### C. Ausführliche Referate.

- Conventz: Die Eibe in Westpreussen, ein aussterbender Waldbaum S. 99.  
 Galland: Der Grosse Kurfürst und Moritz von Nassau der Brasilianer S. 182.  
 Görlitzer: Der husitische Einfall in die Mark im Jahre 1432 S. 88.  
 Jentzsch: Führer durch die geologische Sammlung des Prov. Museums der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg S. 90.  
 Meyer: Der Berliner Tiergarten S. 177.

Thurn: Märkische Heimat S. 103.

Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes S. 39.

Wanderbuch für die Mark Brandenburg S. 243.

#### D. Abbildungen.

Achard S. 79.

Alte Thiergarten Bilder S. 200.

Alte Dom, Berlin S. 249.

Bronzefund von Spindlersfeld S. 40.

Marggraf S. 78.

Markgraf Johann I. und Otto III. S. 141.

Miniatur-Gerichtslaube S. 218.

Miniatur-Roland S. 214.

Schlossplatz Berlin S. 249.

## Register.

Aberglaube S. 104.

Achard S. 77.

v. Achenbach S. 42.

Aemil, Kurprinz S. 163, 188.

Agricola S. 204.

Alfieri S. 187, 193, 199.

Altertumskunde S. 32.

Altrichter S. 67, 141, 208.

Armsünderglöckchen S. 216.

Ascanier Siegel S. 140.

Ausschuss S. 12.

Ascherson S. 109, 183.

Bauernhaus S. 206.

Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin S. 181.

Bahrfeld S. 207, 228.

Barometer S. 65.

Beinamen S. 223.

Berlin S. 75, 91, 127, 134.

Berliner Landsturm S. 64.

Bibliothek S. 84, 125, 219, 239.

Blaspiel S. 162.

Blesendorf S. 166.

Bleifigur S. 208.

Bolle S. 32, 42, 94, 102, 151.

Bombinator igneus S. 132.

Bosse S. 42.

Brandenburg S. 69, 83.

Brandenburg. Städte S. 65.

Bronzefund S. 37, 127.

Buchholz S. 65, 114, 140, 206.

Bücherdiebe S. 105.

Bufo variabilis S. 132.

B. calamita S. 132.

Cassel, Paulus S. 202.

Chelone viridis S. 130.

Christmarkt S. 129.

Cistudo lutaria S. 130.

v. Collomb S. 155.

Conventz S. 90, 99.

Coronella austriaca S. 130.

Dannenberg S. 176.

Deckengemälde im Marstall S. 206.

Denkmal f. Friedrich I. S. 61.

Denkmäler, Pflege und Schutz S. 29, 61.

Dennewitz S. 182.

Deutsche anthropologische Gesellschaft S. 91.

Döberitz S. 123.

Dönitz S. 114.

Dom S. 135, 199.

Dürer S. 186.

Eibe S. 90, 151.

Eichberg S. 203.

Emys lutaria S. 130.

Endmoräne S. 68.

Entstehung und Ziele S. 20.

Euler S. 93.

Falschgeld S. 104.

Fauna und Flora S. 142.

Fehrbellin S. 172.

Freunde mit dem Hut S. 131.

Friedel S. 20, 37, 65, 66, 88, 90, 91,

92, 104, 105, 106, 107, 131, 141,

155, 157, 178, 182, 183, 185, 201,

216, 221, 224, 241, 242, 243, 244.

Friesacker Denkmal S. 61.

Friedr. Wilh. Kurfürst S. 173.

Führer der Umgegend von Berlin S. 63.

Fürstengruft S. 135.

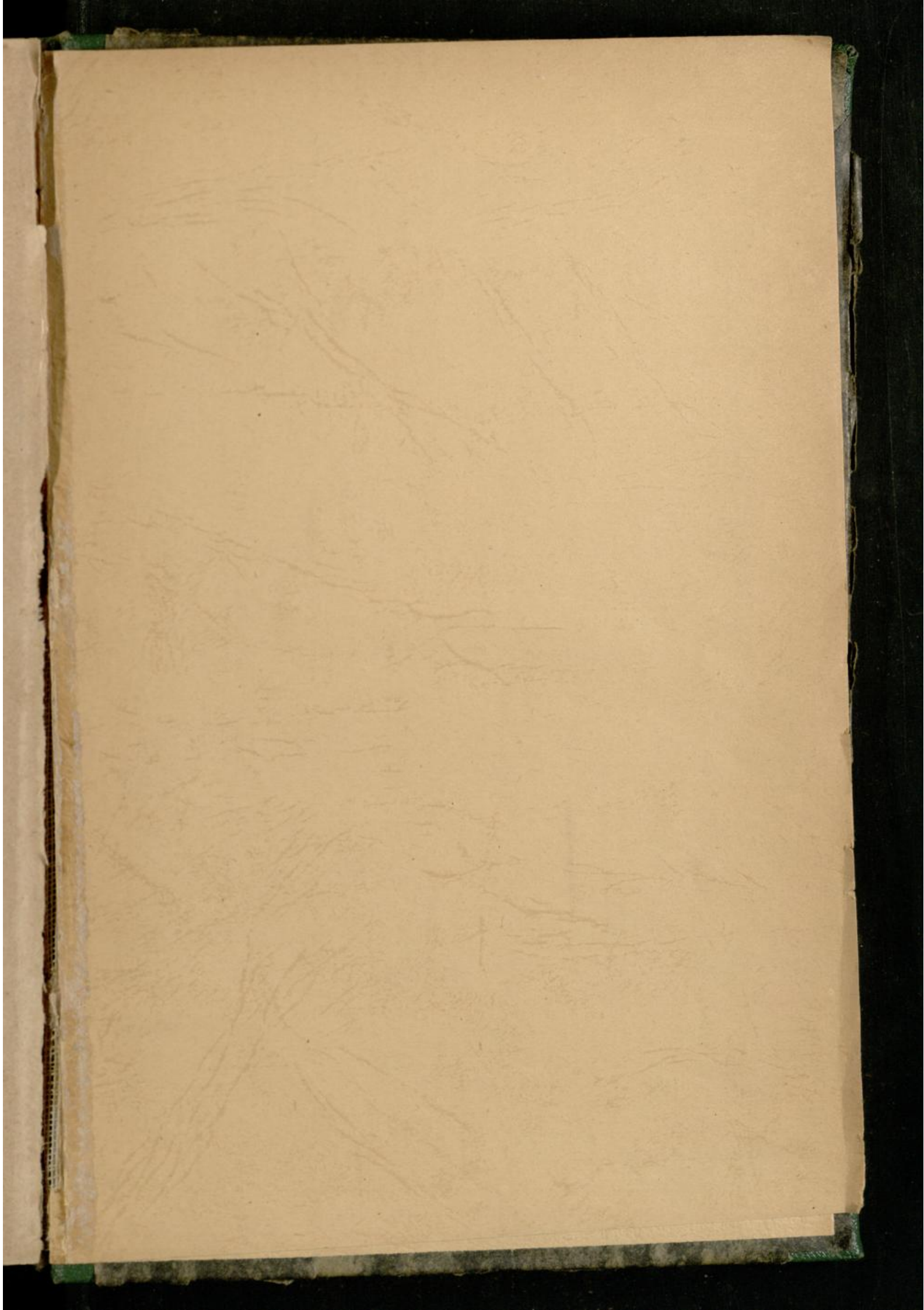
- Galland S. 160, 182, 187, 189, 206.  
 Gasner S. 000.  
 Geologie S. 39, 65, 68.  
 Geschichtskunde S. 32.  
 Geschiebe S. 242.  
 Gesellschaften S. 154.  
 Göppert S. 35.  
 Goerlitzer S. 88.  
 Gotthards-Pass, Schlacht am S. 196.  
 Gotzkowsky S. 195.  
 Greef S. 186.  
 Grunewald S. 110, 156.  
 Grunewald, Jagdschloss S. 114, 152.  
 Grunow S. 65.  
 Grupp S. 73, 74.  
 Günzel S. 205.  
 Hackert, Ph. S. 193, 200.  
 Hammer Burgmstr. S. 72.  
 Handtmann S. 146.  
 Hannover S. 108.  
 Hartwig S. 131, 132.  
 Heimatkunde S. 32.  
 Herkules-Brücke S. 224.  
 Hinrichtung S. 217.  
 Hofleben um 1670 S. 164.  
 Humboldt S. 101, 205, 223.  
 Husitisches S. 88.  
 Hutabnehmen S. 151.  
 Jentsch S. 65.  
 Jentsch S. 90.  
 Joachim II. S. 111.  
 Johann I. S. 141.  
 Joachimsthal S. 68.  
 Karnickel-Berg S. 108.  
 Kiefer-Stammstück S. 65.  
 Körner, Th. S. 244.  
 Konstanz S. 88.  
 Kosakenlager S. 64.  
 Kreuzotter S. 128.  
 Kröten S. 132.  
 Krzyzagorski S. 72.  
 Kunstgeschichte, brand. S. 182.  
 Kunstunterricht S. 160, 187.  
 van Langerveld S. 171.  
 Leichenbrand S. 66, 92.  
 v. Levetzow S. 18.  
 Liebenow S. 83, 93.  
 Lindenpromenade S. 128.  
 Lindenschmit, L. S. 225.  
 Lübscher Baum S. 216.  
 Lurche S. 132.  
 Lynar S. 155.  
 Maass S. 197.  
 Mammut S. 178.  
 Marggraf S. 77.  
 Marstall S. 206.  
 Matzdorff S. 223.  
 Memhard S. 166.  
 Meyer S. 134, 172.  
 Mielke S. 206.  
 Miniatur-Gerichtslaube S. 216.  
 Mitglieder S. 12, 42, 62, 108, 110, 133,  
 157, 201, 225.  
 Moabit S. 107, 146.  
 Moabiter Berg S. 92.  
 Moabiter Gondeln S. 105.  
 Montecuculi S. 173.  
 Mühlendamm S. 157, 160.  
 Müllenhoff S. 142.  
 Münchehofe S. 65.  
 Münzwesen S. 207, 228.  
 Müschner S. 93.  
 Museum, Märk. S. 63, 65.  
 Nauen S. 154.  
 Nehring, Prof. S. 27.  
 Niederlausitzische Gesellschaft S. 154.  
 Normal-Mensch S. 63, 183.  
 Oderbruch S. 223.  
 Osterhase S. 226.  
 Otto III. S. 141.  
 Otto mit dem Pfeile S. 202, 203.  
 Pelobates fuscus S. 132.  
 Pfuel S. 106.  
 Pison S. 204.  
 Pinkenburg S. 158.  
 Podewils S. 166.  
 Polizei-Präsidium S. 91.  
 Polyklet S. 185.  
 Potsdam S. 75.  
 Pribislaw S. 74.  
 Pritzstabel S. 59.  
 Quednow S. 203.  
 Rana esculenta S. 132.  
 v. Rauchhaupt S. 196.  
 Rechtsaltertümer S. 208.  
 Richtstätte S. 63.  
 Riesenhirsch S. 27.  
 Röseler S. 199.  
 Roland S. 141, 208.  
 Rüdger S. 171.  
 Satzungen S. 2.  
 Schadow S. 186.  
 Schärle S. 165.  
 Schaafhausen S. 225.  
 Scharfenberg S. 94, 102.

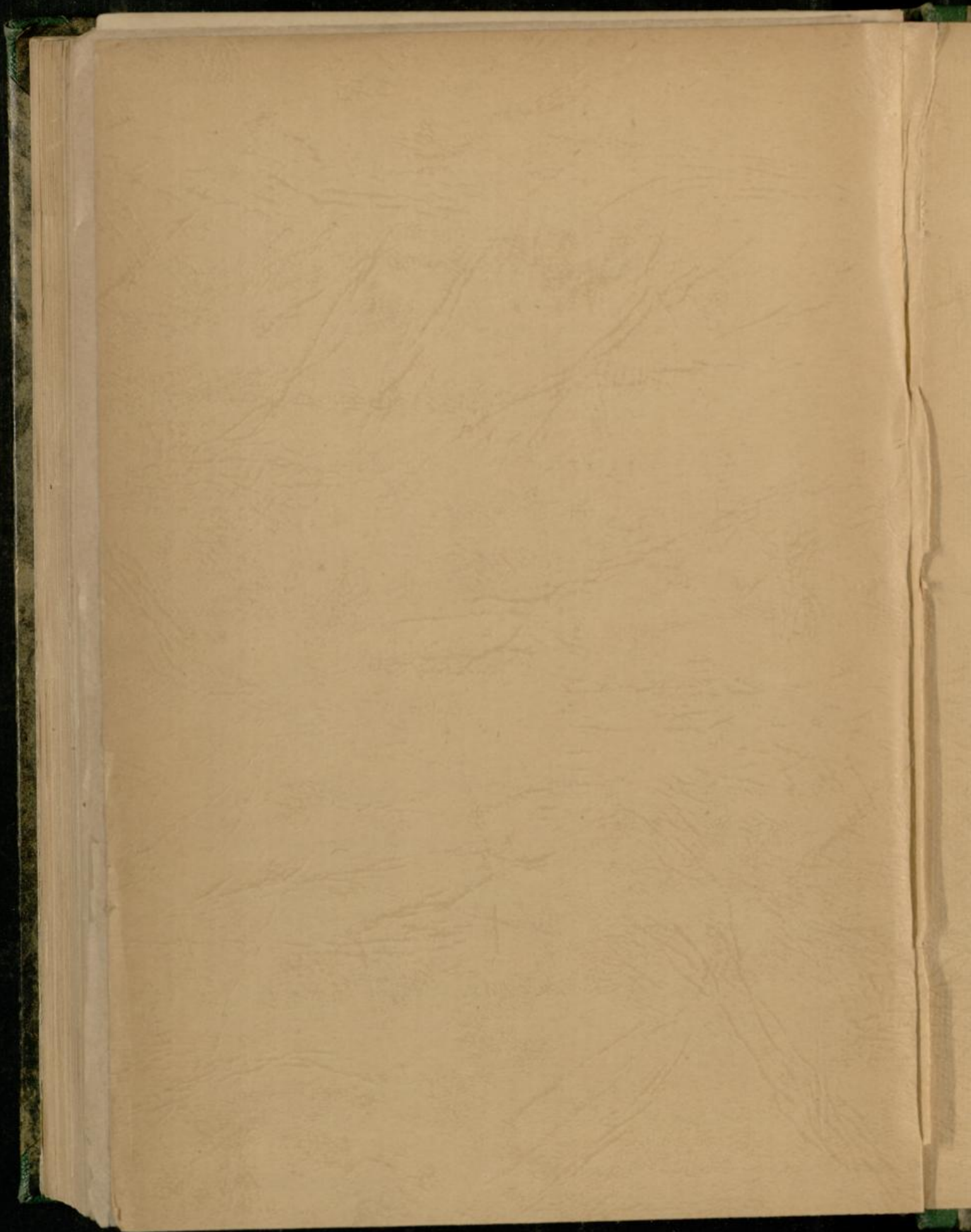
- Schelch S. 156.  
 Schildkröten S. 130, 241.  
 Schlangen S. 128.  
 Schlangengift S. 130.  
 Schlossfreiheit S. 155.  
 Schlossplatz S. 199.  
 Schmuckkästchen, Germ. S. 65.  
 Schütz S. 63, 183.  
 Schwan S. 42.  
 Schwielloch-See S. 119.  
 v. Schwerin S. 163.  
 Sebastianskirche S. 63.  
 Sesshaftigkeit S. 92.  
 Simson-Brücke S. 224.  
 Sitzungsberichte S. 18, 41, 62, 110,  
 134, 138, 157, 159, 181, 201.  
 Skeletfund S. 63, 75.  
 Spindlersfeld S. 28, 37, 127.  
 Stabzerbrechen S. 211.  
 Städtekasse S. 200.  
 Stephani S. 164.  
 Suworow S. 106.  
 Sydow, Anna S. 114, 152.  
  
 Taufschüssel S. 68, 123.  
 Taxus S. 131.  
 Tegel S. 94, 222.  
 Teutscher Merkur S. 75.  
 Theis S. 111, 115.  
 van Thulden S. 168.  
 Thurneisser S. 66, 204.  
 Tiergarten S. 193.  
 Tierleben S. 128, 241.  
 Tismar S. 63, 182.  
  
 Totenuhr S. 221.  
 Totenurnen S. 66, 92, 204.  
 Totleben S. 140.  
 Turenne S. 173.  
 Tutuli S. 127.  
  
 Ulm S. 108.  
 Urnen S. 65.  
 Urnenfunde S. 204.  
  
 Vereine S. 154.  
 Vorstand S. 12.  
 Vorwort S. 1.  
  
 Wahnschaffe S. 39.  
 Wanderbuch S. 243.  
 Wanderfahrten S. 62, 69, 83, 94.  
 Wannsee S. 156.  
 Wassernuss S. 104, 183.  
 Wattenbach S. 93.  
 Weber S. 36.  
 Weisse Frau S. 64.  
 Wenden S. 66.  
 Wilhelm II. S. 132.  
 Wittenberg S. 160.  
 Wolffgrübel S. 167.  
  
 Zache S. 39, 68, 103, 119, 177.  
 Zechlin S. 65.  
 Zelle S. 19, 132, 134, 139.  
 Zeichenbücher S. 160, 187.  
 Zelten S. 193.  
 Zschille S. 65.  
 Zweck d. Gesellschaft S. 16, 20.  
 Zwerge S. 67.

## Fehlerberichtigungen.

- S. 28 Z. 6 v. u. lies: Jahrtausends.  
 S. 67 Z. 24 v. o. lies: Bobersperg.  
 S. 129 Z. 9 v. u. lies: Provincial.  
 S. 137 Z. 10 v. u. lies: Forcas.  
 S. 138 Z. 15 v. u. lies: von Levetzow.  
 S. 140 Z. 12 v. o. lies: von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe.  
 S. 147 Z. 21 v. o. lies: Cabanis.  
 S. 180 Z. 7 v. o. lies: einer [statt: seiner].  
 S. 185 Z. 11 v. u. lies: Polyklet.  
 S. 194 Z. 15 v. u. lies: Ramler.  
 S. 195 Z. 6 v. o. lies: Wendelin.  
 S. 195 Z. 11 v. u. lies: mère.  
 S. 218 Z. 13 v. o. lies: Dachreiter.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender  
 haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten  
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität  
Potsdam



Universitäts-  
bibliothek

Inventarnr.



\*16003285\*



